<36634960460012

Der große Kurfürst
in Preußen.

Vaterländischer Roman

von

Ernst Wichert.

Dritte Abtheilung. — Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Christian Ludwig von Kalckstein.

Von

Ernst Wichert.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Erstes Capitel.

Der Tod räumt ab.

Am 18. Juni des Jahres 1667 schloß für immer die edle Kurfürstin Luise ihr mildes Auge. Nur vierzig Jahre war sie alt geworden.

Groß war in allen Ländern ihres erlauchten Gemahls, und nicht zum mindesten auch im Herzogthum Preußen, die Trauer um die gütige Fürstin. Man wußte, daß sie großen Einfluß auf den Kurfürsten geübt, der sich ihrer ganzen Ergebenheit erfreute, und oft durch ein herzliches Wort seinen Unmuth verscheucht, seine Strenge gemildert hatte.

Niemand aber war durch ihr frühes Hinscheiden schmerzlicher getroffen, als Friedrich Wilhelm selbst. Seinen besten Freund hatte er verloren. Oft stand er, in Gedanken versunken, vor ihrem Bilde, wenn die Politik eine schwere Entscheidung von ihm forderte. Dann rief er wohl bewegt: „O Luise, wie sehr vermisse ich Deinen

Rath!" Ein düsterer Zug haftete seitdem seinem Wesen an. Nie wieder hat er so frohe Tage verlebt, als zu Oranienburg an der Seite der geliebten Frau.

Ja! Seinen besten, treuesten und wahrhaftigsten Freund hatte er verloren. So nahe seinem Herzen fand Niemand mehr einen Platz.

— — — — — — — — — — — — —

Aber kaum einen Monat vorher war auch seine Todfeindin, die Königin Ludowika von Polen, gestorben. Kein Weib, und vielleicht auch kein Mann hatte den Kurfürsten gehaßt, wie sie. Der Stolz der Französin konnte es nicht ertragen, daß er gegen Polen Sieger geblieben war. Noch auf dem Krankenbette setzte sie die Intriguen gegen ihn fort und ermahnte ihre Getreuen, vor allen den klugen und ränkesüchtigen Bischof von Beziers, nicht müde zu werden im Kampf. Nie dürfte ein dem Kurfürsten befreundeter Fürst Polens Thron besteigen!

Sie hatte viel Kränkung erfahren. Mit Fürst Lubomirski, dem entschiedensten Gegner ihres Lieblingsplanes, einem französischen Prinzen die Nachfolge zu sichern, mußte Johann Casimir sich nach heftigstem Waffenstreit aussöhnen. Lange freilich hatte der stolze Pole sich seines Triumphs nicht rühmen dürfen: im Februar schon war er ihr vorangegangen. Aber sein Tod hatte ihr wenig genützt. Der größte Theil der Senatoren, die ganze Armee war gegen sie, und der König selbst nahm nicht mit Entschiedenheit ihre Partei. Wie er nur den Umständen nachgab, als er einst das geistliche Gewand ablegte und die Krone auf sein gesalbtes Haupt setzte, so hatte ihm

auch die Neigung gefehlt, sich zu vermählen. Immer fühlte er sich gedrückt neben der lebhaften, hochmüthigen, intriganten, ehrgeizig strebenden Frau, die ihn übersah. Sie war eigentlich der König. Ihrer Leitung war's zu danken, wenn er nicht ganz würdelos erschien. Aber er spielte nicht gern die Puppe, die sich am Draht regieren lassen mußte. Stets geneigt sich frei zu machen und nach Neigung auszuschreiten, begriff er doch die Nothwendigkeit der Abhängigkeit von ihrem stärkeren Willen. Er beugte sich, aber er fürchtete sie, haßte sie vielleicht. Und er rächte sich oft genug in der Art kleiner Geister, indem er sie als Weib durch rohe Späße und Zumuthungen verletzte. Ihre schwere Krankheit bekümmerte ihn wenig. Als man ihm auf der Nachhochzeit des Herrn Krasinski, eines Sohnes des Kronschatzmeisters, berichtete, seine Gemahlin wäre sehr unwohl, blieb er ruhig, trank und meinte: „Es wird ihr nichts geschehen." Als der Kammerjunker wiederkam und meldete, die Königin läge in den letzten Zügen, schlug er ihm in's Gesicht und rief: „Schwatze nicht solches Zeug, wenn ich heiter bin." Die Kriegsleute und Höflinge, die herumstanden, flüsterten einander zu: „Wie wir merken, möchte unser Herr gern den Wurm loswerden, der ihm den Kopf so peinigt." Sie kannten ihn.

Nun war er den Wurm los, aber sein Kopf fühlte sich deshalb doch nicht wohler. Die französische Partei sorgte dafür, daß er unter ihrem Druck blieb. Es war ein politischer Gedanke der Königin gewesen, daß er zu Gunsten des von ihr protegirten Nachfolgers die Krone niederlegen solle. Dazu war er bereit gewesen. Auch

jetzt nach ihrem Tode erschien sie ihm keine weniger schwere Last. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wann er sie abwerfen würde.

Welche innere Kämpfe standen dem von Russen, Tataren und Kosacken bedrohten Reiche bevor, wenn das geschah? Welche Stellung hatte der Kurfürst zu nehmen? Seine erbittertste Feindin lebte nicht mehr, aber auch sein treuer Anhänger Lubomirski war bei den Todten. Vielleicht ergab der Verlust sich größer als der Gewinn.

Mehr als je vorher mußte sein Blick auf Warschau gerichtet sein. Nur wenn er dort maßgebenden Einfluß behielt, durfte er sich des Besitzes seines souveränen Herzogthums Preußen sicher fühlen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Sommer dieses selben Jahres lag auch „der alte Querulant", Generallieutenant Albrecht von Kalckstein in Knauten auf seinem letzten Schmerzenslager.

Schon seit sechs Wochen hatte er dasselbe nicht einmal mehr stundenweise verlassen können. Er litt furchtbar. Sein Leib war so abgezehrt, daß die Haut über die Knochen gespannt schien, sein Gesicht mumienartig eingetrocknet, der zahnlose Mund ohne Kraft sich zu schließen. Er hatte wenig Schlaf, ächzte und stöhnte unaufhörlich. Er konnte die Beine und Arme nicht rühren, nur mit Hilfe seines Dieners, des Hans Heinrich Rothschrötel, seine Lage wechseln, der ihm auch die wenige Nahrung einflößte, die er noch zu sich nahm. Trotz der warmen Witterung draußen mußte ununterbrochen das Feuer im Ofen brennen; er war hoch mit Federbetten und Pelzen

bedeckt, fror aber doch. Unter dem Kopfkissen lag der Schlüssel zu dem Gewölbe, in welchem der Kasten mit seinem Geldvorrath stand. Seine schwerste Sorge war, daß man ihn während seines Schlafs vorziehen und mißbrauchen könnte. Die geladenen Pistolen mußten auch jetzt auf dem kleinen Tisch am Kopfende des Bettes liegen. Er sah sie wenigstens, wenn auch die Hand nicht danach greifen konnte; das beruhigte ihn einigermaßen. Er hatte von Werthsachen, was nicht verschlossen war, in sein Krankenzimmer zusammentragen lassen. Trat einer zu ihm heran, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, so behielt er ihn fest im Auge, bis er wieder zur Thür hinaus war. Er traute Niemand, auch Hans Heinrich nicht. Aber er konnte ihn nicht entbehren. Bald traktirte er ihn als „Schuft" und „Spitzbube", bald gab er ihm die zärtlichsten Schmeichelnamen. Wenn ihn die Schmerzen heftiger packten, stöhnte er: „Ah — ah — ah! das ist für meine Sünden — das ist für meine Gottlosigkeit! Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende in Gnaden!" Hatte er dann wieder eine Weile Ruhe, so meinte er doch: „Ich halt's aus, Hans Heinrich, ich halt's aus. Ist schon manchmal soweit mit mir gewesen — ich halt's aus. Dem Teufel soll der Spaß verdorben werden. Ich will noch nicht sterben, will nicht! Sie lauern auf meinen Tod — was? Sagt's ehrlich heraus. Haben sie sich nicht hinter den Medicus gesteckt? Wenn sie mich vergeben könnten —! Pah! Du nimmst von jedem Tränkchen den ersten Löffel vor meinen sehenden Augen — Du! Gieb Acht, daß der Apotheker, der Schurke, sich nicht vergreift. Willst doch

selbst nicht verenden, wie ein Hund. Ehrlich, Hans Heinrich, ehrlich! Soll Dir reichlich vergolten werden, wenn ich wieder aufkomme. Noch ist's nicht so weit — was? Ein alter Kriegsknecht fällt nicht so bald um. Den Pelz höher hinauf, Hans Heinrich! Es ist kalt, wie im Februar. Wenn das verdammte Frieren nicht wäre! Ah — au — äh — — nun geht's wieder los mit dem Zwacken und Reißen. Herr Gott im Himmel, mach's gnädig! Ich bin ein armer Sünder."

Mehrmals war er schon ganz aufgegeben, aber seine zähe Natur wollte sich nicht bezwingen lassen. Der Arzt hatte mit aller Bestimmtheit gesagt, es gehe zu Ende; höchstens noch um ein paar Wochen könne es sich handeln, vielleicht nur um Tage. Die Kinder hielten sich für alle Fälle in der Nähe; nur Frau von Kleist fehlte, deren Mann die Kalckstein'schen Güter in der Niederlausitz verwaltete. Das weckte den Argwohn des Alten — seine Kinder waren ja die Erben. Hätt' er nur all' seine Habe mitnehmen können, das Sterben wär' ihm nicht so schwer geworden.

Sein ältester Sohn, der Oberst Christian Ludwig, war erst im vorigen Jahr aus polnischen Diensten zurückgenommen, nachdem sein Regiment in der littauischen Armee abgedankt worden. Er hatte mit seiner Frau eingebrachtem Vermögen das Gut Romitten, ganz in der Nähe von Knauten und Mühlhausen, gekauft, 55 Hufen, zu seinem künftigen Erbe gut gelegen. Er wohnte jetzt dort. Seine Frau, die Marie Elisabeth Kitlitzin, war eine gute Wirthin; sie hatte das Hauswesen trefflich in Ordnung gehalten, den Bauern auf den Dienst gepaßt

und die Mägde streng beaufsichtigt. Für die älteren Kinder war ein Hauslehrer angenommen, Joachim Gnekovius mit Namen, einer Königsberger Wittwe Sohn, Theologe und tüchtiger Lateiner, ein fadenscheiniges Kerlchen, der Frau sehr ergeben und auch dem Oberst zugethan, obschon in seiner Nähe leicht von einem Zittern befallen. Das ging auch anderen von seinen Untergebenen so. Er hatte etwas im Blick, das zur Furcht zwang, so leutselig er auch zu sprechen pflegte. Seine Pflicht den Kindern gegenüber nahm Gnekovius sehr genau. So konnte die Obristin ohne Sorge öfters nach Knauten hinüberfahren, nach dem Kranken zu sehen. Ihr Mann wünschte das. Seine Schwestern hatten sich dort einquartiert, mit denen er schlecht stand: sie sollte aufpassen, daß nichts Unrechtes geschehe. Seinem Bruder, dem Christoph Albrecht, der sich häufig von Wogau einfand, wich er am liebsten ganz aus. Er wollte keinen Lärm schlagen und wußte doch, daß der Oberstlieutenant mit den Schwestern zusammensteckte, dem alten Herrn wo möglich noch etwas abzulisten. Man gönnte ihm das Haupterbe nicht, das doch dem ältesten Sohn von Rechtswegen zuzukommen schien.

Die Lowisa Hedwig war diesem schon von Jugend an nicht wohlgesinnt gewesen. Der Vater hatte ihn während seiner häufigen Abwesenheit außer Landes ihr zum Aufseher bestellt gehabt. Er war streng mit ihr verfahren, sie behauptete tyrannisch. Er kannte ihren Leichtsinn, traute ihren Grundsätzen nicht. Ihr heißes Blut kochte leicht über und trieb sie zu mancherlei Ausschreitungen, die eine ernstliche Rüge forderten. Darüber gab's täglich

Zank. Als junges Ding schon bewegte sie sich am liebsten in Männergesellschaft und trug ein freies Wesen zur Schau, das dem Bruder höchlich mißfiel. Er hatte öfters Streit mit Kameraden, die sie übel behandelte. Dann verliebte sie sich plötzlich in den Rittmeister Jacob von Keller, einen leichtfertigen Menschen, der ihm als Spieler und Trinker bekannt war, auch sein Hab' und Gut fast vollständig schon durchgebracht hatte. Christian Ludwig sprach sich sehr eifrig gegen diese Partie aus, warnte, suchte eine Trennung herbeizuführen. Aber ihre Verliebtheit war so groß, daß sie die Verbindung, der auch der Vater abgeneigt war, meinte ertrotzen zu müssen. Des Vaters wüstes Treiben hatte ihr nicht verborgen bleiben können; ihm am wenigsten glaubte sie Respect zu schulden. Bald kam's heraus, daß sie dem Rittmeister, der sich schon in Knauten als ständiger Gast eingelegt hatte, größere Gunst gewährte, als mit dem guten Ruf eines Edelfräuleins vereinbar. Keller stellte unverschämte Forderungen an die Familie, die er an der Hand zu haben glaubte. Nun schlug plötzlich ihre Stimmung um; sie wollte von der Heirath nichts mehr wissen. Ihr Bruder aber bestand auf derselben, da die Sache schon zu publique sei, und nöthigte den Rittmeister jede Bedingung zu acceptiren. Das vergaß die Kellerin ihm nie. Er sei Schuld, sagte sie, daß sie einen solchen Mann bekommen habe. Der Oberst meinte dagegen, sie hätte sich besser im Zügel halten sollen — er brauchte wohl auch einen viel schärferen Ausdruck, der bewies, was er von ihr hielt — so wäre das nicht geschehen. Die Ehe war unfriedlich. Der Ritt-

meister übernahm das Gut Sommerau, konnte sich aber nicht halten. Dann trieb er sich lange mit Weib und Kind in Pommern um, von dem alten General nur dürftig unterstützt. Endlich kam er wieder nach Preußen zurück und schickte seine Frau nach Knauten. Sie hielt sich seitdem abwechselnd dort und im Kalckstein'schen Hause zu Königsberg auf dem Roßgarten auf, wo der Rittmeister sein Quartier genommen hatte. Mit dem Oberst stand sie auch jetzt nicht auf gutem Fuß. Von ihm hatte sie in Zukunft nichts Freundliches zu erwarten. Ihre ganze Hoffnung richtete sich darauf, den Vater zu bestimmen, ihre Abfindung reichlicher zu bemessen, als in seinem Testament, wie sie wußte, geschehen war.

Ihre Schwester, die Frau Oberstlieutenant, Marie Sophie von Löbel, konnte für respectabler gelten. Ihr Mann besaß das Gut Polommen bei Sensburg und hielt sich von den Verwandten unabhängig. Der Verkehr mit Knauten war nie besonders rege gewesen; dem etwas hausbacken gemüthlichen Landedelmann aus der Polakei war's im Hause des Generals nicht wohl geworden. Den Oberst hatte er sehr selten gesehen; sein verstecktes Wesen stieß ihn ab, ein engeres Verhältniß hatte sich nicht bilden können. Doch wußte man auch von keinem Zerwürfniß. Die Löbelin ließ sich, wenn sie in Knauten zum Besuch war, wohl auch in Romitten blicken. Aber sie fuhr selten wieder ab, ohne Streit mit ihrer Schwägerin gehabt zu haben. Sie besaß eine derbe Munterkeit und die Angewohnheit, sehr ungenirt „die Wahrheit zu sagen". Die vornehme nnd feierliche Art der Kitlitzin regte allemal

ihre Spottlust an. Sie mußte es ihr zu verstehen geben, daß sie nicht scheine vergessen zu können, eines Regiments-raths Tochter zu sein. Das bestätigte dann Frau Marie Elisabeth ausdrücklich. Sie konnte die kleine runde Frau mit den rothen Backen und vergnügten Augen nicht leiden. Nun war Frau von Löbel auf die Nachricht von ihres Vaters nahem Ende in ihrer großen Landkutsche herbeigeeilt, mußte sich aber länger verweilen, als sie erwartete. Herr Johann von Löbel folgte ihr nach einiger Zeit, sobald für seine Wirthschaft gesorgt war. Sie hielten sich nicht gerade von Romitten absichtlich fern, neigten aber doch mehr zu andern Seite. Man wollte sich, wie die Löbelin äußerte, „die Butter vom Brod nicht nehmen lassen, ohne sich zu wehren“.

Am feindseligsten in seiner ganzen Haltung zeigte sich der Oberstlieutenant. Er konnte es nicht überwinden, daß er als der jüngere Sohn geboren sei, und gerade jetzt fühlte er sich täglich mehr an diese Unbill des Geschicks erinnert. Wiederholt hatte sein Vater sich mit dem Obersten so schwer erzürnt gehabt, daß die Drohung, ihn enterben zu wollen, ernstlich gemeint erscheinen konnte; aber immer wieder war eine Aussöhnung erfolgt. So manchem Kriegs-herrn hatte der Bruder gedient, in so mancher blutigen Schlacht mitgefochten, aber von keiner Kugel war er getroffen worden. Zweimal kam er in Gefangenschaft des Moskowiters und brachte sich heil heraus. Albrecht hatte gehofft, er werde in polnischen Diensten bleiben und seinen Erbtheil dereinst baar herausziehen — auch diese Aussicht trog. Nun war er innerlich gegen ihn so erbittert,

daß er nur immer auf einen Plan dachte, ihm doch noch zuvorzukommen. In den Schwestern sah er Bundesgenossen, die zur Zeit warm gehalten merden müßten. An des Generals Bett trat er zwei, drei Mal des Tages, streichelte seine Schulter, küßte seine Stirn, sprach ihm geschmeidig Trost zu. „Es wird besser werden — der Medicus hat's gesagt. Eure Augen sind wieder heller, Vater — der Husten hat sich gelegt. Denkt nicht gleich an's Schlimmste, es wird besser werden — Ihr seid ja eigentlich auch noch nicht alt.“ Das hörte der kranke Mann, wenn er's ihm recht laut in das taube Ohr schrie, gar nicht ungern.

Eines Morgens nach einer erträglicheren Nacht schien die Gelegenheit günstig, einen Vorstoß zu wagen. „Es würde schneller zur Besserung gehen, Vater,“ bemerkte er, „wenn Ihr die Sorgen aus den Kopf bringen könntet. Sagt, was Ihr wollt, ich weiß, daß Ihr Euch der Güter wegen Sorge macht. Hoffentlich lebt und regiert Ihr noch lange, Vater, aber einmal wird doch . . .“

Der Alte wendete unruhig den Kopf zur Seite und zuckte mit den Augenlidern. „Was — was — was?“ knurrte. er. „Was wird einmal? Geht's euch zu langsam — he?“

„Mir nicht, Vater — mir gewiß nicht,“ versicherte Albrecht. „Ihr seid mir immer gütig und nachsichtig gewesen: je länger Ihr lebt und das Heft in der Hand haltet, um so besser ist es für mich. Oder meint Ihr, mein Bruder, wenn er hier der Herr ist, wird glimpflicher mit mir umgehen? Was hab' ich von ihm zu erwarten?

Er hat auf Eure Wohlthaten gegen mich immer scheel gesehen. Es verdroß ihn von je, daß er Geschwister hat, zumal einen Bruder, der doch nicht ganz zur Seite zu schieben ist. Wie er Euch heut gesinnt sein mag, weiß ich nicht; er läßt sich selten genug blicken, und mir geht er schon seit seiner Rückkehr von Polen aus dem Wege, so viel er kann. Sein Vertrauter bin ich am wenigsten — es wär' ihm vielleicht so schon lieber, ich wüßte Manches nicht, das doch nicht vor mir geheim bleiben konnte."

Der General stieß einige Laute aus, die ganz unverständlich waren. Nach einer Weile sagte er: „Wo soll's hinaus? Ich weiß nicht, was Du willst. Mein Testament liegt in der Oberrathsstube — hab' nicht vergessen, daß ich außer dem ältesten noch mehr Kinder habe. Ist einer schon jetzt unzufrieden — he? Kann den Familienbesitz nicht zersplittern. Die Töchter haben bereits ein gut Theil von dem ihrigen voraus. Was ich ihnen weiter noch mit warmer Hand gebe, steht bei mir — und hat keiner darüber zu murren, ob's geschieht oder nicht — keiner!"

„Das steht bei Euch, Vater," bestätigte Albrecht. „Sie fürchten auch nicht so sehr, daß sie in Eurem Testament zu kurz kommen. Aber sie wissen doch, daß sie auf eine Abfindung gesetzt sind, und da . . ."

„Nun — nun?" fragte der alte Herr ungeduldig, da er zögerte. „Versteht sich doch von selbst."

„Es läßt sich schwer sagen, Vater," zischelte Albrecht, sich dicht zu seinem Ohr hinabbeugend. „Ludwig ist ja ihr Bruder — und auch mein Bruder. Es kann sein, daß er den besten Willen hat, uns dermaleinst gerecht zu

werden. Obgleich . . . Aber ich sage nichts; es kann sein. Nur wie die Dinge liegen, Vater . . .“

„Wie liegen die Dinge — wie? Ich will's wissen. Wie liegen die Dinge?“

„Ich meine, das ist Euch besser bekannt, Vater, als mir. Es ist Euch selbst viel Widerwärtigkeit erwachsen aus Eurer Opposition gegen den Herrn Kurfürsten —“

„Ach — das weiß Gott, das weiß Gott!“

„Ihr hattet eine Zeit lang allen Grund zu fürchten, daß man Euch an die Lehnsgüter wolle.“

„Ja — der Herr Vetter in Grawenthien streckte schon die Hand aus. He — he — he — der Fuchs!“

„Seht Ihr wohl. Schließlich hat man doch Euer Alter und Verdienst so schwer nicht kränken wollen. Euer Sohn aber . . .“

Der General merkte auf. „He —? Mein Sohn? Der Christian Ludwig, meinst Du. Was ist mit dem — he?“

„Er steht da oben schlechter angeschrieben, fürcht' ich, als Ihr selbst in der schlimmsten Zeit, Vater. Ich hab' ungesucht nur zu oft Gelegenheit gehabt, über ihn sprechen und urtheilen zu hören. Daß er vom Amt Oletzko suspendirt worden —“

„Es war eine Hundsfötterei!“

„Mag sein, Vater. Aber im Königsberger Schloß sieht man's doch mit andern Augen an — und nun gar in Kölln an der Spree . . . Und gerade weil's nicht völlig in der Ordnung gegangen ist, paßt man um so mehr auf, wie's hingenommen wird. Mein Bruder ist

wenig vorsichtig gewesen, hat jeden hören lassen, daß er sich's als einen unerträglichen Schimpf rechne — hier und in Polen, hat in seiner brüsken Manier oft unehrerbietig über den Kurfürsten gesprochen, die Souveränetät bestritten, polnische Dienste genommen, als zwischen dem Herrn Kurfürsten und dem König Streit war, und mit Euch viel Briefe gewechselt, nachdem Ihr in Bartenstein vom Landtag verwiesen waret. So meint man, daß der Sohn noch gefährlicher sei, als es der Vater gewesen, und sinnt gewiß schon längst darauf, wie man ihn unschädlich machen könne."

„Pah! Was will man ihm anhaben?"

„Das nehmt nicht so leicht, Vater. Ihr könnt selbst ein Lied davon singen, wie man einem zu Leibe geht, der unliebsam geworden. Es liegt so mancherlei auf der Straße, das man nur aufzuheben und in's rechte Licht zu stellen braucht. Wenn Ludwig dann durch Euer Testament in den Besitz der Güter gekommen ist . . ."

„Du meinst —?"

„Ich sage nur, daß die Schwestern vielleicht nicht ohne Grund sich Sorgen hingeben, ihre Abfindungen könnten schlecht sicher gestellt sein. Wären die Güter in meiner Hand — es hätte dann keine Gefahr. Ich gelte da oben als wohlgesinnt, habe mich stets gehütet, es mit den Machthabern zu verderben, stütze mich zudem auf die Familie meiner Frau, der man nicht vor den Kopf wird stoßen wollen. Ich spreche nicht für mich, Vater, — wahrhaftig nicht. Aber Euch selbst kann's nicht gleichgültig sein, was aus den Gütern wird. Ludwig ist ein unruhiger

Kopf, mit all' seinen Gedanken mehr in Polen als hier. Wer weiß, was geschieht, wenn der Teufel sein Spiel treibt."

Der Kranke schnappte mühsam nach Luft. „Das heißt also — ich soll mein Testament umändern — was? Den Christian Ludwig zu Deinen Gunsten enterben — was?"

„Enterben, Vater! Wie könnt' ich Euch so etwas gegen meinen leiblichen Bruder rathen? Schande über mich, wenn ich daran auch nur im Traum gedacht. Aber zu seinem eigenen Besten ist's vielleicht, wenn ihm die Güter nicht zufallen. Er wird sie doch verlieren bei seiner Waghalsigkeit, ich seh's voraus. Müßt' ich sie übernehmen, könnt' ich leicht durch meiner Frau Verwandte und Freunde die Mittel anschaffen, ihm vollauf gerecht zu werden. Meint Ihr nicht? Dann wär' er ein freier Mann. Seiner Frau Heirathsgut kann man ihm nicht nehmen."

Der General hatte den Kopf nach der Wand gedreht, fing wieder an zu ächzen und zu stöhnen. — „Ah — ah — ah! Die Kinder, die Kinder! Nichts als Sorg' und Noth! Zu all den schrecklichen Schmerzen . . . Ah — ah!"

Albrecht beugte sich über ihn. „Wenn Ihr wollt, Vater, daß ich den Notarius —"

„Nein, nein — noch nicht. Es eilt nicht. Ich will's überlegen. Es eilt nicht, sag' ich Dir. Noch geht's mit mir nicht zu Ende, wie mancher wünscht. Der Notar soll dableiben. Wenn's mit mir zu Ende gehen wird . . . Ah — oh — äh! Das reißt! Luft — Luft! Den Hans

Heinrich — rufe mir den Hans Heinrich! Luft — ich ersticke!“

Albrecht that, wie ihm befohlen. Der erste Angriff sei abgeschlagen, meinte er zu den Schwestern, aber doch nur mit halber Kraft. Er habe sich selbst verwundert, wie wenig wild der Alte bei seinem Vorschlag geworden. „Er muß ja einsehen, daß ich Recht habe,“ fügte er hinzu. „Macht ihr's nun geschickt, daß er euch im Auge behält. Ich hab' ihm einen Floh in's Ohr gesetzt — laßt den nicht wieder hinausspringen. Es kann noch alles gut werden.“

Einige Tage darauf verlangte der General nach dem Geistlichen. Er wünsche das heilige Abendmahl zu nehmen. Man wollte nach Mühlhausen schicken, aber das verbat er. Der alte Pastor Damler hatte im vorigen Jahr das Zeitliche gesegnet; es war jetzt ein junger Mann auf der Stelle, zu dem er kein sonderliches Vertrauen in seiner Gewissensnoth hatte. „Was weiß der von mir,“ sagte er. „Soll ich mich mit frommen Redensarten abspeisen lassen? Zu einer langen Beichte hab' ich nicht den Athem — steht auch zu viel an der Kreide. Ah! der Alte — — der kannt' mich aus- und inwendig. Brauchte blos leise anzutippen, so wußt' er, wo's saß. Und dann mit Brennnesseln drauf los geschlagen und seinen gnädigen Herrn nicht geschont! Ah — ein rechter Jesaias! Hab' ihm still gehalten, dem Mann Gottes, hab' ihm allezeit still gehalten. Er muß mir's bezeugen da oben. Aber das verzeih' ich ihm nicht, daß er mir vorangegangen ist. Sein Nachfolger ist mir zu lammfromm. Kann mich mit

ihm nicht verständigen. Schickt nach seinem Sohn, dem Adjunkten in Schmoditten, der ist eher von seinem Holz, obschon noch nicht ganz so knorrig. Er weiß durch den Alten mancherlei, wird mich nicht ganz sanft in den Schraubstock nehmen. Holt mir den Johann Gerhard und spannt die beste Kutsche an. Zum Teufel! ich will als ein guter Christ hinübergehen. Der Leib des Herrn wird mir wohler thun, als alle Medicin."

Er befand sich in recht jämmerlichem Zustande, als der Adjunkt anlangte. Viele Stunden mußte der warten, bis er an's Bett gerufen wurde. Die ganze Familie war unten im großen Zimmer versammelt; auch den Oberst und seine Frau hatte man benachrichtigt. „Macht ihm die Hölle nicht gar zu heiß," bat er, „es quält ihn ohnedies schon genug, was er sich Schuld geben mag. Wir sind allzumal Sünder." Albrecht nahm ihn bei Seite. „Sorgt, daß er sein Testament ändert — es soll Euer Schade nicht sein," sagte er. „Mir und den Schwestern geschieht himmelschreiendes Unrecht — führt ihm das zu Gemüth." Damler zuckte die Achseln.

Als Rothschrötel den Geistlichen dann an das Bett führte, lag der General mit einer weißen Decke bedeckt und glatt rasirt da. Die Pistolen waren weggeschafft, auf dem kleinen Tisch stand ein silberner Armleuchter mit brennenden Wachskerzen. „Wie geht's Ew. Excellenz?" fragte Damler theilnehmend.

„Gut, gut," stöhnte der alte Herr. „Donnert nur los und kümmert Euch um die Excellenz nicht. Es ist alles Narrethei — was? Wir nehmen nichts mit. Nackt

kommen wir auf die Welt und nackt ziehen wir wieder ab. Euer Vater war ein braver Mann, hat mir's oft in die Ohren geschrieen. Ein Schwerenöther! Sagt mir aufrichtig Eure Meinung, Hochwürden: ist da drüben wirklich gar kein Unterschied zwischen Vornehm und Gering? Man ist's doch so sein Leben lang gewohnt gewesen. Gar kein Unterschied?"

Damler schlug ein Kreuz über ihm. „Gute und Schlechte finden ihren Lohn," antwortete er, „das ist uns versprochen. Von einem andern Unterschied weiß Gott nichts."

Der General seufzte. „So wird mir's übel ergehen, fürcht' ich. Denn ich habe stets gelebt wie ein Edelmann, der ich auch geboren bin. Will also die Hoffnung nicht ganz aufgeben, der liebe Gott wolle es meiner armen Seele nicht zurechnen, daß sie in eines Edelmanns Haut gefahren war, wenn die auch schon drüben nichts gelten soll. Und nun schlagt zu, Hochwürden, und haltet mir das Sündenregister vor, wie Ihr meint, daß es mir passend ist. Ich kann nicht viel sprechen. Wenn ich mich aber eines Falles unschuldig weiß, will ich den Kopf schütteln oder mit den Augen abwinken. Wird mich wohl nicht sonderlich aufregen."

Der Adjunkt mußte seine Sache gut gemacht haben, denn der Generallieutenant war ganz zerknirscht, als nun auf sein Anfordern die Kinder an seinem Bett erschienen, mit ihm das Abendmahl zu nehmen. „Wollet mir alle verzeihen," sagte er, „wenn ich dem einen und andern einmal ein Unrecht gethan habe, wie ich's auch umgekehrt

keinem in den Himmel nachtragen will, daß er mich erzürnt hat. Es ist aus mit dem Queruliren in großen und kleinen Dingen. Zuletzt geht's doch nicht um's Recht, sondern um die Gnade. Herr Gott, sei mir gnädig!"

Hans Heinrich mußte ihm die Hände zusammenlegen, da er sie nicht falten konnte. Mit schwacher Stimme fing er ein Lied an zu singen, in das die Umstehenden einstimmten, mußte aber gleich nach der ersten Zeile abbrechen, da ihn ein Krampfhusten befiel. „Macht's schnell, Ehrwürden," krächzte er, „Gott muß mit dem guten Willen vorlieb nehmen!"

Nach der heiligen Handlung fiel er in einen tiefen Schlaf und verharrte mehrere Stunden darin. „Morgen hol' ich den Notar," sagte Albrecht, als er sich von den Schwestern verabschiedete. „Er ist jetzt in milder Stimmung und wird thun, was wir ihm rathen."

Spät Abends wurde aber der Oberst nach Knauten gerufen. Der gnädige Herr hab' ihn dringend sprechen wollen. Er fuhr sogleich dorthin. Die Damen waren schon schlafen gegangen.

Der Kranke sah merklich verändert aus. Die Augenlider hingen ihm schwer und die Muskeln des Gesichts zuckten unwillkürlich. „Er ist nicht mehr ganz bei sich," flüsterte der alte Diener dem Oberst zu.

Der legte ihm die Hand auf die Stirn. „Vater," rief er, „Ihr habt mich sprechen wollen."

Der General schien aufzuwachen, wandte den Kopf zur Seite und fragte mit heiserer Stimme: „Bist Du's, Ludwig — bist Du's? Ich seh' Dich nicht recht."

Der Oberst kniete neben dem Bett nieder. „Ich bin's, Vater."

„Sind wir allein?"

„Der Hans Heinrich ist im Zimmer."

„Er soll abtreten. Oder nein — dies mag er wissen. Er soll Zeuge sein. Der Pfaffe hat mir doch nicht alles vom Herzen wegnehmen können — nicht alles. Ich hab' eine Tochter, wie Du weißt, Ludwig — die Gabriele — die Lubmirska — — die hab' ich in meinem Testament nicht bedacht. Sollt' kein Maulgesperre geben. Dir aber sag' ich's — daß ich ihr mein Haus — in Warschau — zum Eigenthum vermache — schuldenfrei. Und wollest ihr freundlich im Leben beistehen, Ludwig. Versprich mir durch Handauflegen, daß Du das alles halten willst."

„Ich will," sagte der Oberst, indem er die Hand auf die Brust des Kranken legte.

„Das Testament — bleibt in Kraft —," fuhr derselbe, immer nach Athem ringend, fort. „Ich mag's nicht — ändern — wie Deine Geschwister — wollen. Es ist zwischen uns — viel Feindschaft gewesen — ich will keinem — allein die Schuld geben. Nun aber ist's seit Jahren — ausgeglichen. Ist's nicht?"

„Es ist ausgeglichen, Vater."

„Schicke den Hans Heinrich fort — ich hab' Dir noch etwas — zu sagen, das ist für keinen — sonst. Aber schnell — schnell! Mir wird's schwarz — vor den Augen."

Der Oberst winkte dem Diener sich zu entfernen. „Wir sind allein, Vater.“

„Es ist gut. Mein Testament — ich hab' noch ein ungeschriebenes — für Dich, Ludwig. Das sollst Du in Ehren halten. Sie haben mich — den alten Querulanten genannt — weil ich für die Rechte — des preußischen Adels — jederzeit mannhaft eingetreten bin. Die sind nun — übel geschwächt und verkümmert, seit man mich — bei Seite geschoben — und zeigt sich's alle Tage mehr, daß kaum noch ein Schatten — der alten Freiheit übriggeblieben. Laß mich — die Hoffnung — in's Grab mitnehmen, daß noch nicht alles — verloren ist. Solcher Väter — Söhne — leben noch. Die polnische Freiheit — lebt noch . . . noch — lebt noch. Zu der — streben wir. Die Krone Polen — bleibt — unser Schutzherr. Es ist alles — Spiegelfechterei . . . Hundsfötterei . . . erzwung'ner Eid. Steh' treu zum — König . . . Uns ist Schmach — angethan . . . Seine Majestät — Majest . . . Ma . . . Majestät . . . Ma . . .“

Die Zunge lallte nur noch. Er wiederholte immer dasselbe Wort oder auch nur einzelne Silben. Sein Bewußtsein schien völlig zu schwinden. Das Kinn sank auf die Brust. Ein röchelnder Ton ließ sich vernehmen. Der Oberst stand auf, legte die rechte Hand auf die vom Fieberschweiß feuchte Stirn des Sterbenden und murmelte: „Dein Testament soll gehalten werden — das Testament eines preußischen Edelmannes an seinen Sohn! Es ist uns Schmach angethan — die soll ausgelöscht werden, so wahr ich Christian Ludwig von Kalckstein heiße.“

Das Röcheln wurde beängstigender. Er rief Rothschrötel herbei. „Es geht zu Ende," meinte derselbe.

Nun ließ der Oberst die Schwestern wecken, schickte Eilboten nach Wogau und Romitten. Vor Mitternacht noch war die ganze Familie um das Sterbebett versammelt. Die Frauen weinten und beteten — das forderte so die Gelegenheit der Stunde, mit dem Herzen war vielleicht nur die Obristin dabei. Albrecht sah finster aus und wechselte mit dem Bruder kein Wort. Bei der Ankunft hatte er ärgerlich zur Kellerin gesagt: „Es scheint, wir haben verspielt."

Das Athmen des Kranken wurde schwächer und schwächer, setzte zeitweilig ganz aus. Dann bewegte sich der Kopf noch einmal unruhig auf dem Kissen hin und her. Die Augen öffneten sich und blickten voll Angst umher. Noch ein röchelnder Laut wie ein Aufschrei aus tiefster Brust — dann war's zu Ende.

Christian Ludwig drückte dem Vater die Augen zu.

Dann überließ er die Leiche den Frauen.

In der großen Stube unten trafen die Brüder zusammen.

„Laßt uns Frieden halten," sagte der Oberst, die Hand bietend.

„Das steht nicht bei uns," antwortete Albrecht. „Ihr seid nun der Herr. Ich will hoffen, daß Ihr des Vaters Testament ehrlich deutet."

„Des Vaters Testament hat einen mündlichen Nachtrag," bemerkte der Oberst, sich verletzt abwendend, „ich muß sorgen, daß ich auch daraus die Erbschaft antreten

kann. Aber es soll in allem nach der Gerechtigkeit gehen."

„Ich wollte, Ihr richtetet Euch lieber nach der Billigkeit," bemerkte Albrecht mit spitzer Betonung.

„Nach der Gerechtigkeit," wiederholte der Oberst.

„So erwartet keinen Dank," sagte Albrecht, zischte durch die Zähne und ging hinaus.

Die Obristin kam ihrem Mann zu melden, daß die Leiche schon mit dem Sterbehemd bekleidet daliege. „Deine Schwestern sprechen häßlich," sagte sie. „Nimm Dich in Acht!"

Er legte den Arm um ihre Schulter und führte sie durch das Zimmer. „Es wird bald noch toller kommen," antwortete er, „aber ich höre nichts. Das muß nun durchgefochten werden."

Zweites Capitel.

Der Erbschaftsstreit.

Der General lag noch — in einem goldgestickten rothen Rock, Spitzentuch und langen Manschetten, hohen Stiefeln, den Tressenhut und Degen zur Seite — im eichenen, mit Silber beschlagenen Paradesarge, als schon der Streit wegen der Theilung losbrach.

Die Kitlitzin war nach Knauten übergesiedelt. Sie meinte aufpassen zu müssen, daß nichts bei Seite gebracht werde. Sie war für Ordnung und nahm ein Inventar der Wirthschaftssachen im Hause, des Silbergeschirrs und der Wäsche auf.

Darüber ärgerte sich die Löbelin und ließ es an spitzen Reden nicht fehlen. Der Oberst nahm seine Frau in Schutz. Nun fuhr die Löbelin los: „Ihr wollt jetzt Alles haben, Brüderchen, da Ihr doch nach des Vaters Willen, wenn er noch vierzehn Tage gelebt hätte, nichts hättet haben sollen!“

„Wie hätte das wohl geschehen können, daß ich hätte enterbt werden sollen,“ fragte der Oberst lachend.

„Dazu hätte der Vater leicht Rath gewußt,“ entgegnete sie giftig. „Es hing doch nur von ihm ab, Euch den Proceß zu machen.“

„Ei seht doch!“ rief der Oberst. „Wenn das so sicher ist, so mögen doch die Töchter des Vaters Proceß ausführen. Ich will's mit ihnen wohl aufnehmen.“

Frau von Löbel drohte mit dem Finger. „Sagt das nicht noch einmal, Brüderchen! Die Schwestern dürften es wohl wagen, und könnten vielleicht Dinge herauskommen, die Manchem den Hals kosten möchten.“

Der Oberst zuckte verächtlich die Achseln und entfernte sich.

Albrecht war zugegen gewesen. „Was meintet Ihr damit, Schwester?“ erkundigte er sich.

„Oh!“ rief sie. „Ich denke, man hat oft genug den seligen Vater im Zorn sagen hören, es müßte ihm oder dem Sohn den Hals kosten, wenn's herauskäme. Meinte, Ihr wüßtet mehr davon.“

„Man kann nichts beweisen,“ sagte Albrecht. „Aber es schadet nichts, wenn er merkt, daß etwas gegen ihn vorliegt. Wir kommen dann vielleicht im Guten auseinander.“

Er ging hinaus und traf auf dem Hof seinen Bruder an, der sein Pferd erwartete. „Laßt mir Knauten und Wogau,“ sagte er, „so wird wegen der Theilung weiter kein Zank sein. Mit den Schwestern werden wir leicht fertig werden.“

„Wogau," antwortete der Oberst, „aber nicht Knauten."

„Wogau und Knauten," sagte Albrecht. „Ich will für Knauten den höchsten Preis einwerfen."

„Und ich geb's für keinen aus der Hand. Der Vater ist da gestorben."

„Es sind nur dreizehn und eine halbe Hufe. Ihr behaltet in Mühlhausen vierundachtzig, in Perkuiken dreißig. Mühlhausen liegt Euch zu Romitten bequem."

„Von Mühlhausen kann gar nicht weiter die Rede sein. Knauten muß mir als des Vaters Haupterbe bleiben."

„Das concedire ich nicht."

„So warten wir die Entscheidung ab."

„Ihr wollt's darauf ankommen lassen?"

„Wenn's sein muß."

„Geht nicht zu sicher — Ihr könntet straucheln."

„Gedenkt Eure brüderliche Liebe mir etwas vor die Füße zu werfen?"

Albrecht zog den Bart zwischen die Zähne. „Wir sind eines Vaters und einer Mutter Kinder," sagte er verbissen. „Was dem einen recht, ist dem andern billig."

„Nein," rief der Oberst, „sondern der älteste Sohn hat ein Vorrecht, das ihm billig von dem jüngeren zuerkannt wird."

„Ich will nichts umsonst," trumpfte Albrecht.

„Und ich brauch' Eurer Frau Geld nicht," lehnte der Oberst kurz ab. „Habe von meiner Frau Liebsten selbst eine ausreichende Mitgift, den Handel begleichen zu können. Ich bitt' Euch, Bruder, schlagt Euch Knauten aus dem Sinn."

Er schwang sich auf's Pferd und ritt davon.

Albrecht zischelte seitdem viel mit den Schwestern. Er merkte wohl, daß er ihre Unterstützung nicht werde entbehren können.

Die Frau Rittmeister von Keller war noch giftiger als ihre Schwester. Sie hatte am meisten bei des Vaters Lebzeiten voraus erhalten und fürchtete zu kurz zu kommen, wenn es streng nach dem Testament ginge. Sie ließ sich mehr als einmal verlauten: „Wenn der Oberst mich nur um einen Thaler brächte — oder um hundert Thaler — so würd' ich wissen, was ich thun wollte." Und weiter: „Wenn ich sprechen wollte, so müßte des Obersten Kalckstein Kopf auf den Pfahl!" Das hatte aus ihrem Munde die Frau Anna Elisabeth, des Andres Heinrich Rippen von der Laute Ehegattin gehört und sie hatte es ihrer Schwester, der Frau Landräthin Catharina von Schlieben erzählt, deren Mann Albrecht von Kalckstein's Schwager war.

Auch andere aus der Verwandtschaft wußten darum. Bei den Condolenz-Besuchen in Knauten wurde über die Erbschaft viel hin und her gesprochen; die Weiber hielten ihre Zunge schlecht im Zaum. Doch meinte man nicht anders, als daß der Aerger sie zu thörichten Drohungen treibe. Es war nur zu gut bekannt, daß die ganze Familie in Feindschaft lebte, daß auch zwischen dem Vater und den Kindern der Hader nie ein Ende hatte nehmen wollen. Es waren sonst schon härtere Worte gefallen, ohne daß man sonderlich darauf achtete.

Zum feierlichen Begräbniß erschienen auch der Oberst-

lieutenant von Löbel, der Rittmeister von Keller, der Baron Ehrentreich von Kitlitz, die Schlieben, Lesgewang, Pröck, Flemming, Kaniz, die meisten Besitzer aus dem Amt Brandenburg. Nur der Lehnsvetter Oberstlieutenant Botl, Albrecht von Kalckstein aus Grawenthien blieb aus; es hatte zwischen ihm und dem Verstorbenen alte Feindschaft bestanden, die zu Zeiten in förmliche Fehde ausartete. In der Patronatskirche zu Mühlhausen läuteten Stunden lang alle Glocken. Dorthin setzte sich der Zug, von vielen Kutschen gefolgt, in Bewegung. Der Pastor erschöpfte sich in Lobpreisungen des selig Entschlafenen. Dann wurde der Sarg in der Familiengruft beigesetzt. Das Trauergefolge fuhr nach Knauten zurück, wo die Feierlichkeit mit einem opulenten Traktement beschlossen wurde.

Die Erbtheilung sollte in Königsberg vor sich gehen.

Dort lag in der Oberrathsstube das Testament, das zu eröffnen war. Auch hatten die Erben wegen der Lehne Erklärungen abzugeben. Der Kanzler — nach dem Tode Kospoth's, dem die Familie im Dom ein sehr würdiges Monument gesetzt hatte, Herr Johann Dietrich von Tettau, leitete die Verhandlungen, Sandius führte das Protocoll. Die Brüder konnten sich wegen der Güter nicht einigen. Das Testament bestimmte, daß für solchen Fall das Loos zu entscheiden hätte. Es wurde gezogen: Krauten fiel dem Obersten Christian Ludwig von Kalckstein zu. Albrecht verließ ergrimmt die Oberrathsstube.

Damit war jedoch nur in einem Hauptpunkt Entscheidung getroffen. Es kam nun darauf an, die Allodial-

masse auszusondern und zu fixiren, die Taxen zu prüfen, die Abfindungen auszumitteln, die Erbtheile anzuweisen und sicher zu stellen. So geneigt man auf der einen Seite war, in die Höhe zu rechnen, um so geneigter zeigte man sich auf der andern, die Werthe zu verkleinern. Keinen Schritt konnte man vorwärts thun, ohne daß die Streitfragen nur so aufwirbelten. Der Commissarius von Pudewelsz, ein gutmüthiger, etwas schwächlicher Herr, bemühte sich vergeblich, wenigstens das äußere Decorum aufrecht zu halten. Man überhäufte sich gegenseitig mit Verdächtigungen, lärmte, schlug auf den Tisch, drohte, beleidigte einander auf's Gröblichste.

Diese Verhandlungen gingen im Kalckstein'schen Hause auf dem Roßgarten vor sich. Von beiden Brüdern war dabei als Vermittler David von Pröck, Landrath und Hauptmann zu Ragnit zugezogen. Seitens der Schwestern war der gelehrte Dr. Hieronymus Schimmelpfennig bevollmächtigt. Auch der Oberstlieutenant Flemming, ein Verwandter, war zeitweilig zugegen und suchte zu begütigen. Schon ehe die Theilung begann, hatte Pudewelsz die Kellerin und Löbelin heimlich miteinander zischeln hören. Es war dabei auch von dem Kurfürsten die Rede gewesen, und es hatte ihm so geschienen, als ob sie Häßliches über ihren Bruder, den Oberst, sprächen. Auf seine Frage redeten sie sich jedoch aus. Nun sich aber bei der Löbelin der Aerger steigerte, nahm sie weiter kein Blatt vor den Mund und schrie, daß es alle hören konnten: „Es sollen noch Dinge herauskommen, darüber die Köpfe springen werden." Die Kellerin stieß sie aber an und sagte: „Ach,

Schwester, sage das nicht, die Kleistin möchte es nicht gestehen — sie kann's vergessen haben."

Später kam man wieder auf das Testament zurück. Es erhob sich ein hitziges Wortgefecht, ob man dabei bleiben wolle, oder nicht. Der Oberst vertheidigte es; zur Anfechtung fehle jeder Grund. Da brach diesmal die Kellerin los und rief höhnisch: „Wenn ich offenbaren wollte, würde wohl mancher das Land räumen." Flemming verwies ihr solche Rede. „Ihr seid Brüder und Schwestern," sagte er. „Wie schickt sich das? Was dem einen schimpflich, ist dem andern nachtheilig." Der Oberst schien gar nicht darauf zu achten.

Dann entstand die Frage, ob sie einander die Gewähr leisten wollten, und darüber neuer Streit. Hierbei machte Albrecht von Kalckstein den Unterschied, sie seien dazu bereit, so weit sie aus dem Schuldverhältniß beansprucht würde — nicht aber aus einem Delikt. Die Schwestern stimmten eifrig zu. Es mußte eine Verabredung vorangegangen sein, da sie nicht einmal fragten, was das zu bedeuten habe. Der Landrath von Pröck war höchlichst verwundert über diese Unterscheidung, zu der gar kein Anlaß gegeben schien. „Ex debito, non ex delicto —?" wiederholte er kopfschüttelnd und sah dabei den Obersten an. „Was soll das?"

„Ich weiß es wahrlich nicht," antwortete derselbe lächelnd. „Mein Bruder scheint ein schlecht Gewissen zu haben."

Albrecht verneigte sich spöttisch. „Ich oder ein anderer," sagte er. „Es ist nur auf alle Fälle."

Als es endlich zur Unterschrift kommen sollte, brach nochmals der Sturm gegen den Obersten mit vereinten Kräften los. „Ich gebe jedem ohne Weigerung, was ihm nach dem Testament und Gesetz zukommt, aber nicht einen Heller mehr,“ wiederholte der Oberst. „Schon zu sehr zersplittert sich das Kalckstein'sche Familiengut. Von mir wird mehr verlangt, als von den andern Erben. Soll ich meines Vaters Namen in Ehren halten, so muß ich auch dessen mächtig bleiben. Auch ich hab' fünf Kinder und lieb' sie alle gleich als mein Fleisch und Blut. Kommt's einmal zur Theilung, so wird auch einer vor allen andern sein. Bitte aber Gott, daß sie einander friedfertiger begegnen.“

Der Oberstlieutenant von Löbel, den seine Frau anstachelte, warf die Feder hin und rief: „Ich möchte lieber mit Euch auf der Lüneburger Haide theilen!“

„Was heißt das?“ fragte der Oberst. „Man hört, daß es nicht gerathen sein soll, die Lüneburger Haide mit seinem Gut zu passiren, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein.“

Löbel hatte sich vom Zorn hinreißen lassen; es war ihm schon leid. „Hier ist nicht der Ort,“ meinte er, „dergleichen zum Austrag zu bringen. Attaquirt mich auf der Straße.“

„Das thun Lakaien,“ entgegnete der Oberst verächtlich.

Der Landrath von Schlieben, dem sein Vermittleramt sehr verdrießlich wurde, war hinaufgegangen, sich ein wenig zu erholen. Es waren dort auch andere Verwandte, Herren und Damen, zum Besuch, die abwarten wollten,

wie die Sache enden würde. Nach einer Weile kam die Frau Rittmeister von Keller mit großem Ungestüm in's Zimmer. Sie war feuerroth vor Zorn. „Er ist ein Unmensch," schrie sie, „ein Stück Eisen ist leichter zu biegen!" Und die Hand zur Faust ballend setzte sie hinzu: „Wenn ich sagen wollte — sein Kopf würd' auf dem Pfahl stehn!" Das klang so komisch, daß die Umstehenden einander ansahen und lachten. Sie aber wendete sich in's Fenster und sah hinaus.

Als der Landrath das Haus verließ, traf er mit dem Commissarius von Pudewelsz und Dr. Schimmelpfennig zusammen. Der letztere war sehr aufgeregt und sagte: „Ich wünschte sehr, ich wär' bei der Theilung nicht gewesen. Die Brüder und Schwestern haben einander dermaßen verflucht, daß ich ernstlich besorgte, Gott werde sie auf der Stelle strafen. Mein Lebtag hab' ich nicht dergleichen formulas zu Flüchen gehört. Vergebens hab' ich abgemahnt. Das Weibsvolk ist ganz toll, läßt nur so die Köpfe springen. Ich wollt', es entstünde nicht Verdrießlichkeit daraus, was da in der Wuth gesprochen worden. Es trägt sich doch herum — und wenn gewisse Dinge in Frage stehen, haben heutzutage selbst die Wände Ohren."

Man war nicht zu einem rechten Abschluß gekommen. Aber die Schwestern schienen ihr Pulver schon verschossen zu haben. Der Oberst selbst meinte, sie würden wohl nun genug gelärmt und sich überzeugt haben, daß er fest stehe; wegen der noch nicht verglichenen Punkte sei der Versuch der Einigung nicht aufzugeben. Er verzieh des=

halb gern die zornmüthigen Angriffe und setzte den Verkehr möglichst freundschaftlich fort. Nur mit seinem Bruder kam er weiter und weiter auseinander. Albrecht hatte, wie ihm seine Frau sehr entrüstet aus Romitten schrieb, aus Verdruß über seine Niederlage mit bewaffneter Hand einen Einfall in Knauten gemacht, den am Thor wohnenden Michel Angstein gewaltsam fortgeschleppt und furchtbar mißhandelt, auch durch seinen Diener einen Hund und anderes Jagdzeug wegnehmen und nach Wogau schaffen lassen. Darüber war Anzeige an's Hofgericht ergangen.

Eines Mittags war der Oberst bei seiner Schwester, Frau von Löbel, in deren Losament zu Gast. Auch deren Mann und die Frau Rittmeister von Keller saßen bei Tisch. Das Gespräch kam bald wieder auf die Theilung. Obgleich der Oberst Streit vermeiden wollte und auch Löbel nicht dazu aufgelegt war, blieb er doch auch diesmal nicht aus. Die Löbelin hatte ihren Fasttag, aß deshalb nicht mit und ging ab und zu. Die Kellerin aber erhitzte rasch wieder ihr Gemüth, behauptete, es sei so gut, als ob die Schwestern enterbt seien, und blinkte der Wirthin zu, wenn sie sich wieder an den Tisch setzte. Sie würden sich gegenseitig zu Zeugen darüber berufen, daß sie nicht so viel erhalten hätten, als ihnen das Testament anrechne. Der Oberst lachte dazu und sagte: „Schwestern können nicht Zeugen sein."

Die Kellerin winkte wieder ihrer Schwester über den Tisch hin, doch so, daß es der Oberst nicht bemerken sollte. „In keinem Fall?" fragte sie.

„Nein," antwortete er.

„Ich meine doch gehört zu haben . . .“ wendete sie ein, zu dem Oberstlieutenant Löbel hinüberblickend.

„In einigen Fällen doch wohl!“ bemerkte derselbe.

„In welchen, Herr Schwager?“ holte sie ihn aus.

„Zum Beispiel, wenn crimen laesae majestatis vorliegt,“ antwortete er ziemlich verdrossen.

„Was ist denn das?“ erkundigte sich seine Frau, wieder mit der Kellerin einen Blick wechselnd.

Der Oberst antwortete statt seiner: „Nun — wenn etwas gegen den Kurfürsten tentiret würde.“ Er merkte noch nicht, daß sie ihn examinirten.

Die Kellerin lehnte sich im Stuhl vor, stützte den Arm auf den Tisch und fragte: „Ei! was würde dem wohl widerfahren, der den Kurfürsten umbringen wollte?“

„Galgen und Rad, Feuer und Schwert,“ rief der Oberst eifrig, — „wenn's zu beweisen wäre.“

Sie behielt ihn im Auge. „Wie, wenn er Gewehr bei sich getragen hätte?“ forschte sie.

Darauf erfolgte von keiner Seite eine Antwort. Der Oberst trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

Nach einer Weile hub die Kellerin wieder an: „Brüderchen, sagt es mir doch! Können da zwei Schwestern zeugen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Oder eine Schwester und des Mannes Frau?“

„Die Schwester doch wohl,“ meinte Löbel.

„Nicht, wenn sie kapitale Feindschaft haben,“ bemerkte der Oberst.

„Was ist das: kapitale Feindschaft?“ fragte sie, die Augenbrauen aufziehend.

„Närrchen“ — antwortete er, „ich könnte jetzt sagen: wegen der Theilung und aus anderen Gründen mehr.“

Sie blinzelte ein wenig zur Marie Sophie hinüber. Es konnte heißen: da ist er schon gefangen. „Wegen der Theilung —“ wiederholte sie anscheinend sehr verwundert. „Ja — ist denn von uns die Rede?“

„Von Euch oder welchen Schwestern immer,“ sagte er, schon ärgerlich.

„Ihr habt aber von der Theilung gesprochen.“

„Ganz recht, des Exempels wegen.“

„Wie kamt Ihr aber darauf, Brüderchen?“

„Das lag, denk' ich, nahe genug. Wenn Ihr's zum Exempel auf mich sagtet, würde ich antworten, Ihr redetet es mir aus Feindschaft wegen der Erbschaft nach.“

Die Kellerin schlug die Hände zusammen. „Wie —“ rief sie. „Nehmt Ihr's Euch an?“

Er schnalzte verdrießlich mit der Zunge. „Nein,“ entgegnete er, „ich sag' es nur so. Meßt Ihr mir solches zu?“

„Nein,“ versicherte sie mit spöttischem Lachen.

Die Löbelin wollte sich einmischen, aber ihr Mann gebot ihr derb, sie solle das Maul halten. „Dummes Weibergeschwätz,“ brummte er, stand auf und ging fort.

Auch der Oberst empfahl sich mürrisch. Er konnte nicht glauben, daß das Scherz gewesen sei. Hätten sie ihm eine Falle stellen wollen? Aber wo sollte das hinaus?

Frau von Löbel ließ sogleich ihren Wagen anspannen. Sie nahm die Schwester zu sich hinein. Die beiden Frauen fuhren nach dem Hause des Oberstlieutenants

Albrecht von Kalckstein am Kreuzthor, stiegen aus und traten in vollem Lachen in's Zimmer ein. „Nein," rief die Kellerin, „was wir eben mit dem Bruder Ludwig erlebt haben — es ist zu schnurrig."

„Ja, es ist eine curiose Geschichte," bestätigte die Löbelin. „Ha, ha, ha, ha!"

„So erzählt doch," bat er, „ich lache auch gern."

„Wie er sich verfangen hat!" kicherte Frau Lowisa und schlug wieder die Hände zusammen. „Erzähle Du, was wir für Aufzüge mit dem Oberst gehabt haben."

„Nein, Du," lehnte die Löbelin ab, „ich bin nicht bei Allem zugegen gewesen."

Frau von Keller wiederholte nun das Gespräch Wort für Wort, kleine Zusätze nicht sparend und sich immer mit Lachen unterbrechend. Albrecht aber lachte nicht. Seine Augen wurden immer aufmerksamer. Kaum war ein Wort vom Kurfürsten gesprochen, als er aufschrie: „Das nehme ich für gezeuget!"

„Was denn — was?" fragten die Schwestern, die anscheinend über diese Wirkung der kurzweiligen Geschichte sehr erstaunt waren.

„Das sind Halssachen," rief Albrecht, durch das Zimmer laufend und sich im Haar wühlend, „es kostet ihm den Kopf!"

„Hui nun —!" wehrte die Löbelin ab. „Fanget doch Possen an."

„Sind das Possen?" fuhr er sie an. „Hat die Lowisa es ihm nicht in's Gesicht gesagt, er habe heimlich

ein Gewehr bei sich getragen, den Herrn Kurfürsten umzubringen?“

Die Kellerin schlug mit der Hand in die Luft. „Nehmt Ihr das gleich so? Hab' ich das gesagt?“

„Ja, ja! das war darin, und er hat's auch so verstanden.“

„Ich gestehe es nicht — ich weiß es nicht,“ sagte sie. „Es ist Plauderei.“

„Ich nehm's für bezeuget,“ wiederholte Albrecht. „Soll ich erfahren, worauf Ihr angespielt habt?“

„Nein, es ist Plauderei,“ versicherte sie. „Ich weiß nicht, daß der Kurfürst gemeint gewesen ist. Kommt, Schwester, der Stoffel ist ganz närrisch.“

„Man wird dahinter kommen,“ drohte er ihnen nach.

Seitdem hatte er keine Ruhe mehr. Was er gehört, ging ihm immer im Kopf herum. Die früheren Drohungen der Rittmeisterin hatte keinen sicheren Halt geboten; jetzt bekamen sie einen faßlichen Inhalt. Sie mußte etwas wissen, das dem Oberst die Anklage wegen eines Majestätsverbrechens zuziehen konnte. Wenn er wirklich Waffen bei sich getragen hätte, den Kurfürsten zu ermorden —! Wenn sie's bezeugen könnte —! Er war so erbittert gegen seinen Bruder, daß er ihm nicht nur das Uebelste wünschte, sondern auch nicht sonderlich vor dem Gedanken zurückschreckte, es selbst herbeizuführen.

Er suchte sich zu überreden, daß es sich um ein Verbrechen handle, dessen Offenbarung Pflicht jedes Unterthans sei. Es dürfe da keine verwandtschaftliche Rücksicht gelten; die geheiligte Person des Landesherrn stehe über

dem Bruder. Was er selbst von Christian Ludwig wußte, stellte es ihm außer Zweifel, daß derselbe sich in Polen mit allerhand bösen Anschlägen gegen den Kurfürsten getragen und zu der Zeit, als der General vom Landtag ausgeschlossen wurde, mit diesem conspirirt hatte. Es war sicher kein leeres Gerede, wenn die Schwester Lowisa behauptete, seinen Kopf auf den Pfahl bringen zu können. Verschwieg sie ihm, was sie im Sinn hatte, so würde sie doch ihr Zeugniß nicht verweigern können. Vielleicht auch gar nicht wollen! Weshalb hatte sie denn so viel gesprochen?

Und noch ein Umstand war zu beachten. Die Kellerin hatte nicht ihm allein ein Geheimniß anvertraut, sondern ihre Beschuldigung gleichsam in die Welt hineingeschrieen. Viele Personen hatten aus ihrem eigenen Munde gehört, sie wüßte etwas, das den Oberst schwer belaste. Wenn diese gefährlichen Reden dem Kurfürsten zu Ohren kämen, oder auch nur seinen Räthen . . . Konnte er nicht selbst verdächtigt werden, mit dem Majestätsbeleidiger im Einverständniß gewesen zu sein, mindestens sein gefährliches Thun verheimlicht zu haben? Er meinte, zur eigenen Sicherheit zuvorkommen zu müssen.

Es ging ihm heiß und kalt durch den Leib. Er hatte schlaflose Nächte. Bald schämte er sich seines unbrüderlichen Eifers, bald wieder seiner Zaghaftigkeit. Er suchte aus der Rittmeisterin noch mehr herauszuholen, um sicherer beurtheilen zu können, ob er schweigen dürfe oder sprechen müsse. Aber sie schien nun plötzlich vorsichtig geworden zu sein und schwieg. Es sei nicht so gemeint

gewesen — er solle bedenken, was ein Bruder dem andern schuldig sei. „Ah!" rief er, „es ist besser, daß ich vom Hunde, als der Hund von mir frißt."

Er machte sich in der Oberrathsstube etwas zu schaffen, nahm den Oberburggrafen von Kalnein bei Seite und sagte zu ihm: „Es geht viel böses Gerede wegen einiger Vorfälle bei unserer Theilung. Ew. Excellenz, fürcht' ich, wird auch schon davon gehört haben."

„Ja, ja," antwortete Kalnein, „es soll viel Streit dabei gewesen sein und die Kellerin unkluges Zeug geschwatzt haben. Meine doch, der Aerger über ihres Bruders, des Obristen, Hartköpfigkeit hab' sie so wild gemacht, daß sie ihre Worte nicht bedachte."

„Es kann sein," meinte Albrecht, die Schultern ziehend. „Obgleich . . . Ich bin in einer sehr üblen Lage, Excellenz, und möchte mir wohl bei Euch Raths erholen. Der Oberst ist mein Bruder . . . wenn er aber gegen den Kurfürsten, unseren allergnädigsten Herrn, wirklich etwas unternommen haben sollte . . ."

„Ist dem so?" fragte der Oberburggraf unangenehm überrascht und faßte ihn scharf in's Auge.

„Ich kann's leider nicht ganz und gar in Abrede stellen," bemerkte der Oberstlieutenant. „Meine Schwester hat sich verrathen, hält nun aber hinter dem Berge. Sie kann viel und wenig wissen — ich bring's aus ihr nicht heraus."

Kalnein wiegte verwundert den Kopf. Es war ihm offenbar sehr verdrießlich, auf die Sache näher eingehen zu sollen. „Und woraus beliebt Ihr zu schließen, daß

sie überhaupt etwas weiß?" fragte er. „Es ist bekannt, daß sie einen losen Mund hat."

„Ich hätte ihre Drohungen auch nicht sonderlich beachtet," versicherte Albrecht, „wenn's dabei geblieben wäre. Aber ein neulicher Vorfall . . . Es wird mir schwer davon zu sprechen — Christian Ludwig ist mein Bruder."

„So solltet Ihr Euch ernstlich bedenken," sagte der Oberburggraf in verweisendem Ton. Er hätte am liebsten nichts gehört.

„Wenn mein Gewissen sich beruhigen könnte, Excellenz —" flüsterte Kalckstein, den Kopf einziehend.

„Ja, wenn's so steht . . ." rief der Oberburggraf. „Niemand kann eifriger darauf bedacht sein, daß Kurfürstliche Durchlaucht keinen Schaden nehme, als ich. Tragt mir also den Fall vor, wenn Euch das Gewissen drängt. Ich will Euch meine Meinung darüber nicht verhehlen."

Albrecht erzählte, was geschehen war. Kalnein hatte den Kopf in die Hand gestützt, so daß dieselbe seine Augen verdeckte. Er wollte sich nicht beobachten lassen. „Hm hm!" knurrte er, „das klingt schlimm genug. Wenn einer den Kurfürsten umbringeu wollte . . . hat sie das so gesagt?"

„Wörtlich, Excellenz."

„Und Ihr meint, es sei auf Euren Bruder gemünzt gewesen?"

„Ich kann mir's nicht anders reimen."

„Daß er gegen den Kurfürsten heimlich Gewehr getragen hat . . . Hm — hm! Wann soll denn das gewesen sein?"

„Die Lowisa sagt's nicht."

„Hat's vielleicht auch gar nicht ernstlich gemeint — wie?"

„Wenn Ew. Excellenz es so ansehen will . . ."

„Nein, nein! Erkundigt Euch nur, um ganz sicher zu gehen. Die Weiber haben manchmal eine neckische Art. Und da Ihr doch wegen der Theilung mit dem Oberst unzufrieden seid . . . Aber es ist wohl möglich, daß sie etwas Ernsthaftes weiß. Der Oberst hat's nie recht verwinden können, daß er vom Amte suspendirt ist, hat sich lange in polnischen Diensten umgetrieben und dort Gift angesammelt . . . es ist wohl möglich. Ich bin nicht sein Freund — weiß Gott! Er hat etwas in seiner Art, das mir zuwider ist. Er geht mir eben so gern aus dem Wege, glaub' ich. Aber crimen laesae majestatis . . . wißt Ihr, das ist eine schlimme Sache." Er strich mit dem Finger unter seinem Kinn hin. „Man ist sehr empfindlich oben, seit die Souveränetät . . . Mit Recht, natürlich mit Recht. Aber für den, der sich einmal leichtsinnig vergangen hat . . . hm —!"

„Ihr rathet mir also zu schweigen, Excellenz."

„Ich rathe? Seht mir doch. Als ob ich mit einer Silbe . . . Im Gegentheil! Hat der Oberst dem Herrn Kurfürsten nach dem Leben getrachtet, so ist's ja Eure Pflicht und Schuldigkeit als guter Unterthan, ohne alle Rücksicht auf die Person . . . ja, das ist Eure Pflicht."

Der Oberstlieutenant schloß die Augen und verneigte sich. „Das war auch meine Meinung," sagte er. „Ich weiß nicht, ob mein Bruder schuldig ist — hoffe zu Gott,

daß er's nicht sei. Das könnte leicht erhellen, wenn die Schwester Lowisa auf's Gewissen gefragt würde. Gesteht sie dann nichts, so wird das Gerede für alle Zeit ein Ende haben, womit ihm selbst sicher am meisten gedient ist."

Der Oberburggraf stand auf. „Bringt also Eure schriftliche Denunciation ein," bemerkte er mit einer Handbewegung, die sagen wollte, daß er nicht weiter behelligt zu sein wünsche.

Der Oberstlieutenant stutzte. „Eine schriftliche . . ."

„Denunciation," wiederholte Kalnein mit scharfer Betonung. „Es kann sonst in der Sache nichts Amtliches veranlaßt werden."

„Ich glaubte, wenn zu Eurer Excellenz Kenntniß gebracht ist —"

„Mein Gedächtniß könnte nicht ganz sicher sein. Wir brauchen eine schriftliche Anzeige, um uns bei Kurfürstlicher Durchlaucht über den Angeber auszuweisen. Ich kann nicht zweifeln, daß Ihr die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen bereit seid."

„Gewiß — gewiß," versicherte Albrecht von Kalckstein sehr unsicher.

„Also erwarte ich die Schrift."

Damit war er entlassen. Der Oberburggraf begleitete ihn einige Schritte und schickte ihm dann einen Blick nach, der ihm kein schmeichelhaftes Urtheil sprach. —

Albrecht ging recht mißvergnügt nach seinem Losament zurück. Er hatte erwartet, daß seine Eröffnungen ganz anders aufgenommen werden würden. Es verdroß ihn schon, daß er diesen ersten Schritt gethan hatte. Aber

nun war doch der zweite nicht mehr zu vermeiden. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Herr von Kalnein ihm wenig Vertrauen schenkte. Nun wurde es für ihn eine Ehrensache zu beweisen, daß er seinen Bruder nicht leichtfertig beschuldigte. Er schrieb also „an den Hochedelgeborenen hochgebietenden Herrn Oberburggrafen“:

„Ew. Excellenz habe ich zu hinterbringen nicht unterlassen wollen, wie daß meine Schwester Lowisa Hedwig zu Anfang abgewichenen Monats Juli in mein Haus zu mir kommen und solche Reden geführet, so mir für Gott und der hohen Herrschaft zu verschweigen nicht geziemen will, angemerket aus dergleichen Ursachen ehemals ganze Geschlechter außer Lande vertrieben worden sind,“ erzählte, was er erfahren und berief sich auf das Zeugniß der Schwestern und des Oberstlieutenants Löbel.

Der Brief wurde eingereicht.

Nun erschien schon am folgenden Tage Advocatus fisci Herr Dr. Lau im Kalckstein'schen Hause zur informatorischen Vernehmung der Frau Rittmeister Keller. Sie war sehr ungehalten, als sie die Veranlassung seines Besuchs erfuhr, und rief einmal über das andere: „Was fällt dem Stoffel ein? Es ist nichts als Plauderei.“

Er ließ sich jedoch damit nicht abweisen. Sie mußte das Gespräch mit ihrem Bruder zugeben; doch sei es von ihr „in Kurzweil und lachendem Mund“ geführt. Es müsse doch aber, was sie dem Oberst vorgehalten, Beziehung auf einen bestimmten Vorfall gehabt haben, meinte der Beamte. „Allerdings,“ sagte sie, „es fiel mir gerade so etwas ein.“ Das eben wollte er wissen.

„Es ist nichts,“ versicherte sie, „und wahrlich nicht des Niederschreibens werth. Vor zwölf oder mehr Jahren — mein Vater war damals in Deutschland und mein Bruder, der Oberst, wollte das Amt Oletzko beziehen — saßen wir in der Frauenstube zu Knauten am Ofen —“

„Wer?“

„Der Oberst, seine Frau, meine Schwester die Kleistin und ich. Der Oberst hatte seine Frau auf dem Schooß und erzählte alte Geschichten.“

„Alte Geschichten?“

„Ja. So auch unter anderen, daß der alte Kurfürst einen Hofrichter von Rauschke mit dem Stock bedroht habe und dieser darauf gesagt: Gnädiger Herr, drei Schritte zurück!“

„Der alte Kurfürst, sagt Ihr? Von welchem Kurfürsten war denn die Rede?“

„Das weiß ich nicht, Herr Doctor, es ist nicht gesagt worden. Ich antwortete darauf: Bewahre Gott, würde derjenige nicht, der wider den Kurfürsten sich auflegen wollte, in Stücken vom Saal heruntergetragen werden? Woranf er lachend entgegnet: Ei, Narr! der solches vornimmt, der wagt es darauf; er weiß doch wohl, daß es ihm das Leben kosten werde. — Nach einigen Zwischenreden, deren ich mich nicht mehr entsinne, blieb ich dabei, es wäre unmöglich.“

„Was wäre unmöglich?“

„Nun — daß einer sich gegen den Herrn Kurfürsten wehren könnte. Mein Bruder Christian Ludwig sagte darauf: Es ist mir auch einmal gedroht; mir sollte auch

etwas widerfahren, als ich mit dem Wallenrod die Händel hatte; da trug ich wohl ein halb Jahr ein Paar Pistolen bei mir."

„Auf den Kurfürsten?"

„Das ist nicht gesagt worden. Weil aber vom Kurfürsten die Rede gewesen, hab' ich's so gemeint."

„Vom alten Kurfürsten?"

„Ich weiß es nicht. Es war vom Kurfürsten die Rede. Und so fragt' ich, wie er es wohl zu Wege bringen könnte?"

„Was denn?"

„Es ist so bestimmt nicht darüber verhandelt worden. Der Oberst aber sagte darauf: Das sollt' er wohl sein gewahr worden, hätt' er mir nur was gethan. Da ich aber ungläubig war und meine Frage wiederholte, ward er ungeduldig und rief: Man muß den Narren nicht zu viel sagen! Oder vielleicht auch: Man muß einen Narren nicht zu klug machen! Ich weiß es nicht mehr genau."

„Und das hattet Ihr im Sinne, als Ihr vor Kurzem in des Oberstlieutenants Löbel Hause Euren Herrn Bruder fragtet, was dem widerführe, der den Kurfürsten umbringen wollte?"

„Ja, das hatt' ich im Sinne."

„Meintet doch also, es sei auf den gegenwärtigen Herrn Kurfürst gemünzt gewesen?"

„Ich weiß es nicht — er ist nicht genannt worden — es kann so sein."

„Und ist Euch sonst bekannt, daß der Oberst unehr=

erbietig gegen den Kurfürsten gesprochen hat? Ihr müßt alles sagen und auf einen Eidschwur gefaßt sein."

„Nein, mir ist nichts davon bekannt," versicherte die Kellerin, „daß mein Bruder etwas gegen Kurfürstliche Durchlaucht gesagt hat. Seine Gedanken weiß ich nicht."

„Ihr habt auch gesagt, daß Köpfe springen müßten."

„Das streit ich. Es ist nur einmal vor langer Zeit, als mein Vater und Bruder einander gräuliche Dinge vorwarfen, davon gesprochen worden."

„Was für gräuliche Dinge?"

„Ich weiß es nicht mehr."

Der Fiskal schrieb alles genau auf, schien aber mit dem Ergebniß der Verhandlung sehr unzufrieden zu sein. Er verhörte nun auch Frau Marie Sophie von Löbel und deren Mann, ohne mehr Material zu gewinnen. Darauf wurde der Oberst von Kalckstein selbst in die Oberrathsstube geladen.

Er wußte, um was es sich handelte, hatte den Aerger über des Bruders Angeberei heruntergeschluckt und bemühte sich mit gutem Erfolg ganz unbefangen aufzutreten.

„Es ist an der ganzen Sache nicht das Mindeste," versicherte er, „wie sie denn auch bei genauerem Betracht in sich selbst zusammenfällt. Nie hab' ich tödtlich Gewehr getragen gegen Jemanden, sondern nur als Soldat gewöhnlich Gewehr gegen meine Feinde. Von der Geschichte mit dem Hofrichter Rauschke weiß ich nichts. Wann soll die wohl passirt sein? Soll ich darüber vor zwölf und mehr Jahren gesprochen und gesagt haben,

ich hätt' nach den Wallenrod'schen Händeln auf einen Pistolen getragen, so ist zu bedenken, daß ich vor zehn Jahren erst geheirathet habe, also meine Frau nicht auf dem Schooß gehalten haben kann, und meine Schwester Lowisa Hedwig schon mit ihrem Mann in Sommerau war, als ich von dem Oletzko'schen Amte entsetzt worden. Das geschah einige Jahre nach meiner Heirath und Wallenrod war mein Nachfolger. Wie kann ich also vor zwölf Jahren gesagt haben, ich hätt' lange nach der Zeit auf Jemand Pistolen getragen? Da zeigen sich die Lügen. Bei der littauischen Armee hab' ich gedient, um mir Brod zu erwerben, da mein Vater mir nichts gab, davon ich mit Weib und Kind leben konnte. Das ist aber nicht heimlich geschehen, sondern nachdem ich mich hier auf dem Schloß bei den Herren Oberräthen abgemeldet, auch in Warschau mit dem Residenten gesprochen. Und hab' auch gegen Kurfürstliche Durchlaucht nichts gethan. Das Gegentheil soll man mir beweisen." —

Da schien nun wahrlich ein Mäuslein aus dem kreisenden Berg gekrochen zu sein. Albrecht von Kalckstein selbst mußte erkennen, daß seiner Schwester, der Kellerin, Aussage weit hinter seiner Erwartung zurückblieb. So ließ er sich denn dem Oberappellations- und Hofrath von Wegnern gegenüber verlauten, er wüßte noch mehr von seines Bruders Anschlägen gegen den Kurfürsten, zeigte auch schriftlich an, er sei vor etwa fünf Jahren mit ihm auf der Commission in der Wilda gewesen; da hätten in des Unterkanzlers Narussowicz Hause etliche Officiere gesagt: Dein Bruder hat so eben harte

Worte geführt wider den Kurfürsten und den Obristen Wallenrod.

Nun wurde er nochmals vernommen, bestätigte dies, nannte auch einiger Officiere Namen, und schüttelte auf ausdrückliches Befragen — Herr von Wegnern hatte dem Fiskal das Erforderliche an die Hand gegeben — einen ganzen Sack voll Anklagen aus. Nicht nur in der Wilda, sondern auch sonst zwei oder drei Mal habe der Oberst gesagt: wenn die Littauische Armee in Preußen fallen würde, wolle er die Avantgarde führen. Er wolle die Kurfürstlichen Häuser sprengen und anschreiben: suspen-diret — suspendiret! Was wohl aus Aerger über seine Suspension vom Amt geschehen. Der Baron von Kitlitz wisse mehr davon.

Oft habe der Oberst gefragt, was denn das Fritz-chen mache, womit der Herr Kurfürst gemeint gewesen, habe demselben auch sonst Ekelnamen gegeben. Er habe Briefe mit Schimpfreden an seinen Vater geschickt, die aber verbrannt worden. Auch auf die Oberräthe habe er geschimpft, den Landhofmeister einen Finanzer, den Kanzler einen Pharisäer, andere anders genannt. Er habe auch, nachdem er von Moskau zurückgekehrt und sein Vater gewünscht, daß er von den Polen loskäme, bei Tisch in Gegenwart des Pfarrers von Mühlhausen und des Hans Heinrich gesagt: Wenn auch der Kurfürst auf allen Ecken der Landstraßen Galgen bauen ließe und ließe mich avociren, wollte ich doch nicht kommen.

Der Oberst, nochmals vorgeladen, bestritt alles.

Sein Vater sei gerade derjenige gewesen, der ihn außer Landes gedrungen. „Ich weiß nicht mehr," rief er unwillig, „was außerhalb Kurfürstlichen Landes von Fremden bei Bier und Wein gesprochen worden, glaube auch nicht, daß Kurfürstliche Durchlaucht Verlangen tragen werde, das zu erfahren. Uebrigens bin ich durch Eid gebunden, nichts von dem zu sagen, was bei der conföderirten Armee vorgegangen. Das in der Wilda war ein Gezänke, bei dem gegentheils die Polnischen Herren mir drohten, sie würden in Preußen auf meinen Gütern hausen. Man lasse sie doch vernehmen. Es ist alles nichts als ein albernes Geschwätz."

Seinem Bruder sagte er: „Du bist ein Bube," und spie vor ihm aus. Albrecht schob alles auf die Schwestern, bat ihn um Verzeihung; er habe aussagen müssen, da er gefragt worden. Frau von Löbel hörte, daß der Oberst sagte: „Ich bin unschuldig. Wie der Kurfürst berichtet wird, so richtet er."

Die Oberräthe berichteten aber sehr vorsichtig. Die Sache kam ihnen offenbar nicht ganz reinlich vor. Es sei wegen der Theilung Feindschaft unter den Geschwistern. Albrecht von Kalckstein habe in seinen Angaben „gewaltig vacilliret und variiret," der Oberst dagegen seine Antworten „in ziemlicher Confidenz und Circumspection" gethan. Wollten jedoch anzufragen nicht unterlassen, ob ein Arrest verhängt werden solle und was weiter zu thun. Die Kleistin wohne im Herzogthum Pommern.

Der Kurfürst nahm die Sache nicht so leicht. „Da steckt mehr dahinter," meinte er. „Ist der Unrath einmal

aufgewühlt, so mag nun auch die Grube vollends gereinigt werden, daß sie nicht das Land verpeste.“ Er forderte das Gutachten von zweien seiner Geheimen Räthe und befahl darauf, eine Commission mit der weiteren Untersuchung zu betrauen.

Drittes Capitel.

Der Kurfürst greift zu.

Nun wurden mit größtem Eifer bis in den Herbst hinein Zeugen über Zeugen vernommen.

Die Verwandten mußten ihre Aussagen wiederholen und nach feierlicher Verwarnung beeidigen. Da kam denn noch manches zusätzlich in's Protocoll. Frau von Löbel wußte nun, daß der Oberst wegen der Suspendirung vom Amt sehr unzufrieden gewesen sei. Er habe gesagt, ihm sei Unrecht geschehen; er wolle Dienst annehmen: Gott gebe, daß es in Preußen angehe. „Der Teufel hole mich, ich will darin so hausiren, auch nicht ein Kind in der Wiege verschonen. Und überall, wo ich gewesen, will ich an die Mauer schreiben: suspendiret! Gott gebe, daß ich ihn selbst kriege, ich will dich suspendiren. Der Kanzler ist an all' meinem Verderben schuld.“ Darauf habe seine Liebste gesagt: „Warum habt Ihr so lang gewartet und nicht stracks Dienste angenommen? So hättet Ihr das

lang erworben, was Ihr hier verloren habt.“ Sie, die Zeugin, habe eingewendet: „Wie wird das Vornehmen ablaufen, und wie wird's Euch danach wohl ergehen?“ Worauf er geantwortet, er habe nichts zu verlieren, die Güter gehörten dem Vater. — Jetzt habe sie die Brüder vergleichen wollen. Der Oberst habe geantwortet: es seien Lügen, es könne ihm nichts bewiesen werden — er müßte denn von dem Tode Zeugniß holen. Was er damit gemeint, wisse sie nicht. Der Bruder fange nur was an; er sei derjenige, der ihm alle Schriften und Sachen gebracht. Worauf Albrecht entgegnet: „Was kann ich dafür? Der Vater hat mir die Briefe versiegelt gegeben.“

Der junge Baron von Kitlitz versicherte auf seinen Eid: vor einigen Monaten sei der Oberst mit ihm in der Frau Mutter Hause allein gewesen und habe ihm erzählt, wie er dem littauischen Kron-Großfeldherrn Sapieha viel in den Ohren gelegen, er solle ihm eine Armee anvertrauen, damit in Preußen einzufallen, den Schimpf zu rächen, daß er vom Amt abgesetzt worden. Es wäre auch geschehen, wenn Sapieha nicht gestorben. Er würde so hausirt und Quartier gemacht haben, daß es Manchem nicht gefallen hätte. Die Polen wären den Preußen nicht gut; so wäre Preußen wieder an Polen gekommen.

Hans Heinrich Rothschrötel erinnerte sich einmal gehört zu haben, daß der General zu einigen Freunden vom Adel gesagt, sie möchten ihre guten Sachen in Sicherheit bringen, es würde in Kurzem ein Ueberfall geschehen, wie ihm sein Sohn geschrieben hätte. Der würde im Vortrab sein und des Generals Güter suchen in Sicherheit

zu bringen. Alle Landtagsacten und was vorgegangen habe der General seinem Sohn durch die Offiziere des Regiments zugeschickt.

Albrecht von Kalckstein fügte nun auch noch hinzu, in Littauen habe der Oberst die Polen gescholten, daß sie sich Preußen hätten wegnehmen lassen. „Ihr wißt nicht, wie es einem nahegehet," habe er gesagt, „wenn man geschimpfiret wird." Wenn er in das Land kommen würde und fände den Kurfürsten und die Prinzen, wollte er keinen schonen, sondern niederhauen, denn es würden doch solche Tyrannen werden wie der Alte. Wenn dieser bald stürbe, würde getheilt und die Prinzen arme Herrchen werden, was für das Land gut sei — dafür habe er aber keine Zeugen.

Herr von Dobeneck bestätigte, daß er dem General seine Landtagsacten geliehen und sie trotz allen Mahnens nicht wiederbekommen habe.

Alle Personen, die bei dem Begräbniß oder bei der Theilung zugegen gewesen, die Verwandten und Verschwägerten, die sämmtlichen Diener wurden verhört, es ergab sich aber aus deren Aussagen wenig.

Endlich kam noch ein Vorfall zur Sprache, auf den der Fiscal großen Werth legte, so daß er ihm in alle Wege nachging. Der Adjunct Damler erzählte, vor zweieinhalb Jahren sei er mit dem Obersten von Kalckstein, dem Oberstlieutenant von Kalckstein auf Grawenthin, dem Capitän Wolff von Weissels und dessen Frau, sowie dem Regimentsquartiermeister Fuchs zu Woyken im Hause des Weissels gewesen. Es wären da Discourse vorgefallen,

daß er wünschte, er wäre weit davon gewesen. Der Oberst habe behauptet, daß sein Vater ihn unwürdig tractiret, da er ihm doch solche Treue bewiesen, auch dessen Leben und Tod in seinen Händen stünde; wenn er losbrechen wollte, so würde Kurfürstliche Durchlaucht ihm den Kopf zu Füßen legen, oder ihn nach Memel schicken. Er hätte unterschiedliche Sünden, die in Knauten im Schwange gingen, als Ehebruch, Blutschande, Mord und dergleichen erzählt und zugefügt, es könne zu Sodoma nicht ärger zugegangen sein. Darauf habe er gesagt: „Füchschen, weise her!" Worauf dieser ein Paar Puffer, die ganz fertig gewesen, aus der Tasche gezogen. Auf wen er sie geführt, habe der Oberst aber nicht gesagt.

Auch Herr Wolff von Weissels wußte davon. Er nannte das Füchschen des Obersten Diener. Der Oberst habe geklagt, daß sein Vater ihm nach dem Leben stünde, deshalb müsse er sich vorsehen. Das mit den Puffern sei draußen vor dem Hause vorgegangen, und sei er nicht dabei gewesen. Aber Damler habe es ihm erzählt.

Dagegen wußte wieder der Grawenthiner von dem Discours nicht. Er hatte es aber mitangesehen, als das Füchschen auf des Obersten Geheiß die Puffer aus der Tasche zog und vorzeigte. Er habe gesagt: „Der Teufel mag mit Euch umgehen, wenn Ihr so heimlich Gewehr bei Euch tragt," worauf der Oberst geantwortet: „Ich habe ein Paar Pistolen und Füchschen ein Paar Puffer; weil mein Bruder Puffer auf mich trägt, so trägt Füchschen auch ein Paar auf ihn."

Vom Kurfürsten war also gar nicht die Rede gewesen.

Dr. Lau aber meinte als ein gewiegter Criminalist, das eine unterstütze doch das andere. Ergebe sich aus diesem Vorfall des Obersten Neigung, sich mit heimlichen Waffen zu tragen, so möge leicht der Rückschluß zutreffen, daß er solche zu anderer Zeit auch gegen den Kurfürsten getragen.

Uebrigens, führte er in seinem gelehrten „Bedenken" aus, sei solches sonst ganz unerwiesen. Etwas mehr Anhalt böten die Drohungen. Zwar werde bei einem Majestätsverbrechen auch schon der Vorsatz, böser Wille und Versuch bestraft, doch müsse nach aller Rechtsgelehrten Meinung eine Handlung hinzutreten, mindestens ein actus remotus. Der fehle hier. Er rieth deshalb, vorläufig zur Captivation nicht zu schreiten, sondern die Zeugenvernehmung fortzusetzen.

Mit letzterem war nun zwar der Kurfürst in seiner Antwort einverstanden. Es sollten aber in der Stille Anstalten getroffen werden, den Oberst zu verhaften. Soldaten sollten zu seiner Bewachung vor und in seinem Gemach postirt werden. Auch an den Statthalter Fürsten Radziwill schrieb er noch besonders, die Verhaftung solle sofort erfolgen und so geheim eingeleitet werden, daß er nicht entwische. Er hielt ihn für einen sehr gefährlichen Menschen.

Oberst Kalckstein hatte sich meist in der Stadt aufgehalten, so lange die Vernehmungen im Gange waren. Er wollte gleich zur Stelle sein, wenn man ihn vorfordere, aber auch wissen, was gegen ihn vorgebracht werde, und dahinter kam er unschwer durch vornehme Freunde und

Gesinnungsgenossen, die in der Oberrathsstube Zutritt hatten. Nun es dort still geworden war, ritt er Ende October zu Frau und Kindern nach Knauten, wohin dieselben von Romitten in das bequemere Schloß bereits übergesiedelt waren.

Es regnete fast unaufhörlich. Die Landwege waren grundlos. Ueber und über mit Koth bespritzt, langte er nach einem beschwerlichen Ritt an. Frau Marie Elisabeth kam ihm mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm entgegen. Sie blickte aus ihren tiefliegenden dunkeln Augen eher ängstlich als erfreut auf ihn. „Ihr kommt —" sagte sie, „gebt Euren Feinden die Bahn völlig frei? Das scheint nicht wohlgethan."

Er küßte erst das Kind, das ihm die runden Aermchen entgegenstreckte, und dann sie. „Sorge nicht," antwortete er, „sie haben sich bereits verschossen. Ich meine, ihre Kugeln sind alle weit über das Ziel hingegangen."

Sie schüttelte den Kopf und blickte finster zur Erde. „Das wolle Gott," murmelte sie, „aber ich fürchte, Du bist zu vertrausam. Deine Schwestern sind wilde Katzen, die aus dem Versteck heraus auf ihre Beute lauern, und Dein Bruder —"

„Sprich nicht von ihm. Warum soll er uns gleich den Willkomm verleiden?"

„Eine Abart von Fuchs und Wolf, listig und grausam, boshaft und gefräßig. Er hat Euer Jagdzeug noch nicht zurückgegeben."

„Es hat keinen großen Werth."

„Aber es gehört Euch. Vergreift er sich ungestraft

am Geringen, so wird er die Hand auch nach dem Größeren ausstrecken. Glaubt mir, er ruht nicht, bis er uns Knauten abgenommen hat."

Der Oberst lachte, doch nicht ganz frei. „Das ist in weitem Felde," sagte er. „Seine Angeberei wird ihm wenig nützen und macht ihn eher selbst meinen Gegnern verächtlich. Aber es scheint, daß ich Dir unlieb komme."

Sie sah ihn mit einem zärtlichen Blick an. „Wie kannst Du glauben, Lieber —" schalt sie, indem sie ihm die Hand reichte. „Bist Du zu den Kindern doch all meine Freude! Aber es erschreckt mich fast, daß Du schon gewonnen zu haben meinst. Mein Bruder hat mir gesagt, daß er gegen Dich habe sprechen müssen, da man einen Eid von ihm gefordert. Und das ist nur Einer!"

„Sie wissen Alle nichts Rechtes," versicherte er. „Ich erzähle Dir —"

„Später," fiel sie ein, ging zur Thür und rief mit lautschallender Stimme den Hausmägden zu. Sie eilten aus Küche, Flur und Kammern herbei, offenbar an rasche Folgsamkeit gewöhnt. Nun mußten sie dem gnädigen Herrn den nassen Oberrock und die langen Reiterstiefeln abziehen, den weichen Hausrock und die Pantoffeln herauschaffen, Holz in den Ofen stecken, den Tisch herrichten und verschiedene Speisen auftragen. Dabei hatten sie oft zu hören, daß sie dumm und ungeschickt seien. Es waren ihrer so viele, daß sie fast einander überliefen.

Indessen war auch Joachim Gnekowius, der würdige Präceptor, mit seinen Zöglingen angerückt. Er verbeugte

sich bei jedem Wort sehr devot und wollte dem gnädigen Herrn die Hand küssen. „Laßt nur," sagte der Oberst, aber die Kitlitzin war damit nicht zufrieden. „Es schickt sich so," meinte sie, „er ist in Eurem Lohn und Brod, giebt auch damit den Kindern gut Beispiel."

Er nahm eins nach dem andern zwischen die Knie, ließ sich ein lateinisches Stück und einen Vers aus dem Kirchenliede aufsagen, examinirte die römische Königsgeschichte, die eben vorgetragen war und äußerte gut gelaunt: „Das waren noch Kerls dazumal — denen eifert nach."

„Sie haben aber ihren gnädigen Herrn König vertrieben," ließ sich der älteste Knabe vernehmen, der auffallend der Mutter ähnelte.

„Weil er ein Tyrann war," sagte der Oberst, „und so soll es allen Tyrannen ergehen."

Während er aß, blieb die Frau bei ihm. Sie machte ihm, während die Mägde ab- und zugingen, Mittheilung von allerhand Wirthschaftsangelegenheiten. Sie habe Stroh aus Romitten anfahren lassen müssen — eins von den Arbeitspferden lahme — der Klaus Puppel habe in der Trunkenheit den Wagen umgeworfen und sei deshalb vom Kämmerer abgestraft — der Bauer Wermke habe ohne Erlaubniß seine Kuh verkauft und sei dafür eine Woche bei Wasser und Brod eingesteckt — der Reitknecht sei wegen unmenschlichen Fluchens in die Eisen gelegt und dem Pfarrer zur Kirchenbuße überwiesen worden. „Von dem Weibsvolk schon gar nicht zu reden," setzte sie hinzu, „das ist hier in Knauten völlig verwahrlost. Kann die

gute Zeit noch nicht vergessen, wo der alte Herr und der Junker Albrecht jeder Dorfschönen um die Wette zuliefen. Es ist eine Schande, wie's hier getrieben ist!" Dann erzählte sie aber auch, wie sie den armen Leuten aus der Noth geholfen und für die Kranken nach dem Medicus Fuhrwerk geschickt hätte trotz der schlechten Wege, das alles schlicht und knapp und ohne viel Rühmens.

Erst Abends spät in der Schlafkammer kam sie wieder auf den Proceß zurück. Er theilte mit, was er von den Vernehmungen wußte, und sie hörte sehr aufmerksam zu. „Es kann mir nichts geschehen," sagte er. „Jeder halbwegs Einsichtige muß erkennen, daß sich die Dinge, wie sie von den Geschwistern aus Feindschaft zusammengebracht werden, nicht gut reimen wollen. Für so albern kann mich der Kurfürst nicht halten, daß ich hier in Preußen auf ihn heimlich Gewehr trage, während er in Berlin oder am Rhein residirt. Uebrigens kann man mir viel Worte in den Mund legen — fragt sich nur, ob man den Angebern glaubt. Hätt' ich aber auch im Unmuth einmal etwas gesprochen, so sind darüber Jahre hingegangen, und man kann mir's nicht groß anrechnen. Für das, was etwa mein Vater geplant hat, bin ich nicht verantwortlich; und was in der conföderirten Armee berathen und geschehen, darüber ist jeder, der noch am Leben, durch seinen Eid verpflichtet zu schweigen. Es steht da kein Zeuge gegen mich auf."

Frau Marie Elisabeth ordnete ihr Haar für die Nacht. „Wenn's überall nach dem Rechten ginge . . ." meinte sie. „Aber für einen, den man hängen will, ist bald auch

aus Spinnfäden ein Strick gedreht. Das hab' ich aus meines seligen Vaters Munde oft gehört. Der Kurfürst will uns nicht wohl. Daß mein Vater offen heraus die Wahrheit sagte, hat ihm nie gefallen; wer weiß, was noch geschehen wär', wenn der Tod ihn nicht vor dem rechten Ausbruch des Streits fortgerafft hätte. Wie zu Bartenstein gegen Deinen Vater verfahren ist, weißt Du. Dich aber fürchtet der Kurfürst, weil er Dir wegen des Oletzkoer Amts Unrecht gethan hat. Denn er hat Dich entsetzen lassen, bis heut' aber steht der Spruch noch aus und wird wohl bis zum jüngsten Tag nicht ergehen. Bedenkt er nun, daß sich ein preußischer Edelmann solches nicht bieten läßt, so wird er willig glauben, was man von Deinen Anschlägen gegen ihn spricht. Sei also auf der Hut."

„Viel Feind', viel Ehr!" antwortete der Oberst. „Hoffe wohl, mit allen fertig zu werden und auch mit dem Herrn Kurfürsten ein ernstlich Wörtchen zu reden, wenn ich erst im Landtag sitze. Da wird seine Durchlauchtigkeit mir Antwort geben müssen. Es ist viel Unzufriedenheit im Adel, und Manchen gereut's schon tief, daß er einen souveränen Herrn über sich gesetzt hat. Es wird bald zum Tanz kommen; da wird sich zeigen, wer Paar und Unpaar ist."

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Man muß sich so rasch als möglich unabhängig machen von den Geschwistern. So lang sie noch etwas zu fordern haben, werden sie's unverschämt treiben wie bisher. Scheue Dich nicht, von meinem Heirathsgut zu nehmen, um sie abzu-

finden. Es ist besser, daß ich in die Knauten'schen Güter eingewiesen werde, als Dein Bruder."

„Du hast Recht," meinte er, „es ist zu bedenken."

„Und dann —" fuhr sie lebhafter fort, „kehre den Spieß um und geh' Deinen Angreifern zu Leibe. Treiben sie's so schamlos gegen Dich, was für Rücksicht bist Du ihnen schuldig? Albrecht, der Blutschänder —"

„Ja, ja!" fiel er ein, „es läßt sich gegen ihn und die Schwestern viel vorbringen. Doch verspart man's billig für den Fall der äußersten Noth."

„Das ist mein Rath nicht," entgegnete die Frau. „Sondern wenn mich einer heimtückisch anfällt, so wehr' ich ihn ab mit allen Mitteln, eh er über mich kommt."

„Ich schone sie nicht ihretwegen," sagte der Oberst. „Mir selbst und meinem Geschlecht aber erweis' ich Achtung, wenn ich das Schandbare verschweige, bis ich gedrängt werde. Es widersteht mir, mich mit diesen Spatzen auf einen Zaun zu setzen."

Die Kitlitzin äußerte sich hierauf nicht weiter. Sie ging an ihr Bett, kniete nieder und betete, ehe sie zur Ruhe ging. Das geschah so jeden Abend.

Er war müde uud folgte bald nach.

Am nächsten Morgen ziemlich früh — der Herbstnebel ließ die Sonne nicht durchdringen — klopfte Hans Heinrich an die Thür, erst leise und das Ohr anlegend, dann kräftiger.

„Was giebt's?" rief der Oberst.

„Gnädiger Herr," flüsterte der Diener, „verzeiht, wenn

ich störe. Ein Offizier von den Leibtrabanten des Herrn Statthalters . . .“

„Das ist verdächtig,“ sagte die Frau, die schon aufgestanden war. „Soll ich hinaus und Dich verläugnen?“

„Was wird's denn sein,“ meinte er. „Sie mögen im Schloß an Herzklopfen leiden, weil ich von Königsberg abgeritten bin, ohne Urlaub genommen zu haben. Da wollen sie nun wissen, ob ich glücklich nach Hause gelangt und nicht gleich über die Grenze gegangen bin. Es ist lächerlich, wie sie voll Angst sind, daß der Herr Kurfürst mit ihnen unzufrieden sein könnte. Früher haben sie sich nicht so viel daraus gemacht. — Ich komme,“ rief er hinaus. Er zog sich mit aller Bequemlichkeit an.

Hans Heinrich wartete an der Thür, bis er hinaustrat.

„Gnädigster Herr,“ raunte er ihm zu, „der Offizier ist nicht allein.“

„Nun —?“

„Er hat mehrere Reiter mit — sie sind an den Hofthoren postirt. Am Mühlhausener hab' ich sie selbst bemerkt, am andern aber hat sie der Görge —“

„Wo ist der Offizier?“

„Unten in der großen Stube. — Gnädigster Herr, wenn Ihr durch den Garten und die kleine Pforte . . .“

„Was fällt Dir ein?“

„Ach Gott! der Herr Fiscal hat mich verhört und ich hab' doch etwas sagen müssen —“

„Du bist ein Dummkopf gewesen, ich weiß schon.“

„Aber der Eid, gnädigster Herr . . . und es war

nur wenig. Wenn aber auch . . . Weit vom Schuß ist immer am sichersten."

„Behalte Deine Weisheit für Dich," schalt der Oberst und ging hinab.

Im Flur kam ihm schon der Offizier entgegen, dem's zu lange gedauert haben mochte. Er trug einen langen Degen und Pistolen im Gürtel, grüßte sehr verbindlich und sagte: „Der Herr Oberst entschuldige mein frühes Kommen — ich handele aber auf höheren Befehl."

Kalckstein führte ihn nach der großen Stube zurück. „Was verschafft mir die Ehre" . . . fragte er, den unzeitigen Gast von der Seite musternd.

Der Offizier zog ein offenes Schreiben aus dem Wams vor und überreichte es mit einer höflichen Verbeugung. „Mein Creditiv!"

Der Oberst warf einen Blick hinein und prallte ein paar Schritte zurück. „Ich soll verhaftet werden?" rief er.

„Auf des Durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten Specialbefehl," antwortete der Offizier. „Es steht darin. Die Unterschrift des Herrn Statthalters ist dem Herrn Oberst bekannt."

Kalckstein stampfte mit dem Fuß auf. „Es muß ein Irrthum sein," rief er, „der Kurfürst ist falsch berichtet —"

„Es wird sich gewiß rasch aufklären," sprach ihm der Offizier zum Munde. „Zunächst freilich muß ich bitten mir zu folgen. Um jedes Mißverständniß zu beseitigen, bemerk' ich gehorsamst, daß meine Reiter den Hof umstellt haben. Sie werden Niemand auslassen, als der durch mich legitimirt wird. Beliebe es also dem Herrn Obersten,

eine Kutsche vorfahren zu lassen und einzusteigen. Wir escortiren dieselbe pflichtschuldigst."

Der Oberst war bemüht, seinem fahlen Gesicht einen lächelnden Ausdruck zu geben.

„Ihr seid sehr gütig," sagte er, immer auf das Blatt hinstarrend und ungeduldig mit der Fußspitze auftretend. „Erlaubt denn, daß ich mich von meiner Liebsten verabschiede."

Er ging nach der Thür, der Offizier folgte ihm. „Es wird mir eine große Ehre sein," bemerkte er, „bei dieser Gelegenheit der gnädigen Frau vorgestellt zu werden."

Kalckstein besann sich anders. Er öffnete nur die Thür, um Hans Heinrich hinaus zu sagen, die Kutsche solle angespannt werden, und er lasse die Frau Obristin bitten, hinabzukommen.

„Ah!" rief sie, als sie eintrat, „man hat wirklich die Impertinenz —"

„Still!" bedeutete der Oberst sie, „des Herrn Kurfürsten Befehl." Er reichte ihr das Blatt.

„Wegen dringenden Verdachts der Majestätsbeleidigung und des Hochverraths —" las sie, feuerroth im Gesicht. „Gehen Euch nun die Augen auf?"

„Man wird mich sogleich wieder entlassen müssen," versicherte er, doch nicht sehr zuversichtlich. „Ich bin unschuldig."

Sie warf sich an seine Brust. „Verflucht sei der Bube, der so brüderlich an Dir gehandelt hat!"

„Er soll mir nichts anhaben," sagte er verbissen,

„sich selbst aber in's Verderben lügen." Er deutete auf den Offizier, der in's Fenster getreten war und sich abgewendet hatte. „Leb' wohl! Wir sehen einander bald wieder."

Sie biß die Zähne zusammen und schwieg. Er umfaßte sie und ging mit ihr die Diele auf und ab. Bald aber machte sie sich los. „Ich will Euch Wäsche und warme Sachen einpacken," sagte sie. „Es könnte doch länger dauern, als Ihr glaubt." Sie wischte eine Thräne von der Backe fort. „Der Schöppenmeister Rohde ist auch heut' noch nicht frei."

„Wie kannst Du glauben —"

„Gut, gut! Gott wolle alles zum Besten wenden. Auch einige Flaschen Wein will ich aus dem Keller heraufholen lassen und etwas Mundvorrath beifügen." Sie verließ das Zimmer und war nun ganz geschäftige und sorgliche Hausfrau, bis die Kutsche beladen war. Dann brachte sie die Kinder, schickte sie aber nach wenigen Minuten wieder fort. Der Lehrer warte auf sie. Nur die beiden jüngsten behielt sie auf dem Arm und an der Hand. Sie drängte nun selbst zum schleunigen Abschied und schien dabei nicht bewegter, als wenn es sich um eine gewöhnliche Reise nach der Stadt handelte. Der Fremde sollte sie nicht weich sehen.

Vor dem Mühlhausener Thor umringten die Reiter die Kutsche. Der Offizier blieb dicht neben derselben. Meist kam man nur im Schritt vorwärts. Erst spät Nachmittags langte man vor der Stadt an. Der Kutscher er-

hielt Befehl, durch die Vorstadt nach der Festung Friedrichsburg zu fahren.

Dort nahm Oberst Bellicum den Gefangenen in Empfang. Er sollte unter seiner Bewachung dort bleiben, bis ein sicheres Gefängniß im Schloß für ihn eingerichtet wäre. Die Herren Oberräthe hatten es so bestimmt.

Er hatte sich also auf langen Arrest gefaßt zu machen. Wie er gleich in der ersten Nacht bewacht wurde, mußte er sich wohl überzeugen, daß man ihn für einen gefährlichen und schon halb überführten Verbrecher halten wollte.

Diese Nacht war die kümmerlichste seines Lebens. Ganz entmuthigt stand er auf. Es schien ihm ein unerträglicher Gedanke, lange in solchem Gefängniß zubringen zu müssen. Er ließ den Commandanten um Papier, Feder und Tinte bitten. Erst nach Stunden erhielt er das Gewünschte. Die Tinte war eingetrocknet und mußte erst durch zugegossenes Wasser schreibbar gemacht werden. Er schrieb einen Brief an den Kurfürsten, in dem er seine Unschuld betheuerte und nur flehentlich bat, daß schleunig gegen ihn verfahren, er entweder condemnirt oder freigesprochen werde. Es sei ihm völlig gleich, ob das Hof- oder das Hofhalsgericht, oder auch eine Commission über ihn urtheile; jedem Gericht wolle er sich unterwerfen, nur möge dasselbe rasch seinen Spruch thun. Er meinte des Ausfalls sicher zu sein.

Dasselbe schrieb er auch dem Statthalter, seine Vermittelung anrufend.

Dasselbe berichteten Statthalter und Oberräthe dem

Kurfürsten mit der Anfrage, vor welchem Gericht processirt werden solle.

Der Kurfürst antwortete: was geschehen sei, habe sein Gefallen. Der Oberst sollte so gehalten werden, daß er nicht entwischen könne. Er sei vor einer Commission weiter zu inquiriren.

Bald darauf schickte er vierundvierzig Artikel, von seinen Räthen aus den Zeugenaussagen extrahirt, über welche der Oberst vor der Commission vernommen werden solle. Auch sei in Knauten nach Schriften Haussuchung zu halten.

Hiermit beauftragten die Oberräthe die Secretarien Georg Eychler und Georg Döpner. Sie entledigten sich dieses Geschäfts Anfangs December mit großer Sorgfalt und hatten zu rühmen, daß die Frau Obrist ihnen „williger als willig“ alle Behältnisse geöffnet hätte. Es war jedoch nichts Verfängliches gefunden worden. Dergleichen könne wohl inzwischen vernichtet worden sein.

Auf den Vorschlag der Oberräthe setzte der Kurfürst in die Commission: den Oberburggrafen Albrecht von Kalnein, den Vogt zu Fischhausen Abraham Josephat von Kreutzen, den Landvogt zu Schaaken Christian von Röder, den Land- und Oberappellationsgerichts-Rath Melchior Ernst von Kreutzen, den Hof- und Gerichtsrath Andres von Lesgewang, den Oberappellations-Gerichts- und Hofrath, auch Samländischen Officialis Daniel von Wegnern, endlich siebentens den Hofhalsrichter und Rath Dr. Johann Fichlau. Es waren Männer aus den höchsten Landesämtern und auch für ihre Person hochangesehen. Sie

sollten ehestens zusammenkommen, den Proceß wider den Obersten Kalckstein vorzunehmen und den Rechten gemäß schleunigst in demselben verfahren.

Indessen war dieser nach dem Schloß übergeführt worden. Er erhielt sein Gefängniß im Nordflügel desselben, in einem zwar über der Erde gelegenen, aber kellerartig gewölbten, ziemlich beschränkten Raum angewiesen, dessen Wände feucht waren. Das einzige, hochgelegene und mit Eisenstäben verwahrte Fenster hatte man noch größtentheils zu mehrerer Sicherheit von außen mit dicken Bohlen verschlagen lassen. Ein Ofen war eiligst neu gesetzt worden, ließ sich jedoch nur schwer erwärmen. Er wurde von der nebenan gelegenen sogenannten Pfefferstube aus geheizt, ebenfalls einem Gefängniß, aber einem „gepfefferten". Dicht daran führte die Treppe zum Hofgericht hinauf. In dem engen Flur standen zwei Soldaten Wache. Der enge Gefängnißraum selbst war, jedoch ohne Vorhang oder Barriere, derart abgetheilt, daß der Oberst den Raum unter dem Fenster, in welchem ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl stand, zu seiner Verfügung hatte, während sich in dem vorderen an der Thür stets mehrere Soldaten unter einem Corporal aufhielten, auch in der Nacht schliefen. Des Kurfürsten Weisung war überstreng ausgeführt. Die Oberräthe konnten nicht mehr im Zweifel sein, daß er die Sache für ernst nehmen wolle. Wenn Kalckstein entwischte, mußten sie seinen schweren Zorn fürchten — Grund genug, zur Vermeidung solcher Eventualität eher zu viel als zu wenig zu thun.

Der Gefangene war in heller Verzweiflung. Nochmals bat er flehentlich um Beschleunigung.

Endlich spät im December versammelte sich die Commission. Der Oberst wurde vorgeführt. Als Ankläger stand ihm der Advocatus fisci Dr. Philippus Lau gegenüber.

In dessen Gegenwart deutete zunächst der Oberburggraf als Vorsitzender die Ursache dieser Zusammenkunft an. Er hieß das Kurfürstliche Rescript durch Vorlesung publiciren und „fundirte" so die Commission.

Hierauf legitimirte sich Dr. Lau durch Verlesung seiner Vollmacht und stellte den Oberst als den Angeklagten vor, mit Begehren, daß er auf gewisse Inquisitions-Artikel artikelweise destincte und cathegorice antworten solle.

Nun nahm Kalckstein das Wort. „Hochedle Herren," sagte er, „ich hoffe, daß man billig Rücksicht nehmen und mich nicht vergewaltigen werde. Männiglich ist meine Profession bekannt. Ich bin ein Soldat, der sich mehr auf Pferd und Degen, als auf's Recht versteht. Dr. Lau dagegen ist ein erfahrener und in allen Formen gewandter Rechtsgelehrter. Wie soll ich mich hier auf der Stelle mit ihm einlassen? Allzu ungleich sind Angriff und Vertheidigung. Wollet mich also vorher wissen lassen, worüber er mich befragen will. Es ist mir schon verwunderlich genug und hab' ich mich darüber ernstlich zu beklagen, daß ich, ein eingesessener Edelmann im Lande, dennoch unschuldiger Weise ungehört und unverurtheilt mit so hartem Gefängniß bestraft und in solch einem Logement gehalten werde, da auch wohl der Klügste um seinen Verstand

und von Gestank, Kälte und Nässe um seine Gesundheit kommen müßte. Bitte daher vor Allem, der Haft entlassen zu werden. Sollte es für erforderlich erachtet werden, so bin ich bereit, meinen Richtern und dem Herrn Kurfürsten mit allen meinen Gütern Caution zu stellen. Halte aber dafür, daß man erkennen werde, wie für mich nicht der mindeste Grund zur Flucht vorhanden, im Gegentheil aber mir viel daran gelegen sein muß, mich in gehörigem Verfahren von dem schwarzen Verdacht zu reinigen, mit dem meine Feinde mich besudeln."

Dr. Lau wollte wiederholt einfallen, aber der Oberburggraf bedeutete ihn, den Angeklagten aussprechen zu lassen. Nun stand er auf und sagte: „Eine hoch verordnete Commission wolle deliberiren, zu welchem Zweck und mit welcher Machtvollkommenheit sie bestellt worden. Es kann nicht zulässig erachtet werden, daß der Angeklagte schon vor seiner Vernehmung erfahre, worüber er im Einzelnen vernommen werden soll. Vielmehr ist er gerade ohne alle Präparation zu hören, damit die Wahrheit desto besser an's Licht komme. Ein Soldat pflegt nicht nur schnell zu Pferde und flink mit dem Degen in der Hand, sondern auch dreist in der Rede und Gegenrede zu sein; meine aber auch nicht in dem Ruf zu stehen, daß ich meine Rechtsgelahrtheit mißbrauche, um den Angeklagten mit allerhand Suggestiv- und vexatorischen Fragen zu fangen, wie ich ja auch unter Aufsicht hoher Commission verhandele und jederzeit in die Schranken verwiesen werden kann. Hat ferner Inquisitus Beschwerden über sein Gefängniß, so mag er die zur rechten Zeit und am rechten

Orte anbringen; für ernstlich gemeint kann ich's aber nicht halten, wenn er behauptet, durch den Arrest an seinem Verstande geschwächt zu sein, was ja auch seine Auslassung selbst leicht widerlegen kann. Ueber seine Freilassung haben wir nun gar nicht zu befinden, und mahne ich daher dringend, nicht mit unnützen Präliminarien die Zeit zu verschwenden und sogleich zur Abhörung nach den Artikeln vorzugehen."

Der Oberburggraf wendete sich nach rechts und nach links, um die Meinung der Beisitzer in Kürze zu vernehmen, und sagte dann: „Der Einwand ist an sich zulässig, und will deshalb hohe Commission darüber befinden. Der Partei wird abzutreten erlaubt."

Der Oberst wurde hinausgeführt und auch Dr. Lau entfernte sich aus dem Zimmer. Die Berathung dauerte aber nicht lange. Nachdem beide wieder hineingerufen, publicirte Kalnein den Beschluß: „Weil den Commissarien durch den Herrn Kurfürsten keine Machtbefugniß zur Entscheidung eingeräumt worden, so kann sie über die eingewandte Exception nicht judiciren. Fragen Euch also hiermit an, Herr Oberst, ob es Euer Wille ist, bei derselben gleichwohl zu verbleiben. In solchem Falle müßten wir heut' die Sitzung schließen und das Protocoll Kurfürstlicher Durchlaucht einsenden. Geben Euch aber billig zu bedenken, daß Ihr durch solche Anfrage nur Zeit verlieren könnt."

Kalckstein überlegte eine Weile, die Lippen zusammenpressend und die Augen schließend. Ein paarmal drang ein seufzender Ton aus seiner Brust vor. Dann ant-

wortete er: „Mein Leiden ist schwer, aber ich sehe wohl ein, daß ich es auf solche Art nicht abkürzen kann. Mag daher über mein Gesuch außerhalb Gericht's entschieden und hier das Verfahren fortgesetzt werden. Dann aber, hochedle Herren, wollet mir eine Genüge thun, daß mir der Angeber gegenübergestellt werde, damit sich zeige, ob er seine Beschuldigung Aug' in Auge zu wiederholen wagt. Dies Verlangen ist billig."

Es wurde abgeschlagen.

„So bleib' ich doch dabei," rief der Oberst, „und bitt' Euch zu verschreiben, daß ich mich dessen nicht begeben wolle."

Nun begann das Verhör nach den Artikeln.

Wie der Vorfall vor zwölf Jahren gewesen, von dem die Frau Rittmeister Keller berichte?

Er blieb bei seiner früheren Entgegnung. Es sei alles Lüge. Seine Schwester und sein Schwager seien ihm wegen der Theilung höchst feindlich gesinnt. Die Kellerin sei nicht klug; er wolle beweisen, daß sie vor etlichen Jahren toll gewesen. „Weiß auch nichts davon, daß etwas derart zwischen dem Kurfürsten Georg Wilhelm und dem Hofrichter von Rauschke jemals vorgefallen."

Ob er gesagt, daß er ein halb Jahr Pistolen getragen habe?

„Nein," rief Kalckstein. Er hob die rechte Hand hoch über sein Haupt. „Und gebe Gott, daß Feuer vom Himmel falle, mich, Weib und Kind und mein ganzes Haus verzehre und die Erde mich verschlinge, wenn ich

des Herrn Kurfürsten gedacht, daß ich auf ihn die Pistolen getragen hätte!“

Von dem weiteren Discurs, wie ihn seine Schwester behauptet, erklärte er nichts zu wissen, außer so weit er ganz unverfänglich. „Wenn sie mich so gefragt hätte,“ sagte er, „wollte ich ihr auf's Maul gegeben haben.“

Ob nicht Füchschen ganz fertige Puffer in der Tasche bei sich getragen habe?

„Das kommt artig!“ rief der Oberst. „Dieser Fuchs, der nie mein Diener gewesen, ist erst vor fünf Jahren unter das Regiment geworben und unter des Majors Compagnie gewesen. Erst vor drei Jahren, als wir beide gefangen worden, hab' ich ihn kennen gelernt, weiß von seinem Puffertragen nichts. Ich bin bereit, ihn zu gestellen, wenn ihm wegen eines Duells, das er hier gehabt, Pardon zugesagt würde.“

Er bestritt auf's Entschiedenste, die incriminirten ihm einzeln vorgehaltenen Drohreden geführt zu haben. Das Amt Oletzko habe ihm das Recht genommen, nicht der Kurfürst persönlich. „Gott bewahre mich,“ rief er mit bebender Stimme, „daß ich mich an dem Gesalbten des Herrn vergreifen soll!“

Mit seinem Vater habe er wenig Briefe gewechselt, da er mit ihm erzürnt gewesen. Die Landtagsacten, die er ihm durch Albrecht geschickt, habe er, weil gleich darauf eine unglückliche Schlacht vorgefallen, nicht einmal gelesen, sondern durch seine Diener an seine Frau zurückgeschickt, bei der sie sich noch befänden. „Es kann

wohl sein," fügte er hinzu, „daß ich einmal in der Ungeduld gegen meinen Vater etwas geredet habe. Er hat aber gegen den Kurfürsten nichts gethan. Wollet ihn in Frieden in seinem Grabe ruhen lassen. Von dem, was zwischen ihm und mir vorgegangen, werd' ich nichts sagen; dabei ist Kurfürstliche Durchlaucht nicht interessirt."

Ob er des Kurfürsten als Herzogs von Preußen eingeborener Unterthan oder Vasall sei?

Darauf antwortete er: „Jetzt wohl, seitdem ich hier gesessen. Vorher aber ist der mein Herr gewesen, der mir das Brod gegeben. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht; wahrscheinlich in Bautzen, also nicht hier im Herzogthum."

Der letzte Artikel endlich fragte generaliter an, ob er bekenne, daß er höchst Feindliches, Friedbruch, Krieg, Einfall, Rauben und Morden wider sein Vaterland und wider Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht hohe Person selbst vorgehabt und machiniret, also sich der Majestätsbeleidigung und des Hochverraths schuldig gemacht?

Der Oberst richtete sich stolz auf. Sein Gesicht war gespenstig bleich; die schwarzen Augen glühten gleich glimmenden Kohlen. „Das bestreit' ich gesammt," rief er, „und nenne alles, was gegen mich vorgebracht worden, boshafte Lüge und Verleumdung. Man soll mir's durch unverdächtige Zeugen beweisen! Zu Unrecht bin ich eingekerkert und so schwerer Dinge angeklagt."

„Das Verhör ist beendet," sagte Kalnein und winkte dem Wachthabenden.

Der Oberst nahm noch einmal das Wort. „Wollet ein gütiges Einsehen haben, hochedle Herren,“ bat er, „und mir, wenn Ihr mich schon nicht entlassen könnt, wenigstens ein anderes Losement anweisen und mich — ich will nicht einmal sagen, wie es einem Edelmann geziemt — aber doch menschlich behandeln lassen. Ich hab den größten Theil meines Lebens als Soldat im Felde zugebracht, ein freier Mann. Schwer genug schon trag' ich des Kerkers Zwang. In diesem naßkalten Loch aber . . .“ Ein Schauer überlief ihn. „Es kann des Herrn Kurfürsten Wille nicht sein, daß ich an Geist und Körper ruinirt werde. Selbst in moskowitischer Gefangenschaft bin ich besser gehalten worden.“

Der Oberburggraf hörte nicht unmitleidig zu. „Es kann Euch von uns aus nicht geholfen werden,“ entgegnete er, „müssen Euch vielmehr nach wie vor an den Herrn Kurfürsten verweisen. — Inculpat werde abgeführt.“

Das geschah. In sein Gefängniß zurückgekehrt, saß Kalckstein Stunden lang, die heiße Stirn auf die Faust gestützt, in dumpfem Brüten. Nun erst begriff er die ganze Gefahr seiner Lage. Nicht die eigene Schuld allein sollte er büßen, auch die seines Vaters mittragen. Mehr noch — viel mehr! Nur einer von dem preußischen Adel war er, der des Kurfürsten Souveränetät zu bekämpfen gewagt hatte. Ihn traf die Vergeltung — er sollte das Opfer sein, an dem der Sieger seinen Zorn kühlte. Er allein! Das empörte sein Innerstes. Deshalb hatten seine Feinde Macht über ihn! —

Anfangs Januar wurde zur Confrontation geschritten. Die Kellerin blieb nicht nur bei ihrer Aussage, sondern gab jetzt ausdrücklich zu, der Kurfürst sei zwar nicht genannt worden, der ganze Discurs aber auf ihn gegangen. Auch die Löbelin änderte nichts in ihrer Beschuldigung. Gegenüber dem Adjuncten Damler und Both von Kalckstein erklärte er: das wegen der Puffer könne sein, auch nicht sein. Er erinnere sich dessen nicht. Richtig sei's, daß sein Bruder auf ihn Puffer getragen; auch habe ihm sein Diener nachträglich erzählt, daß Füchschen sich solche in Königsberg gekauft. Alles Uebrige sei erlogen. Both von Kalckstein habe ihn gefragt, ob es ihn nicht verdrieße, daß Wallenrod auf dem Amt Oletzko sitze. Er habe geantwortet: Hol' ihn der Teufel! Der Kurfürst hab's recht wohl gemacht, daß er ihn auf das Amt an der Grenze gesetzt — ihn, der in Littauen gesengt und gebrannt habe. Wenn es einmal zum Kriege komme, würden die Littauer es ebenso machen und keinen Stein auf dem andern lassen. Daher möge das ganze Gerede stammen! Der Zeuge bestritt das aber und blieb bei seiner Behauptung.

Dann fand noch ein Verhör statt. Die Zeugenaussagen und seine Antworten wurden ihm zur „Probation" nochmals vorgehalten. Er protestirte von neuem gegen sein Gefängniß. Seine Schwestern seien ihm feindlich und nicht werth in ehrlicher Gesellschaft gelitten zu werden; sein Bruder verdiene das Leben nicht. Wie er mit seinem Vetter Both stehe, sei männiglich bekannt;

Kitlitz habe ihm Rache geschworen, da er ihm einmal an den Kopf gegriffen, auch das Schnupftuch zugeworfen: er werde wohl wissen, worauf man einem ein Schnupftuch zu geben pflege.

Es wurde alles sorgsam aufgeschrieben, aber eine Erleichterung der Haft blieb aus.

Die Untersuchung hatte ihren Fortgang.

Viertes Capitel.

Barbarischken.

An einem luftstillen aber frischen Januartage hielt auf dem inneren Hofe des Insterburger Schlosses ein Schlittenfuhrwerk.

Der Kutscher, ein Littauer im Schafspelz und bunten Handschuhen, die Kappe über die Ohren gezogen, war abgestiegen und stampfte am Schlitten her auf und ab, um sich zu erwärmen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Peitsche mit der Aalhaut an der Schnur knallen, wohl weniger zum Vergnügen, als weil er auf sich aufmerksam machen wollte. Die kleinen struppigen Pferde schüttelten dazu die bereiften Mähnen, daß die umgehängten Schellen klangen.

Der Herr, auf den gewartet wurde, war der Amtsschreiber Heineken. Es wurde ihm aber nicht leicht, nach Wunsch von seinen Geschäften abzukommen. Da war noch

eine wichtige Eintragung zu besorgen, da rief ihn der Herr Amtshauptmann in sein Zimmer, da meldete sich der Kämmerer und Kornschreiber, da sollte noch ein Schreiben an die Rentei in Königsberg postmäßig gesiegelt werden, da standen an der Thür ein paar Bauern, die schon vor Tage eingerückt waren, um ihr Gesuch anzubringen. Er versäumte nicht gern etwas und hielt sich allemal länger, als durchaus nöthig, bei den Vorreden auf. So hatte er den Bauern wohl schon zehnmal auseinandergesetzt, daß er sie heut' nicht vernehmen könne, und that's nun auch zum elften Mal mit durchaus vollwichtigen Gründen. Da er sie aber nicht hinauswerfen ließ, blieben sie stehen und schauten ihn demüthig bittend an. „Ihr seid halsstarriges Rackerzeug," rief er endlich, setzte sich aber doch, schon die Pelzmütze auf dem Kopf, an den Tisch und brachte ihr Gesuch zu Papier.

Es sah in der Amtsstube noch gerade so aus, wie vor zehn Jahren; nur daß die Fächer in den Repositorien sich noch mehr mit Acten und Papieren gefüllt hatten. Und auch Heineken war wenig verändert. Das Haar hatte kaum dünner, die Nase spitzer, die Stirn runzeliger werden können. Die Mode übte keine Gewalt über ihn: noch immer steckte sein dünner Hals in der steifen Krause, die hinten über die kahle Platte hinaufragte. Vielleicht fehlten ihm noch ein paar Zähne mehr, denn er lispelte und pfiff mitunter beim Sprechen. Als er endlich aufstand und den langen Wolfspelz anzog, blieb richtig die Feder hinter dem Ohr stecken, mit der er eben geschrieben hatte. Sie mußte hinter dem Ohr stecken, wenn er das

Protocoll verlas; die Bauern hätten sonst geglaubt, daß etwas fehle.

„Nun Jurgis,“ rief er dem Kutscher zu, „hast wohl schon lange Weile gehabt? Ja — ja — ja, das verdammte Volk kommt stets zur unrechten Zeit. Man muß sich molestiren lassen, dafür ist man der Amtsschreiber. Jetzt aber zeig' einmal, daß Deine Pferde das Laufen nicht verlernt haben. Nach Barbarischken!“

Jurgis glättete die Decke über dem Sitz von Erbsenstroh und half dem Schwerbepelzten in den Schlitten hinein. Dann schwang er sich, während die Pferde schon ungeduldig anzogen, vorn auf. Eben kam noch der Braumeister angelaufen und winkte ihm zu halten. Aber Heineken rief ihm zu: „Vorwärts! es hat sonst kein Ende.“

Die Sonne schien prächtig vom blauen Himmel, der Schnee glitzerte über der Wintersaat und auf den Strohdächern der niedrigen Häuschen; in den langen Ackerfurchen lagen bläuliche Schatten. Der Amtsschreiber aber achtete darauf nicht im mindesten. Freilich war er in fortwährender Bewegung, bog bald rechts bald links den aufgeschlagenen Pelzkragen zurück, um besser ausschauen zu können. Seine Beobachtungen waren aber ganz eigener Art, gleichsam amtlicher Natur. Er hatte auch das Bedürfniß, sich darüber laut zu expectoriren. „Wird denn der Jons Klapputis nicht bald das Holz zu seinem neuen Hause anfahren? Er ist ja doch schon im Herbst abgebrannt. Jetzt ist die beste Zeit in den Wald zu kommen. Meint wohl, weil er sich da provisorisch in die Erde ein-

gegraben hat, es soll immer so bleiben. Das Faulthier! — Wo hat denn der Ansas Galwis seine Bienen gelassen? Ausgefroren? Unsinn! Versoffen wird sie der Höllenhund haben. Dort stehen sie ja auch beim Nachbar. — Da wohnen Deutsche — man merkt's den Häusern gleich an — das eine hat gar einen Schornstein. Aber hier beim Karallus . . . hast Du schon einmal so einen wüsten Strauchzaun gesehen, Jurgis? Aber wie kann's auch anders sein? Den fressen die Altsitzer auf — Vater und Mutter und noch eine Großmutter dazu. Drei Schwestern und zwei Brüder wollen auch gefüttert sein. Ist das eine Wirthschaft! — Halt' doch einmal an, Jurgis! He — Kraupat! Dein Heu fällt ja um, setz' eine Stütze unter. Wenn ich zurückkomme und sie fehlt noch, geht Dir's schlecht. — Vorwärts! — Da — da — da: ein Hase! Der reißt aus. Pau! Wenn ich die Flinte mitgenommen hätte. Ist freilich im Wald verboten."

Das Fuhrwerk hatte sich bisher auf der Straße nach Didlacken gehalten, das noch dem Oberst de la Cave gehörte. Nun aber lenkte Jurgis nach rechts auf einen schmalen Landweg ein, der eine Strecke weiter in den Wald führte. Die Ansiedelungen vereinzelten sich mehr und mehr. Aber auch der Wald war nicht dicht bestanden und öfters unterbrochen von freien Plänen, die als Acker oder Wiese zu den einzelnen Häuschen gehören mochten. Dann ging der Weg über eine Brücke hin und einem Flüßchen entlang, das gefroren war. Das Terrain stieg sanft an und senkte sich dann wieder zu einem kleinen See hinab, an dem eine Mühle lag. Auf drei Seiten

war er noch von Wald umgeben, die vierte aber öffnete sich auf einen weiten Feldplan. Mitten auf demselben zeigten sich Gebäude, in ein Viereck gestellt und sorgfältig eingezäunt. Nun war auch der Weg zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt und mit jungen Bäumen in regelmäßigen Abständen bepflanzt. Am Stacket des Obst- und Gemüsegärtchens fehlte keine Latte. „Das lob' ich mir," knurrte Heineken.

Man fuhr durch ein Thor, dessen beide Flügel zurückgelehnt und fest angekrampt waren, auf einen großen Hof. Ställe und Scheunen waren augenscheinlich noch neu, zum Theil nicht einmal ganz fertig. Sie standen auf Fundamenten von Feldsteinen. Das Herrenhaus aber schien zu fehlen, wenn nicht die niedrige Kabacke mit dem geflickten Strohdach und dem gestützten Giebel geradeaus dafür gelten sollte. Es konnte wohl so sein, denn rechts von der Thür zeigten sich drei Fenster mit großen Glasscheiben eingesetzt, wie sie an Bauernhäusern nicht zu finden waren; auch gehörten dazu grüngestrichene Laden. Auf dem Hof lagen in guter Ordnung Stapel von Bauholz. Vier Brettschneider arbeiteten an ihren Gestellen. Zimmerleute richteten auf dem Boden vierkantige Balken zu.

„Ist der Herr Capitän zu Hause?" fragte Heineken im Vorbeifahren.

Das wurde bestätigt.

Der Schlitten fuhr nun im Bogen vor und blieb vor der mit einer hölzernen Vorlaube versehenen Thür halten.

An dem zweiten der drei Fenster zeigte sich ein bärtiger Kopf. Gleich darauf wurde, noch ehe der Amtsschreiber sich aus seinem Pelz wickeln konnte, die Thür von innen geöffnet und ein Mann in kurzer Lederhose, wollenen Strümpfen, Pantoffeln und losem Wams von grobem Tuch trat baarhäuptig über die Schwelle. Er war von so ansehnlicher Länge, daß er sich ein wenig bücken mußte, um unter dem Thürgerüst durchzukommen. „Grüß' Gott, Heineken," rief er und streckte ihm die Hand entgegen. „Das ist eine Freude!"

„Wer weiß — wer weiß," knurrte der Amtsschreiber, indem er sich über die Leiter des Schlittens rollte und die gebotene Hand ergriff, um sich fest auf die Beine zu stellen. Er ließ die Kniee mehrmals federn. „Man hat sich ganz versessen — kann auch das Alter sein, das die Beine steif macht. Wie da geschrieben steht . . . Aber wie geht es meinem liebwerthen Freunde und Gönner dem Herrn Capitän de Born und seiner Frau Liebsten, sowie dero Frau Muhme? Darf man eintreten und ein Stündchen ausruhen ohne zu stören?"

Der Hausherr lachte. „Geht's ohne die Schnörkel nicht ab?" rief er. „Willkommen, herzlich willkommen! Im Hause ist alles wohl. Meine Weibsleute haben am warmen Ofen von der scharfen Kälte nicht sonderlich zu leiden gehabt, und mir behagt's im Winter allemal am besten, wenn ich meinen Hauch sehe. Tretet ein! Die Pferde abspannen und in den Stall!"

„Der Jugend heißes Blut" — philosophirte Heineken. „Warum habt Ihr aber nicht wenigstens eine Mütze auf-

gesetzt? Freilich bei solchem Haarwuchs . . ." Er legte die Pelzkleider im Flur ab und strich mit beiden Händen von den Ohren aufwärts die spärliche Frisur zurecht. „Wenn es Euch nun beliebet —"

Born ließ ihn in das niedrige Zimmer ein, dessen Balkendecke sich in der Mitte bedenklich gesenkt hatte. Frau Barbara stand vom Spinnrocken auf und ging dem Amtsschreiber entgegen. „Willkommen," sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. „Setzt Euch dort in den Lehnstuhl am Ofen, es wird Euch wohl thun. Für einen warmen Trunk soll gleich gesorgt werden."

„Macht meinetwegen keine Umstände, werthe Frau," bat Heineken. „Meines Bleibens ist nicht lange. Die Geschäfte — die Geschäfte . . ."

„Das wollen wir doch sehen!" rief Born und drückte ihn in den weichen Stuhl. „Ihr seid ein viel zu seltener Gast und dürft vor Abend an die Heimfahrt nicht denken. Nachtlogis allerdings könnten wir Euch zur Zeit schwer bieten."

Frau Maria Küchler kam aus der Küche herein. Sie hatte den Kopf mit einem großen Wolltuch verbunden. „Sieht man endlich einmal wieder einen Menschen," sagte sie, den Gast begrüßend. „Man könnt' sich einbilden allein auf der Welt zu sein, so einsam ist's hier im Winter bei uns. Da lob' ich mir doch die Stadt! Selbst mit Insterburg wollt' ich jetzt schon vorlieb nehmen, wenn's doch Königsberg nicht sein kann."

Barbara hatte sich wieder an den Spinnrocken gesetzt. Er stand nicht weit von einem vor das Fenster

gerückten Tisch, auf dem bei einem Schreibzeug Papiere lagen, mit denen Born sich eben beschäftigt haben mochte. „Das ist doch schon Deine ewige Klage,“ bemerkte sie lächelnd. „Kann's wohl begreifen, daß Du Dich nach dem städtischen Verkehr sehnst, den Du Dein Leben lang gewohnt gewesen bist. Wenn man Dir aber ansinnt, nach Königsberg zurückzukehren —“

„Als ob ihr ohne mich bestehen könntet!“ fiel die Matrone ein. „Denkt doch einmal nach. Nein, so ist's nicht gemeint.“

„Ich für mein Theil hab' die Stadt noch keinen Augenblick vermißt,“ sagte Barbara, zu ihrem Mann aufsehend, der sich an den Tisch gelehnt und die Arme über der Brust gekreuzt hatte. „Gerade die Einsamkeit ist mir lieb nach all dem Traurigen, das wir dort erleben mußten.“

„Und das Du doch auch nicht vergessen kannst,“ fügte er mit leisem Vorwurf zu.

„Sollte ich?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Nur daß man meinen könnte, wenn man Dich stets im schwarzen Kleide sieht . . .“

„Es weiß ja doch jeder, wer mein Vater ist,“ sagte sie leise und den Blick senkend. „Das schwarze Kleid trag' ich zu seinem Andenken. Und hindert mich's denn heiter und des Lebens froh zu sein, Gott dankbar für alle Gnade, die er mir täglich beweist?

„Das sag' ich auch nicht,“ versicherte er. „Und so zieh' ich auch aus der Frau Muhme Klagen keinen falschen

Schluß, sondern hör' sie täglich mit Gleichmuth an, wohl wissend, daß der Verdruß so am leichtesten abgewendet wird. Es klingt nur wie Unzufriedenheit, von Herzen ist sie ganz auf unser Seite."

„Hm — hm . . ." brummte die alte Dame. „Ist's denn aber nöthig, daß wir hier auf dem Lande wie die Bauern hausen? Ein Bauer hat wirklich vordem hier gewohnt. Und wenn nun auch die Wände weiß gekalkt und die Fenster eingesetzt und die Kammern mit Tapeten ausgeputzt und die Küchenvorrichtungen verbessert sind —"

„Aber so wartet doch nur noch ein paar Jährchen," rief er hinein, „dann wird ein neues Wohnhaus dastehen, in dem es Euch wohl sein kann. Die ganze Mansarde sollt Ihr allein zur Verfügung haben."

„Ach, das erleb ich nicht," meinte sie mit komischem Eifer. „Immer tröstet Ihr von Jahr zu Jahr. Aber es ist immer noch Dringenderes zu thun. Eure Pferde und Kühe haben ein gar stattlich Logis, für Euch selbst aber drängt's nicht so sehr."

„Erst muß freilich im nächsten Sommer der Schafstall gebaut sein," gab er zu, „an dem schon gezimmert wird, und ein fester Speicher für das gedroschene Getreide steht auch noch aus. Dann aber . . ." Er ließ die Stimme sinken, als wollte er doch nicht allzu zuversichtlich ein Versprechen geben.

„Ich kann's doch nur loben," mischte sich nun Heineken ein, „daß Herr Konrad sich auch darin als ein guter Wirth beweist. Man sieht's dem Hof an, worauf er hinaus will. Aus einem rechten Nichts hat er das

alles in gar kurzer Zeit hergestellt, und es wächst nun eins an's andre nach sicherem Plan, daß man immer wieder vor Verwunderung die Augen aufzusperren hat. Entsinne mich noch sehr wohl, amice, was Ihr mir vertrautet, als Ihr nach der Heirath zu mir auf's Amt kamt: das ist meine Baarschaft. Kauf' ich damit ein Fertiges, so bleib' ich zeitlebens im Kleinen stecken; schaff' ich mir's aber selbst, so mag das da zu einem guten Anfang genügen — rathet mir demgemäß, Heineken. Ei, sagt' ich, ein mächtig Stück wüste Haide läßt sich davon schon anschaffen, aber dann habt Ihr auch was Rechtes. Es gehört Muth dazu, die Wirthschaft aus dem Gröbsten herzurichten. An dem fehlt mir's nicht, sagtet Ihr, und meiner Frau auch nicht — sie ist des Schöppenmeisters Rohde Tochter. Da wies ich Euch denn den Plan hier, auf dem damals die Tattern gebrannt hatten, daß nur noch ein Häuschen mit elender Stallung stehen geblieben und alles übrige wüst geworden war. Nun — das Häuschen steht noch, und wär' vielleicht auch für einen Bauer nicht zu fein, um Scheunen, Ställe und Gärtnerwohnungen aber könnt' Euch ein Rittergutsbesitzer beneiden. Das sähe so gut nicht aus, wenn Ihr erst an Eure Bequemlichkeit gedacht und Euch ein großes Wohnhaus gebaut hättet. Eins zum andern, liebe Frau Küchler, eins zum andern, und das Nothwendigste immer voraus."

Born that dieses Lob sichlich wohl. „So war's auch meine Meinung," sagte er, „und ich werd' noch lange meine Freude daran haben, in jedem Jahr etwas hinzu zu thun, neuen Acker urbar zu machen und den Wald zu

bessern, daß man die alte Wildniß zuletzt ganz vergißt. Uebrigens lebt sich's in solcher Enge für ein junges Ehepaar ohne Kinder ganz gemüthlich — nicht wahr, Bärbchen?"

Die Frau spann eifriger und beugte den Kopf nieder, als wollte sie den Faden genauer besichtigen. „Gewiß," antwortete sie, „— es fehlt uns sonst nichts."

Frau Küchler hüstelte. Sie hatte einen Wandschrank geöffnet und seinen Inhalt von Flaschen, Gläsern und verschiedenen Eßwaaren gemustert. „Unser Gast wird hungrig sein," bemerkte sie. „Darf ich Eure Schreiberei vom Tisch nehmen?"

„Ich will's selbst thun," sagte Born, „damit die Blätter nicht in Unordnung kommen."

„Was schreibt Ihr denn da?" fragte Heineken.

Der Capitän schlug mit der Hand in die Luft. „Windiges Zeug," antwortete er. „Man hat im Winter so viel Zeit . . . Ihr werdet lachen. Ich trage da für den Herrn Kurfürsten ein umständliches Exposé zusammen, wie die große Wildniß, die jetzt gar wenig einbringt, könnte zu vieler fleißiger Unterthanen gutem Nutzen und Frommen cultiviret werden und nach etlichen Jahren einen hübschen Ueberschuß in die Renteicasse abwerfen möchte. Glaube auch, da ich in der Wildniß aufgewachsen bin und mich dann in fremden Ländern umgesehen habe, in diesen Dingen genug Erfahrung zu besitzen, Kurfürstlicher Durchlaucht etwas Brauchbares an die Hand geben zu können."

Der Amtsschreiber lachte durchaus nicht, sondern

strich nachdenklich mit der Fingerspitze die Stirn auf und ab. „Hm — hm — hm . . .“ knurrte er, „Ihr seid ein absonderlicher Mensch, Konrad, — verzeiht, wenn ich Euch alter Gewohnheit nach noch immer so vertraulich nominire — ein absonderlicher Mensch voll unruhiger Speculation im Kopf und von ungewöhnlichen Trieben moviret. Noch steht Ihr mitten in der Arbeit, Euch selbst in die Wildniß einzubauen, steckt wohl gar noch in den ersten Anfängen, und schweift schon mit Euren Gedanken über das ganze viele hundert Meilen fassende Gebiet hin, wie es könnte in die richtige Verfassung gebracht werden. Dabei, wie ich Euch kenne, habt Ihr nicht einmal eigenen Vortheil im Sinn, sondern es zwingt Euch, für Andere zu denken, daß es ihnen wohlergehen und dem Ganzen daraus ein erklecklicher Gewinn und gutes Ansehen erwachsen möchte. Gebt Ihr's zu, amice?“

Frau Barbara hatte das Rad stillstehen lassen und ihm gespannt zugehört. Die Augen leuchteten ihr. „Ja, so ist er,“ sagte sie. „Das wissen auch hier alle seine Leute, an sich selbst denkt er immer zuletzt. Es ist etwas von meines Vaters Art in ihm, nur daß er sein Streben auf andere Dinge richtet, und vielleicht nützlichere.“

Eine dunkle Röthe übergoß Born's Gesicht. Er hielt den Kopf gesenkt und vermied es Barbara anzusehen. „Ich weiß nicht, ob Ihr lobt oder tadelt,“ wendete er sich zu Heineken. „Entscheidet aber nicht eher, bis Ihr die Schrift gelesen habt, die mir wahrlich genug Mühe verursacht. Denn wenn mir auch alles im Kopf klar steht,

so fließt's doch nicht geläufig aus der Feder. Hoffe deshalb auch noch gar sehr auf Euren Beistand."

Der Amtsschreiber nahm ihm die Blätter aus der Hand und überlas sie, während Frau Küchler den Tisch besorgte. „An dem soll's Euch nicht mangeln," versicherte er. „Ja — ja — ja! es fehlen Euch gleichsam die formulae des schriftmäßigen Denkens, die erlernt und geübt sein wollen. Treffliche Vorschläge — saubere Berechnungen. Aber alles in stilistischer Nudität, möcht' ich sagen — fast spartanisch einfach. Soll das Gericht den verwöhnten Herrschaften mundrecht sein — um einen andern Vergleich heranzuziehen — so kann ein Körnlein attisches Salz nicht schaden. Wenn man hier und dort ein lateinisches Citat einsprengte — ja, ja — es möchte sich noch besser lesen. Will's Euch gern an den Rand setzen."

„Nur daß der Vogel nicht unkenntlich werde, wenn er sich so mit fremden Federn schmückt," wendete Barbara ein. „Er hat ein kräftiges Gefieder, mit dem er sich hoch aufschwingt. Da mag man solche Zierrath nicht so sehr vermissen."

Conrad verwahrte die Papiere, ohne darauf zu antworten. Und auch Heineken begnügte sich mit einem stummen Augenzwinkern und Lächeln. Frau Küchler bat zu Tisch. Man möge ein wenig vorlegen, das Mittagessen werde bald fertig sein.

Der Herr Amtsschreiber ließ sich nicht nöthigen. Als er dann eine Scheibe Brod mit Honig gegessen und ein Gläschen Branntwein getrunken hatte, räusperte er sich und begann mit feierlicher Miene: „Aber weshalb ich

eigentlich herkam, carissime . . . Man darf die Geschäfte nicht zu lange versäumen. Ob's Euch ein großes Vergnügen bereiten wird, was ich zu melden habe, weiß ich freilich nicht, muß aber doch damit hervorrücken." Er knöpfte das Wams auf und zog ein Schreiben mit großem Siegel aus der Brusttasche. „Da ist etwas aus der Oberrathsstube an's Amt gekommen, das den wohlgeborenen Capitän de Born angeht, so jetzt in dieser Gegend angesessen sein soll. Mit einem Wort: man verlangt Euer Zeugniß im Kalckstein'schen Proceß.

„Mein Zeugniß?" fragte Born verwundert. „Was hätt' ich mit diesem garstigen Proceß zu thun, von dem Ihr bei Eurem letzten Hiersein erzähltet?"

„Darüber weiß ich Euch natürlich auch nichts Sicheres zu sagen," antwortete Heineken. „Ihr seid aber in Knauten gewesen —"

„Vor vielen Jahren."

„Was da jetzt an's Licht gebracht werden soll, hat auch lang genug im Dunkel gelegen. Es kann sein, daß Ihr bissige Reden des alten Generals und seines Sohns gegen den Herrn Kurfürsten vernommen habt —"

„Nein, nein! Ich erinnere mich dessen nicht."

„Ihr habt in des Obersten Regiment gedient —"

„Allerdings in Polen bis zur Warschauer Schlacht. Hab' aber damals den Oberst selbst nicht oft gesehen."

„So wird Euer Zeugniß wenig nützen. War aber nicht schon damals der Brüder Feindschaft offenkundig?"

„Allerdings. Die Schuld lag aber, wie mir schien

nicht am Obersten. Sein Bruder . . . Es hat besondern Grund, daß ich ungern an ihn denke.“

„Seht Ihr wohl! Wahrscheinlich will man hinter diese Dinge kommen. Aus einer Andeutung des Schreibens entnehme ich aber auch, daß man Erkundigung über die Jagd auf das Elchwild einziehen will, das dort aus den Kammerwäldern reichlich übertreten soll. Dem General wird nachgesagt, daß er sich dies sehr ungebührlich zu Nutz gemacht habe.“

„Das kann wohl so sein. Aber was will man deshalb dem Oberst anhaben?“

Heineken zupfte an seinem Spitzbart. „Pah! wenn man ihm überhaupt was anhaben will . . . Wer weiß, wie man aufrechnet. Aber das werdet Ihr ja alles in Königsberg des Näheren erfahren.“

„In Königsberg? Ich soll —“

„Ja, der Fiskal ladet Euch dorthin vor. Hier ist das Schreiben, dessen Einsicht Ihr zu attestiren habt. Kann Euch die Reise leider nicht ersparen.“

Das war sehr verdrießlich. Born sprach's auch aus. Barbara schwieg zwar, sah aber offenbar verkümmert vor sich hin. Nur Frau Küchler betrachtete die Sache gleich von der freundlichen Seite. „Ein Besuch in Königsberg ist gar nicht so übel,“ meinte sie. „Schade, daß man mich nicht dorthin citirt; die Winterreise sollte mich gar nicht ärgern. Aber im Ernst: es ist Euch gut, einmal wieder unter Menschen zu kommen. Braucht man nicht Zwang gegen Euch, so liegt Ihr hier fest, bis Ihr versauert.“

Heineken wollte aufbrechen, nachdem er sich seines

Auftrags entledigt. Aber man ließ ihn erst Nachmittags los. „Benutzt die gute Schlittbahn," sagte er beim Abschiede. „Je schneller Ihr aufbrecht, desto bälder seid Ihr wieder heim."

Das war auch Born's Meinung. Er traf sogleich die nöthigen Anordnungen. Frau Barbara, nachdem sie sich an den Gedanken einer kurzen Trennung gewöhnt hatte — Konrad war noch nie über Nacht aus dem Hause gewesen — half ihm dabei mit echt weiblicher Sorge. Ueber die Unannehmlichkeit wurde nicht weiter gesprochen. Auch verhielten die Eheleute sich nicht zärtlicher zu einander als gewöhnlich. Es war ein gutes, stilles Verhältniß unter ihnen. Jeder suchte dem andern Liebes zu erweisen und mit Aufmerksamkeit entgegen zu kommen. Aber beide waren sie fast über ihre Jahre ernst und verhalten in ihrem Wesen. Nie war ein hartes Wort gefallen, nie der eheliche Friede auch nur eine Stunde gestört gewesen. Doch schüttelte Frau Küchler manchmal den Kopf über ihre Verständigkeit. Sie hätte hin und wieder ein kleines Unwetter gewünscht, damit man sich des Sonnenscheins hinterher mit mehr lautem Jubel erfreuen möchte.

Erst am Abend vor der bestimmten Abfahrt, als die Matrone schon in ihre Kammer gegangen war, schienen beide lebhafter das Bedürfniß zu empfinden, ihrer herzlichen Neigung Ausdruck zu geben. Er sah, daß sie mit Thränen kämpfte, schloß sie an sich und hielt lange ihre Hand. Dann gingen sie Arm in Arm durch's Zimmer; sie lehnte den Kopf an seine Schulter und wiederholte

öfters: „Hätt' ich Dich nur erst wieder!“ Es sei ja von keiner Fährlichkeit die Rede, meinte er, und eine Woche werde rasch vergehen, drückte ihr aber doch bewegter die Hand. „Ich weiß nicht, weshalb mir so beklommen ist,“ sagte sie, „als müßte dort etwas geschehen . . .“

„Du denkst an das, was geschehen ist,“ erwiderte er, „da scheint der Ort Dir nun in allem bedrohlich. Was kann er uns noch anhaben?“ Er ließ sich auf den Lehnstuhl nieder, zog sie auf den Schooß und küßte sie. Es war, als ob sie's überraschte. Eine kleine Weile saß sie wie zu schnellem Aufstehen bereit. Dann warf sie plötzlich mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Arme um ihn, schloß sich dicht an ihn und preßte ihre glühende Wange an die seine.

Die Lampe erlosch, es war Zeit zur Ruhe zu gehen. — — —

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne herauf war, hielt der hübsche, leichte Jagdschlitten, mit drei Pferden bespannt, vor der Hausthür. Auf den Sack mit Hafer, der hinten auf dem Trittbrett lag, wurde eine Lade mit den besten Kleidern gepackt und festgeschnürt. Ein Korb mit allerhand Lebensmitteln, den Frau Küchler aus der Speisekammer herantrug, mußte neben dem Kutscher Platz finden. Barbara drehte ihren Liebsten kunstgerecht in einen langen Shawl ein, der den Pelz fest zusammenhielt. Da hinein steckte er seine Pistolen. Der Abschied war dann kurz. Ein Kuß, ein Händedruck — „mit Gott!“

Die junge Frau stand trotz der Morgenkälte in der offenen Thür, bis das Schellengeläut verklungen war.

Born sprach in Insterburg auf dem Schloß an. Der Amtshauptmann gab ihm seine Legitimation mit. Heineken begleitete ihn bis auf den Hof hinab. „Wenn Ihr etwa in der Oberrathsstube oder sonstwo Gelegenheit finden solltet, für einen alten Freund zu sprechen,“ sagte er etwas verschämt, „— vergeßt mich nicht. Nach meinen Qualitäten hätt' ich wohl bessere Beachtung verdient — sage das mit aller Bescheidenheit. Wenn beim Hofgericht oder Hofhalsgericht oder auch in der Kammer und Rentei ein Secretariat frei würde, solchem Amt würd' ich wohl glauben gewachsen zu sein. Möget mir auch mit gutem Gewissen das Testimonium geben, daß ich noch über meine Jahre rüstig — das Facit einer wohlverbrachten Jugend und verständig regulirten Mannesalters. So es Euch also gelingt einen Gunststrahl auf mich hinzulenken, will ich Euch dankbar sein, daß Ihr mir den Spiegel gehalten habt. Valete!“

Er gab mit einem kurzen Pfiff durch die Zähne das Zeichen zur Abfahrt und ging in's Haus zurück, ohne eine Antwort abzuwarten. —

Am zweiten Tage Nachmittags langte Born in Königsberg an. Er durfte jedoch nicht sogleich die äußere Umwallung passiren. Vor dem Thorhause standen viele Bauernschlitten, die auf die Steuerabfertigung lauerten; die Knechte stampften den Schnee, um sich zu wärmen, und knallten mit den Peitschen. Born wartete einige Minuten, sprang dann aber ab und klopfte an's Fenster. „Heda!“ rief er hinein. „Schläft denn da alles bei hellem Tage? Wie lange soll man hier am Thor frieren?“

„Ja, da kann der Herr lange klopfen,“ meinte einer der Bauern. „Ich steh’ hier schon eine Stunde.“

Born pochte noch kräftiger an. „Was ist das hier für eine Wirthschaft? Werd’ ich nicht abgefertigt, so fahr’ ich hinein und bring’ meine Beschwerde auf dem Schloß an.“

„Wer ist der Grobian?“ ließ sich eine Stimme von innen vernehmen? „Meint er, ich hab’ ihm nur so aufzuspringen? Der Teufel soll ihn holen, wenn er mir die Scheibe zerschlägt!“

„Capitän de Born,“ rief jener hinein. „Der Grobian ist ganz auf Eurer Seite.“

Nun öffnete sich die Thür und der Herr Acciserevisor, ein eisernes Stöckchen in der Hand, trat hinaus, sich nach dem ungeduldigen Fremden umschauend. Der Pelzrock schloß vorn nur knapp über dem dicken Wanst. „Beim dreiköpfigen Cerberus,“ expectorirte er sich stutzend, „seid Ihr’s wirklich? Hättet mir den Namen doch gleich nennen sollen. Media nocte wär’ ich Euch aufgesprungen alter Freundschaft zu Liebe.“

„Stubenrauch! Ihr? Dessen konnt’ ich wahrlich nicht vermuthen. Wie seid Ihr in dieses Amt gekommen?“

Stubenrauch schmunzelte. „Durch meines hohen Gönners, des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin gnädigste Protection für wichtige Verdienste um den Staat. Das Amt erfordert freilich kein großes Studium, nährt aber bei richtiger Handhabung seinen Mann. Hoffe, daß der Herr Kurfürst von der Accise nicht mehr absteht, allem Geschrei der Stände zum Trotz. Aber tretet ein und

trinkt ein Gläschen. Ist mir ein rechtes Gaudium Euch wiederzusehen."

„Die Leute wollen abgefertigt sein," lehnte Born ab, „ein andermal."

„Ach! die Lümmel haben Zeit," meinte Stubenrauch, „man muß das Volk nicht übermüthig machen. Ich bitt' Euch, tretet ein. Ganz im Vertrauen: meine Alte hält die Flasche verschlossen. Einem solchen Gast zu Ehren aber . . . hm! Der Herr versteht."

„Ihr seid verheirathet?"

„Zum Teufel, ja! Jeden ereilt das unerbittliche Fatum. Habe mich nicht durch Jugend und Schönheit blenden lassen, sondern . . . Schweigen wir davon, der Drache bewacht seine Schätze. Hab' gelernt, daß mit Pennälen leichter umzugehen ist, als mit Weibern. Die da —" er wies nach dem Hause — „versteht sich auf's Putzen besser als ich. Und man muß gestehen, sie hat mir ein recht blankes Ansehen gegeben. Findet Ihr nicht? Ich repräsentire meine Würde mit gebührlicher Nüchternheit. Zu hungern brauch' ich nicht. Aber was den Durst anbetrifft . . ." Er zwinkerte listig mit den Augen. „Kommt hinein. Dieser Tag des Wiedersehens ist mir ein Feiertag — und man soll den Feiertag heiligen."

Der Capitän entschuldigte sich mit der großen Eile seiner Geschäfte. Stubenrauch seufzte. „Es ist keine Freundschaft mehr in der Welt." Er stökerte mit dem eisernen Stäbchen im Schlitten herum. „Etwas Steuerbares habt Ihr natürlich nicht. Wo wollt Ihr denn einkehren?"

„Vorläufig im Löwenkruge. Es soll da eine passable Wirthschaft sein.“

„Ja, ja — man sagt. Bin lange nicht da gewesen — meine Alte hält mich am Bändel. Ihr wollt ihr also wirklich nicht Eure Aufwartung machen?“

Born saß schon im Schlitten. „Gebe mir nächstens die Ehre,“ rief er. „Fahr' zu!“

Unter dem Thorbogen hörte er noch, wie der gestrenge Acciserevisor gegen die Bauern loswetterte.

Er ging früh zur Ruhe. Am andern Morgen zog er den Offiziersrock an, hängte den Degen um und begab sich auf's Schloß. Er meldete sich beim Herrn Statthalter, wurde auch in Gnaden vorgelassen. „Was man von Euch wissen will,“ sagte der Fürst, „werdet Ihr drüben auf der Canzlei erfahren.“ Er lud ihn zur Tafel. „Uebrigens mach' ich Euch schon jetzt kund,“ bemerkte er bei der Entlassung, „daß zu nächstem Freitag eine große Schlittenfahrt nach dem Holsteiner Kruge bevorsteht. Der Adel arrangirt sie. Ihr werdet dabei nicht fehlen wollen und seid hiermit noch ausdrücklich eingeladen. Versorgt Euch bei Zeiten mit einer Dame.“

Der Capitän dankte unterthänigst. Er meinte, nicht ablehnen zu dürfen, hatte aber nicht die Absicht theilzunehmen. Es kam ihm nur darauf an, möglichst rasch wieder die Heimreise antreten zu können.

In der Canzlei traf er den Oberraths-Secretär Sandius. Das kleine Männchen war sehr zusammengefallen und trug den Rücken gebeugt. Born wurde diesmal gleich erkannt und mit viel Zuvorkommenheit abgefertigt. „Ja,

ja," sagte Sandius, „der Kalckstein'sche Proceß schafft Vielen Unruhe. Der Herr Kurfürst scheint der Meinung zu sein, daß man ihn nicht auf die leichte Achsel nehmen dürfe. Er traut dem preußischen Adel noch immer nicht recht und glaubt ihm hier auf die Schliche zu kommen. Sonst verstünd' ich's nicht, wozu es nützlich sein könnte, die alten Geschichten aufzurühren. Ich selbst weiß übrigens wenig von dem, was in der Sache geschieht. Dr. Lau hält die Acten geheim. Er wird Euch vernehmen. Kennt Ihr ihn?"

Born verneinte.

„So erlaubt, daß ich Euch zu ihm führe. Er wird in einem der Zimmer des Hofgerichts zu finden sein. Als Advocat übt er dort seine Praxis aus."

„Aber bemüht Euch meinetwegen nicht, Herr Secretarius —"

„O, o, oh! es ist mir keine Mühe. Ich vergesse Eure Freundlichkeit nicht — damals, als Ihr auf dem Ball des Herrn Statthalters meine Tochter zum Tanz aufführtet. Mag Euch schon längst in Vergessenheit gekommen sein."

„Doch nicht. Wie geht's dem Fräulein?"

„Nun — nun . . . Man muß zufrieden sein mit allem, was Gott schickt. Das arme Kind hat vor Jahren viel Kummer gehabt — ist seitdem nicht mehr recht frisch geworden. Die verewigte Frau Kurfürstin nahm Livia mit nach Berlin. Da hat sie's gut gehabt, gefiel auch dem Obergärtner in Oranienburg so wohl, daß er ihr seine Hand antrug. Und wär' auch eine ganz achtbare

Partie gewesen; aber das Mädchen hat sich zu keiner Heirath verstehen wollen. Dann ist im letzten Frühjahr meine gute Frau gestorben, und ich hab' die Tochter zurückrufen müssen, weil ich nun ganz allein war. Hat doch wegen Krankheit der Frau Kurfürstin nicht so rasch ausgeführt werden können, da die hohe Frau sich von ihr nicht hat trennen wollen. Als sie dann aber unerwartet früh mit Tode abgegangen, hat eine Hofdame aus Preußen, die nun auch ihres Amtes entledigt worden, Livia in ihrem Reisewagen mitgenommen und mir zugeführt. Sie ist jetzt mein ganzer Trost in allerhand Bekümmernissen, von denen ich lieber nicht reden mag."

Das erzählte er, während er Born treppab und treppauf durch verschiedene Flure und Zimmer führte. Sie fanden endlich Dr. Lau; er hatte aber in der Sitzung des Hofgerichts mitzuwirken und war für heut unabkömmlich. Es mußte also genügen, daß ihm der Capitän de Born vorgestellt und zu thunlich schneller Abfertigung empfohlen wurde. Er bestellte ihn mit viel höflichen Redewendungen auf den folgenden Tag. Doch könne er ihm nicht zusichern, daß es bei dieser einen Vernehmung verbleiben werde. Born fragte, ob er den Oberst Kalckstein in seinem Gefängniß sprechen könne; es möchte ihm dann vielleicht manches wieder in Erinnerung kommen. Daran sei gar nicht zu denken, entgegnete Dr. Lau. „Man läßt nicht einmal seine Frau zu ihm ein."

Nachdem der Capitän sich mit einem schönen Dank von Sandius verabschiedet, ging er nach der Stadt, alte Bekannte aufzusuchen. Bei einem Bernsteindreher kaufte

er für Barbara eine Schnur hellgelber Perlen und im Flitterkram nicht weit davon ein Häubchen für Frau Küchler. Er wollte etwas mitbringen und sich gleich damit versorgen, wenn später etwa die Zeit knapp würde.

Das Haus des Meisters Klews fand er von unten bis oben neu abgeputzt, sicher dem großen Schilde zu Ehren, das über dem Eingang der Bude hoch aufgerichtet und mit Eisenstreben befestigt war. Die grellfarbige Malerei mußte jedem Vorübergehenden in die Augen stechen. Das „Kurfürstlich Brandenburgischer Hofschuster" konnte dann nicht unbemerkt bleiben.

Born fand den Herrn Hofschuster in seinem Wesen sehr verändert. Er schnitt nur noch zu, arbeitete aber sonst nicht mehr mit. Nicht nur die Oberlippe, sondern auch das Kinn hatte er sich vorn glatt rasiren lassen, so daß ihm nun der weiße Bart von den Ohrläppchen herab halbmondförmig um's Gesicht hing. Es dünkte ihn das vornehmer, weil er so den Barbier in Nahrung setzen mußte. Auch hatte der breite Mund offeneren Spielraum für allerhand Bewegungen, die ihn des Sprechens überheben konnten, sei es, daß er die Lippe verschob oder spitzte oder seitwärts herabhängen ließ. Er sprach überhaupt nur knapp so viel, als dringend erforderlich war, und dann in kurzen Sätzen und in einer leisen und gleichmäßigen Tonart. Es setzte ihn so leicht nichts mehr in Verwunderung. Wenn er hörte, was in fremden Ländern Merkwürdiges geschah, sagte er nur: „Pah —!" oder: „So — so!" Der Herr Kurfürst stellte jeden anderen Monarchen in den Schatten, und er rückte jedesmal das

Sammetkäppchen, wenn sein Name genannt wurde. Seine Kunden behandelte er mit einer Art gnädiger Herablassung. „Nun ja — man kann ja das Maß nehmen... Wenn man warten will, bis man an die Reihe kommt... Weil man sich doch schon längere Zeit zu derselben Stelle gehalten hat . . ." Nur die städtischen Großwürdenträger und den hohen Adel zeichnete er durch größere Zuvorkommenheit aus. Doch rechnete er auch da mindestens auf eine anerkennende Aeußerung über seine Leistungen oder eine Erkundigung, ob er wieder einmal mit einem Auftrage von höchster Stelle beehrt sei. Auf den Herrn Statthalter als seinen Kunden konnte er sich immer berufen.

So machte der Besuch des Capitäns denn diesmal auch keinen sehr merklichen Eindruck. „Ihr seid's. Ja wohl. Ist mir sehr angenehm den Herrn wiederzusehen. Sehr angenehm. Wirklich sehr angenehm. Wie lange ist's doch her —? Ganz recht, vor der Huldigung unseres allergnädigsten Herrn Kurfürsten." Das Käppchen wurde gehoben und wieder gesenkt. „Ja, das war eine große Zeit. Das war eine Zeit, von der unsere Enkel noch sprechen werden. Eine Zeit . . . Hm! man muß sie in größter Nähe erlebt haben. Stand damals dicht vor der Tribüne. Aber es freut mich, daß der Herr uns nicht vergessen hat. Sind wohl unterrichtet, von Dero Rang- und Standeserhöhung. Ja, man muß stillhalten."

Er knöpfelte ganz wunderlich mit den Lippen und verdrehte die Augen.

Der Altgeselle saß wohl in der Werkstätte, beauf-

sichtigte aber nur die Lehrlinge. Er hatte einen Augenschirm von grünem Papier über die kahle Stirn gehängt und sah recht leidend aus. „Ja, man muß stillhalten," wiederholte er in ganz anderm Sinn und von einem Seufzer begleitet. „Es will noch immer nicht zu Ende gehen und wär' doch hohe Zeit."

„Pah!" warf der Meister ein. „Es eilt nicht so sehr. Nathanael hat das Zittern in den Händen. Das bringt kein Doctor nicht mehr fort. Altersschwäche! Ginge aber noch an. Nur die Augen, die Augen! Sticht immer vorbei, schneidet in's Leder. Hat aber doch nicht ablassen wollen — viel Waare verdorben. Na — thut nichts. Bin nur froh, daß er jetzt einsieht, Invalide geworden zu sein. Macht sich ja noch immer nützlich. Hat nicht nöthig, der Altgesellen-Krankencasse zur Last zu fallen. Aber desperat — manchmal ganz desperat."

„Weil's auch mit dem Lesen nicht mehr fort will," sagte Nathanael, „und die Gedanken öfters ganz ausgehen. Es ist gar kein Leben."

Die Meisterin kam von ihrer Tochter. Es war da vor acht Tagen ein kleines Mädel eingetroffen, und sie führte der Wöchnerin die Wirthschaft. Morgen sollte die Taufe sein; da war noch mancherlei zu besorgen. Sie trug einen Pelzrock mit breiten Aufschlägen und völligem Besatz unten herum. Sie trat sehr aufgeregt ein. Des Tuchscheerers Fröse Ferdinand „die Kröte", hatte sie mit einem Schneeball getroffen, dessen Spuren noch an der Schulter sichtbar waren. „Es ist gewiß absichtlich geschehen," rief sie, „und muß dem Polizeiherrn zur Anzeige

gebracht werden. Fröses sind neidisch auf uns. Neulich auf dem Markt hat sich die Frau Aeußerungen erlaubt, weil ich einen fetten Gänserumpf kaufte, den sie umsonst behandelt hatte. Das lernt der Bengel so. Du mußt gleich zum Polizeiherrn."

Jetzt erst bemerkte sie den Gast. „Das trifft sich gut," meinte sie. „Ihr werdet hoffentlich morgen bei der Taufe nicht fehlen, Herr Capitän. Soll' meiner Tochter eine Ehre sein."

„Wie geht's dort, Dorchen, wie geht's?" fragte Klews. „Fröse's Ferdinand soll gelegentlich eine Maulschelle haben."

„Das ist nicht genug," eiferte sie. „Er muß von der Stadt wegen übergezogen werden. Oder Du könntest auch dem Herrn Stadthalter schreiben lassen —"

„Aber wie geht's, wie geht's?"

„Nun — so weit ganz gut. Minchen ist schon aufgestanden. Aber es schickt sich besser, wenn sie morgen zu Bett liegt. Die Frau Kirchenvorsteherin Rottmaus hat auch bei der Taufe zu Bett gelegen, und ist doch nicht die Tochter eines Kurfürstlich Brandenburgischen —"

„Ja, sie muß zu Bett liegen," fiel der Meister eifrig ein. „Man hat den Leuten zu zeigen, daß man etwas auf sich hält."

Stemmeisen kam nachgeeilt. Es war noch etwas zu bestellen vergessen. Er wiederholte die Einladung. „Würde uns auch eine ganz besondere Freude sein, wenn der Herr Capitän ein Pathenamt annehmen wollte."

Das konnte er nicht ausschlagen, wünschte nur zur

rechten Zeit in der Kirche sein zu können, da er nicht von sich abhänge.

„Habt Ihr auch Kinder?“ fragte die Meisterin.

Er schüttelte den Kopf. „So gut ist's uns bisher nicht geworden.“

„Das ist in jeder Ehe ein großer Uebelstand,“ versicherte sie. „Zu großer Segen mag auch sein Bedenken haben, wenn das Stücklein Brod für jeden zu klein getheilt werden muß; wo er aber ganz ausbleibt, herrscht bei aller Fülle bald Unzufriedenheit unter den Eheleuten.“

Die gute Frau wußte gar nicht, wie verletzend ihre Rede war. Das merkte von allen überhaupt wohl nur Nathanael, der den grünen Schirm zurückschob und etwas schüchtern seine Meinung hören ließ: „Ich weiß nicht aus Erfahrung, wie's ist; aber ich denke mir, eine gute Weile müßten Zwei auch einander allein genug sein. Hätt' mir's selbst niemals anders gewünscht.“

Die Meisterin sah ihn mitleidig an und zog ein wenig die Achseln, erwiderte aber nichts darauf. „Wo habt Ihr denn Euer Logis,“ erkundigte sie sich.

Born nannte den Löwenkrug. Seine Kammer sei recht kalt und unfreundlich.

„Diesmal hätt' ich Euch unschwer aufnehmen können,“ sagte sie darauf. „Wir haben schon seit einigen Jahren die Studenten abgeschafft —“

„Seit der Huldigung,“ fiel Klews ein und griff an sein Käppchen.

„Ja, wegen der großen Unruhe und Unschicklichkeit,“ ergänzte sie. „Die Stube steht nun leer und ein

Bett fehlt auch nicht. Wenn Ihr also wolltet, Herr Capitän . . ."

Auf eine solche Clemenz seiner Frau war der Meister gar nicht vorbereitet. Es war, als ob ihn im ersten Augenblick ein Schreck erfaßte. Dann aber wurde seiu Gesicht wie mit Glanz überzogen. Er sperrte die Augen auf und rief: „Das ist aber ein gescheidter Gedanke! Frau, das ist ein sehr gescheidter Gedanke. Und ich wüßte wirklich nicht, was nun weiter im Wege steht. Laßt Euer Fuhrwerk im Löwenkrug, Capitän, und quartiert Euch bei uns ein." Er sagte das wieder in dem alten gemüthlichen Ton, der ihm also doch noch nicht ganz abhanden gekommen war.

Born ließ sich nicht lange bitten. Nur sollte die Frau Meisterin erlauben, daß er bezahle.

Davon wollte sie jedoch nichts wissen. „Wir sind nicht mehr in den Umständen," sagte sie, jedoch ohne eine Kränkung merken zu lassen, „und können einen kurbrandenburgischen Offizier wohl auch umsonst aufnehmen, wenn er auch seinen Abschied genommen hat. Es ist mir der Frösen wegen geradezu lieb, wenn sie einen kurbrandenburgischen Offizier bei uns aus- und eingehen sieht, und man sagen kann: das haben wir uns zum Pläsir gemacht. Wenn Ihr uns aber durchaus nichts schuldig bleiben wollt, so könnt Ihr's ja allenfalls beim Pathenpfennig verrechnen."

Das leuchtete ihm ein. Er ging gleich nach dem Löwenkruge, aß dort, gab die Kammer ab und ließ durch den Knecht seine Lade mit Sachen zu Meister Klews

tragen. Dort war das Stübchen schon sauber hergerichtet. Obgleich die Meisterin mit allem wohlversorgt war, hatte sie doch die Magd zum Gewürzkrämer am Markt geschickt und sich Zucker, Caneelstangen und Muscatblüthen ausbitten lassen: es logire ein kurbrandenburgischer Offizier bei ihr, dem wolle sie eine wohlschmeckende Morgensuppe kochen. Sie zweifelte nicht, daß es die halbe Stadt wissen werde, bevor noch die Musikanten vom Schloßthurm das Abendlied geblasen.

Vor dem Schlafengehen nahm Born den alten Freund Nathanael, der recht mühsam die Treppe hinaufkeuchte, in sein Zimmer. „Was denkt Ihr nun so über der Welt Lauf,“ fragte er.

„Daß man sich das Denken bald gar wird abgewöhnen müssen,“ antwortete der Alte. „Der Herr Kurfürst regiert und wir haben zu gehorchen. Ihr seht's an dem Kalckstein, daß er auch mit dem Adel wenig Federlesens macht. Mit dem General ist man dazumal zarter umgegangen, obschon er vielleicht mehr auf dem Gewissen gehabt hat. Ja, die Dinge rundum haben sich in dieser letzten Zeit so rasch verändert, daß ich mit meinen alten Gedanken gar nicht mehr mit kann. Zum Glück fragt auch Niemand nach meiner Meinung.“

„Und der Meister Klews . . .“

„Dem ist der Hofschuster in den Kopf gestiegen. Er hat sich ein Pitschaft stechen lassen und giebt Weihnachten zwölf armen Waisenkindern das Schuhwerk umsonst her, doch nicht vom besten Leder. Früher erfuhr's keiner, was er Gutes gethan hat, jetzt muß es an die große Glocke.

Ist doch trotzdem ein braver Mann in seiner Art, und wollt' ich ihm gern sein bischen Großthun gönnen, wenn's nur nicht ansteckte. Früher hat sich der Bürger auf Anderes was zu gut gethan. Es wird nicht lange dauern, so wird dieser und jener sich für's Gewerk zu vornehm dünken. Es ist ein alt Sprichwort: Hoffahrt kommt vor dem Fall. Mag sich's in diesem Hause nicht bewähren! Und nun gute Nacht!"

„Gute Nacht, Nathanael!"

Fünftes Capitel.

Kindtaufe und Schlittenfahrt.

Die Vernehmung des Capitäns erfolgte sehr umständlich. Es waren Fragen aufgesetzt, die er zu beantworten hatte, aber der Fiskal begnügte sich dabei nicht, sondern forschte weiter. Der Eid, den der Zeuge geleistet, verpflichtete ihn, überall genaue Auskunft zu geben. Heineken hatte recht vermuthet. Man erwartete Aufklärung über gewisse Verhältnisse zu erhalten, die nach des Pfarradjunkten Damler Aussage den Oberst veranlaßt haben konnten, von Knauten als einem „Sodom und Gomorrha" zu sprechen. Auch sollte Zeuge aufdecken, was er von der alten Feindschaft der Brüder wisse. Dann wurde er gefragt, wie es in der Eskadron des Obersten, in der er ja gedient, in Polen zugegangen sei, ob der Oberst Befehl gegeben habe, die Höfe gewisser polnischer Edelleute zu schonen, und dergleichen. Darüber wußte Born wenig Zuverlässiges. Er hätte den Oberst nur selten und aus

der Entfernung gesehen. Nach der Warschauer Schlacht wäre er einmal von ihm im Kloster besucht worden, er erinnerte sich aber nicht mehr genau, was da gesprochen sei. Ueberhaupt verhielt er sich bei seinen Antworten sehr vorsichtig; es war ihm ein widerwärtiges Gefühl, so ausgeholt zu werden, um der Untersuchung neuen Stoff zu bieten. Diese alten Dinge hätte man wohl ruhen lassen können, meinte er. Endlich kam auch die Jagd auf das aus den Kammerforsten übergetretene Elchwild in Frage. Es war behauptet worden, daß der General wohl fünfhundert Stücke habe fortschießen lassen, wobei besonders sein Sohn Albrecht sollte geholfen haben. Auch dieser war in letzter Zeit zum Arrest gebracht worden. Born mußte bestätigen, daß seiner Zeit Elchwild geschossen, auch viel von Unregelmäßigkeiten gesprochen sei, denen sich seine Vorgänger auf des Generals Befehl schuldig gemacht hätten. Das sei aber vor zwölf und mehr Jahren geschehen. Von des Oberstlieutenant Wirthschaft in Wogau wisse er nichts.

Dr. Lau ließ niederschreiben, was irgend einen Anhalt bieten konnte. „Man ist in Berlin immer noch nicht zufrieden," sagte er vertraulich, „will mit ganz klaren Augen sehen und schafft uns viel Arbeit. Es ist nicht wenig gesündigt worden von all' den kleinen Herren — da wird nun einer bluten müssen."

„Steht die Sache des Obersten so schlimm?" fragte Born.

„Nehmt's nicht gerade wörtlich," lenkte der Fiskal ein, „aber die römischen Juristen haben dafür gesorgt,

daß crimen laesae majestatis der gewöhnlichen Proceßregel entzogen ist. Wir haben einen souveränen Herrn, das möcht' ich keinem rathen außer Acht zu lassen, so hoch er sich zu stehen dünkt."

Er könne den Capitän nicht eher nach seiner Heimat entlassen, versicherte er, bis er dem Herrn Oberburggrafen Vortrag gehalten habe. Nach einigen Tagen wolle er ihm weiteren Bescheid geben, ob nochmalige Vernehmung erforderlich sei. „Verlustirt Euch indessen, so gut es gehen will," sagte er beim Abschied. „Ihr seid wohl auch bei der Schlittenfahrt?"

Er wisse es noch nicht, antwortete Born; habe keine Dame, der er einen Platz in seinem Schlitten anbieten könne. Er zeigte an, wo er zu finden sei, wenn er nochmals auf's Schloß müsse, und ging.

Er kam nur gerade zur Zeit nach der Kirche, wo der Taufakt der sehr empfindlichen Kälte wegen in der Sakristei vorgenommen werden sollte.

Der Herr Diaconus stand schon im Ornat und unterhielt sich salbungsvoll mit den Pathen: dem Großvater Klews, dem Aeltermann des Schustergewerks im Löbnicht, Namens Andreas Knorre und einer sehr langen, dürren und schon ältlichen, aber jugendlich frisirten und mit allerhand Flittern, Ketten und Ringen ausstaffirten Frau, die nun dem Capitän als des Herrn Accisereviſors Stubenrauch Eheliebste vorgestellt wurde. Meister Klews nahm ihn bei Seite und zischelte ihm zu: „Erinnert Euch doch noch meines Einwohners, des Dicken? Waren aus allerhand beweglichen Ursachen ganz auseinander gekommen.

Aber der Mann hat sich merklich aufgeschwungen, war in großem Ansehen bei meinem hohen Gönner, dem Herrn Oberpräsidenten und Geheimen Rath von Schwerin. Hat durch ihn ein nahrhaftes Amt erhalten und einen respectuösen Titul, und seitdem er mit so vernünftiger Ueberlegung in den Hafen der Ehe eingesegelt ist, der einentheils ein Nothhafen und anderntheils ein Glückshafen genannt werden konnte, wird auch dafür gesorgt, daß er meist fest vor Anker liegt und selten einmal extravagiret. Zählt somit immerhin zu den studirten Leuten, deren Umgang man sich rühmen darf."

„Wird er zu Tisch sein?" fragte der Capitän.

Das bestätigte Klews. „Hoffe aber," fügte er hinzu, „daß er sich ehrbarer benehmen wird, als bei meiner Tochter Hochzeit. Mag daran nicht denken."

Stemmeisen meldete den Täufling an. Gleich hinter ihm trat denn auch, von der Hausmagd begleitet, mit gravitätischen Schritten die weise Frau ein, unter ihrem weiten Mantel das kleine Jüngferchen auf einem blauatlassenem goldgestickten Kissen tragend. Der Küster goß lauwarmes Wasser in die Schale, die Pathen traten heran und erhielten das Taufkind nach einander auf den Arm gelegt, erst die Frau Acciserevisorin, dann der Capitän, dann der Obermeister vom Löbnicht und zuletzt der Großvater. Kaum aber hatte der Geistliche zu sprechen angefangen, als das Jüngferchen ein gewaltiges Geschrei anhub, wollte auch das Leinwandbündelchen mit Weißbrod und Zucker nicht annehmen, noch auf der weisen Frau kleinen Finger beißen, und betrug sich so ungebärdig, daß

dem Capitän, der noch nie in so schwieriger Lage gewesen, ganz bange wurde. Als aber erst mit allen Formalitäten gehörig der Teufel ausgetrieben war, begab es sich und wurde ganz still, was dann der Diaconus für ein namhaftes Zeichen göttlicher Gnade erklärte, mit vielem Augenverdrehen den Wunsch beifügend, daß sie nun nimmer weichen und sich alle Tage bis zu einem glücklichen Ehestande und dereinstigen seligen Sterben mehren möge.

Nachdem er über „Dorothea Wilhelmine Lowise" den Segen gesprochen und mit dem Amen geschlossen, trat Meister Stemmeisen zu ihm heran, dankte ihm, indem er ein Silberstück in seine Hand gleiten ließ, und bat sich die Ehre aus, daß er heut sein Tischgast sein wolle, was freundlich bewilligt wurde. Indessen erklärte Klews den Pathen der Namen Bedeutung. Dorothea heiße das Kind nach der Großmutter, Wilhelmine — „oder gemeiniglich Minchen" — nach der Mutter, Lowise aber, oder nach der vornehmen Leute absonderlicher Sprechart Louise, zu Ehren der hochseligen Frau Kurfürstin. „Soll auch dabei gerufen werden."

Nun ging's im Zuge nach dem Hause des Taufvaters. Es war auch eins von den schmalen und tiefen Handwerkerhäusern der Altstadt mit dunkler Treppe und je einer Stube nach der Straße und dem Hof hinaus. Von der Küche her, an der man vorbei mußte, duftete es von allerhand Gebratenem und Gebackenem. Der Koch vom Gemeindegarten war bestellt und in der Stille bedeutet worden, daß er getrost ein Gericht mehr aufsetzen könne, als in der Tauf-Ordnung der Städte Königsberg für

einen Handwerksmeister in maximo vorgeschrieben worden — „in Anbetracht der sehr respectablen Pathen". Werde sich auch Niemand darüber beschweren.

Die Wöchnerin lag pflichtschuldigst im Himmelbett, dessen roth- und blaugestreifte Gardinen zur Seite zurückgeschlagen waren. Sie hatte ein weißes Häubchen auf und ein buntseidenes Band angesteckt. Zwei kleine Stemmeisen thaten sehr schüchtern und versteckten sich unter der Decke, die über das Bett gebreitet war. Die junge Christin, die sehr hungrig zu sein schien, wurde ihr in den Arm gelegt. Sie begrüßte die Pathen mit einer Dankformel, die sich gleichmäßig bei jedem wiederholte. Der Tisch war für zehn Personen gedeckt. Außer dem Taufvater, den vier Pathen und dem Geistlichen waren noch die zwei Ehefrauen, Stubenrauch und der Altgeselle Nathanael bedacht.

Die Obermeisterinnen Frau Klews und Frau Knorre saßen schon in ihren steifen Sonntagskleidern am Bett. Nathanael stand in der Ecke am Ofen und wärmte seine Hände. Er wußte, daß er doch nur eingeladen war, weil man ihn nicht gut übergehen konnte, auch Jemand für den letzten Platz brauchte. Stubenrauch kam mit großem Gepolter die Treppe hinaufgeschnauft, trat draußen den Schnee von den Füßen ab, daß es gar kein Ende haben wollte, und begrüßte dann die Wöchnerin mit einer lateinischen Allocution, die er nicht unterließ gleich in's Deutsche zu übertragen. Er war nicht wenig überrascht, den Capitän hier zu finden, schlug sich mit beiden Händen auf den Bauch und rief: „Das hätt' ich Euch schon am

Thor voraussagen können, daß es hier einen solennen Taufschmaus geben würde. Konnte freilich nicht ahnen, Euch unter den Pathen . . . Laurentia, theures Weibchen, das ist der Simson, der mich bei Meister Klews einmal die Treppe hinaufgetragen hat, als ich noch in meinen studentischen Sünden florirte — mich! und ich war auch damals schon keine Puppe. Nur im Trinken konnt' er nichts leisten, wird mich aber jetzt wohl leicht nehmen, da ich schon fast vergessen habe, was eine Kanne ist. O tempora!"

„Ich weiß nicht, wen Du da anrufst," antwortete sie, die Nase rümpfend, „mit dieser Tempora hab' ich aber nichts zu thun, und bitte Dich überhaupt, mir heut keine Verdrießlichkeiten zu bereiten, Marten! Der Herr Capitän wolle verzeihen, wenn er sich seiner Ungebührlichkeiten erinnert, auch ihm das wegen der Kanne nicht auf's Wort glauben, sintemalen ich alleweile die Frau bin, die ihren Mann nicht verdursten läßt. Aber von Tempora und dergleichen heidnischen Dingen will ich nichts hören."

Stubenrauch lachte unbändig los, brach aber plötzlich ab, als seine Frau ihm einen nicht mißzuverstehenden Rügeblick zuwarf. Zum Glück kam aber jetzt der Geistliche, worauf allgemeines ehrerbietiges Schweigen eintrat, während er am Bett der Wöchnerin den guten Verstand des Töchterchens lobte, das des Teufels mit Freude ledig geworden, und den Segen sprach. Dann setzte man sich zu Tisch. Die Ehepaare blieben zusammen, nur Meister Klews und seine Frau nahmen einander gegenüber an der oberen Ecke der Tafel Platz, sodaß sie den Tauf-

vater auf der Schmalseite zwischen sich hatten. Auf Klews folgte der Diaconus, die Frau Acciserevisorin und Stubenrauch, auf Dorchen der Capitän, Meister Knorre und seine Frau auf den Langseiten, ganz unten Nathanael.

Nun wurde aufgetragen. Zunächst eine Suppe, bei der der Pfeffer nicht gespart war, dann zur Besänftigung der Kehlen eine süße Speise, ganz mit Zimmet bestreut, dann ein Rostbraten, dann ein gewaltiger Hecht, der gebührliches Staunen erregte. Inzwischen wurden die Bierkannen immer neu gefüllt, auch Gläschen mit süßem Wein herumgereicht. Der Wöchnerin wurde von jeder Speise ein guter Teller voll zugebracht. Sie aß mit gutem Appetit und nöthigte die Gäste unaufhörlich zum Zugreifen, indem sie zwischendurch scherzweise Stemmeisen schalt, daß er nicht seine Pflicht thue. Es scheine gar nicht zu schmecken, meinte sie.

Stubenrauch gab sich alle Mühe, ihr diesen bösen Verdacht zu benehmen. Seine Kanne war immer am ehesten geleert, sodaß seine Frau schon Hand darauf legte und sich eine Pause ausbat. Er wurde nun sehr süß und suchte ihr mit allerhand Zärtlichkeiten und wohlgesetzten Worten weiteren Consens abzuschmeicheln. Das gab dann weidlich zu lachen. Als nun der Geistliche aufstand und die Jungfer Lowise hochleben ließ, war die Reihe der Trinksprüche eröffnet. Meister Klews und Stubenrauch blinkten einander zu. Endlich erhob sich der letztere, stützte die Hände auf den Tisch, sodaß die Platte bedenklich zu knacken anfing, und sagte: „Hochwürdige Herren, liebe Gevattern! Wenn es nach der Astrologen

weisem Ausspruch nicht gleichgültig ist, unter welchem himmlischen Stern ein Kindlein geboren ist, so schätz' ich es doch nicht minder glücklich, wenn es ihm vergönnet ist, gleichsam in den Lichtkreis eines mächtigen Potentaten einzutreten, der als ein Stern erster Größe von seinem irdischen Throne herab funkelt und aller Völker Bewunderung erregt. Solches trifft eminenter auf unsern Täufling zu, derweil von allen regierenden Häuptern keines in Werken des Krieges und des Friedens solche Glorie erlanget hat, als unser allergnädigster Herr Kurfürst. Ein alter Scribent und berühmter poeta moniret: Einer sei König, Einer der Herr! Was er sich nicht nur selbsten zu Herzen genommen, sondern auch allen seinen Unterthanen wohl zu beachten anbefohlen und damit allen Streit im Lande beendiget. Ja, wir haben einen souveränen Herrn und wollen ihm dienen in rechter Unterthänigkeit, auf daß seiner Gnade Strahl uns auch ferner erwärme. Unser allergnädigster Herr Kurfürst und unbeschränkter Souverän soll leben — hoch, hoch und nochmals hoch!"

Er setzte die Kanne an und ließ sie nicht mehr vom Munde, bis sie geleert war. Frau Laurentia wagte diesmal nicht zu interveniren. Meister Klews schlug auf den Tisch und rief: „So ist's recht, so ist's recht! Ja, wir wollen nur einen Herrn haben, und der soll ein großmächtiger Herr sein. Wer ihm opponirt, den soll der Teufel holen, heiße er wie er wolle. Es soll keine Opposition sein — alle Opposition ist vom Uebel. Der Herr Kurfürst weiß am besten, was jedem Noth thut und allen

insgesammt. Und darum nochmals: unser allergnädigster Herr Kurfürst lebe hoch!"

Der Diaconus trank wohl noch einen kurzen Schluck, setzte dann aber hinzu: „Gott wolle ihn allezeit erleuchten, daß er durch ihn ein starkes Licht sei und der Kirche Diener nicht hindere, die Wahrheit im Glauben zu bekennen: denn in Sachen der Religion ist dieses die einzige Toleranz, die gelten darf."

Darauf erfolgte kein Widerspruch, aber die Unterhaltung wurde doch eine Weile gedämpft weitergeführt, bis der Capitän den Spruch auf die Taufeltern ausbrachte, und so die Lustigkeit wieder in früheren Fluß kam. Meister Knorre ließ das ehrsame Schustergewerk leben, und Meister Stemmeisen dankte verbindlichst für alle seinem Hause erwiesene Huld und gedachte seinerseits der Großeltern des Taufkindes, was gut aufgenommen wurde. Nur Nathanael verhielt sich ganz still. Wie er unter seinem grünen Schirm vor sich hinlächelte, konnte man überzeugt sein, daß er seine eigenen Gedanken habe: aber Niemand wollte sie heut wissen. Es wäre ganz gegen den schuldigen Respect gewesen, wenn er überhaupt mitgesprochen hätte.

Dann kam das längsterwartete Lebergericht auf den Tisch. Die Leber war zerschnitten und mit einer bräunlichen, scharf duftenden Tunke übergossen. „Nun aber rathet, liebe Gevattern, welches Thieres Leber dies ist," sagte die Wöchnerin, „und setzt eure Antwort in Reime, wie es von Alters her guter Gebrauch ist. Der Herr

Diaconus wolle dem Koch die Ehre erweisen und anfangen."

Der geistliche Herr wußte, daß sich kein Gast weigern dürfe, einen Leberreim zu versuchen, und so sprach er denn, wahrscheinlich schon auf diese Pflicht vorbereitet:

„Die Leber ist gar,
Gottes Wort ist wahr."

Die Frau Acciserevisorin zu seiner Linken fuhr fort:

„Von dieser Leber will ich nehmen,
Niemand soll sich der Armen schämen.
Der Mensch, so Gott vertraut, ist reich,
Wie arm Du bist, hast doch Deines Gleich'."

Dazu sagte der Diaconus Amen. Dann setzte Stubenrauch ein:

„Diese Leber ist von einem Spatzen.
Hüte Dich vor den Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen.
Mein's aber nit auf meinen Schatzen."

„Das wollt' ich Dir auch gerathen haben," sagte Frau Laurentia und zupfte ihn am Ohr, daß er zu allgemeinem Jubel „Au — au!" schrie.

Dann kam Nathanael an die Reihe. „Laßt mich aus," bat er, „ich weiß nichts." Aber das durfte nicht gelten. Und so brachte er denn schmunzelnd sein Sprüchlein vor:

„Diese Leber vom Hecht, die ist was fahl,
Mein alter Rock ist mir was kahl,
Die mich will freien
Geb' mir einen neuen."

„Damit ist's zu spät worden," rief die Wöchnerin in

das Gelächter hinein. „Hättet Euch nicht gar so lange besinnen sollen, Nathanael — vielleicht hätt' ich Euch genommen und den neuen Rock dazu gegeben."

Meister Stemmeisen bestätigte: „Ja, ja! ist mir eine rechte Angst gewesen, Ihr könntet mir zuvorkommen. Da hört Ihr's nun." Er lachte aus vollem Halse, und der Altgeselle, ganz roth im Gesicht, nickte ihm gutmüthig zu.

Nun wischte sich der Löbnichter den breiten Mund und begann:

„Die Leber ist von einer Kuhe,
Ganz löblich ist des Himmels Ruhe. —
Einen gesunden Bissen,
Ein fröhlich Gewissen,
Einen frischen Trunk,
Einen seligen Sprung
In's ewige Leben:
Ei, das mein Gott mir wollest geben."

„Mit letzterem aber hat's noch Zeit," meinte seine Frau.

„Den gesunden Bissen und frischen Trunk gönnt sich auch ein Anderer gern," bemerkte Stubenrauch.

„Ein fröhlich Gewissen bleibt doch die Hauptsache," moralisirte Laurentia, nach dem Diaconus schielend. „Nicht wahr, Hochwürden?"

Frau Knorre, die sich über sie ärgern mochte, ließ zur Antwort keine Zeit, sondern sprach gleich ihren Reim:

„Diese Leber ist nicht von einer Mücke.
Habt acht, ich bitte, auf diese Stücke:
Als Liebe, Glaube, Treu' und Ehr'
Schlafen jetzt leider allzusehr."

„So schlimm steht's in der Altstadt noch nicht, Frau Gevatterin," ließ sich Klews vernehmen. „Wie's im Löbenicht aussieht, weiß ich nicht." Er lachte herzhaft.

„Man sagt freilich, das Bier verschlechtere sich von Jahr zu Jahr," seufzte Stubenrauch.

„Es ist ein Reim, wie ein anderer," sagte die Meisterin; „laßt ihn so gelten."

Nun kam die Reihe an den Capitän. Er hatte sich schon auf etwas besonnen und reimte es so zusammen:

„Diese Leber vom Fisch ich habe gefaßt,
Willst Du sein ein willkommner Gast,
Fahre nicht heraus ganz unbedacht,
Sonder habe deine Rede wohl in acht."

Das fand allseitig Beifall. Darauf schloß Frau Dorothee Klews ihr Sprüchlein an:

„Die Leber ist nicht von einem Aal.
Ich wünsche uns sämmtlich allzumal
Und auch der kleinen Lowise Stemmeisen,
Daß uns Gott woll' Gnade erweisen."

„Darauf müssen wir necessarie eins trinken," rief Stubenrauch und klappte mit dem Deckel. Er wollte eigentlich nur zart andeuten, daß seine Kanne leer sei.

„Das hast Du gar brav gemacht, Alte," lobte Klews. „Hätt's meinerseits auf Stemmeisen nicht gut fertig gebracht. Aber die Frauen haben manchmal einen feinen Verstand." Er trank einen guten Schluck.

Stemmeisen sagte:

„Diese Leber ist vom Hahnen und nicht vom Fische;
Mein Lieb ist jetzt nicht bei dem Tische."

Er reichte seiner Frau ein Weingläschen und stieß mit ihr an.

Sein Schwiegervater aber schloß mit der schönen Sentenz:

„Die Leber ist vom Huhn und nicht vom Heister.
Ich halte den vor einen Meister,
Wer seiner Jungen hat Gewalt;
Der wird auch wohl in Ehren alt.“

Man meinte, nun sei's zu Ende, aber die muntere Wöchnerin rief vom Bette her:

„All' euer Rathen ist nur halbe:
Die Leber ist von einem Kalbe —“

und schoß damit den Vogel ab. Ihr Vater und der Obermeister Knorre mußten sich vor Lachen den Bauch halten, und Stubenrauch legte sich noch eine Portion auf, obschon bereits eine gebratene Gans vor Stemmeisen zum Tranchiren aufgestellt wurde.

Zum Nachtisch gab's feines Backwerk. Der Diaconus steckte seinen Theil in die Rocktasche, Weib und Kindern auch einen Imbiß zu gönnen. Minchen gab ihrem Mann einen Wink, worauf er kräftig nachfüllte, bis kein Stücklein mehr Platz hatte. Dann entfernte sich der geistliche Herr. Es schien höchste Zeit, denn Stubenrauch sprach schon mit schwerer Zunge, küßte seine Frau zu deren Aerger und fing an zu singen:

„Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein —“

und andere Schelmenlieder.

Auch der Capitän hatte alles des Guten an Speise

und Trank übergenug und brach auf. Man wollte ihn natürlich nicht fortlassen und hielt ihn wirklich zweimal fest. Bei dem dritten Anlauf aber gelang es ihm doch die Thür zu gewinnen. Stubenrauch hatte seinen Stuhl umgeworfen, was ein großes Gepolter gab. So ließ man ihn entwischen.

Es war draußen bereits dunkel, wenn auch noch ziemlich früh am Tage. Die schmale Mondsichel hoch oben leuchtete gerade so viel, daß man über die zu beiden Seiten der Haustreppen aufgeschaufelten Schneehaufen bei vorsichtigem Gange nicht zu stolpern brauchte. Born war eine Weile mit den Lustigen ganz lustig gewesen, aber es lag in seiner Art, daß er sich nicht lange vergnügen konnte. So hatte er die Späße der guten Leute zuletzt schon recht schal gefunden und sich nach dem Alleinsein oder anderer Unterhaltung gesehnt. Auch hatte er mehr trinken müssen, als seine Gewohnheit war. Nun ging er durch die stillen Straßen, möglichst dem frischen Nordostwind entgegen. So gelangte er außerhalb der Altstadt auf die Freiheit Steindamm und ging die breite, luftige Straße bis zur Kirche mit dem nadelspitzen Thurm langsam hin und her, oft zu den funkelnden Sternen aufsehend und an die Heimat denkend, dann noch ein Stück darüber hinaus bis zur Wallischen Gasse. Dort fiel es ihm ein, daß Sandius, wie er sich erkundigt, in der Nähe wohnen sollte. Er hatte sich vorgenommen, den freundlichen Mann zu besuchen, und meinte hierzu jetzt beste Zeit zu haben. Er sehnte sich recht nach geistigerer Unterhaltung in einer stillen Feierstunde.

Er ließ sich zurechtweisen. Der Ober-Secretarius war mit seiner Tochter allein und empfing ihn sehr herzlich, wenn auch ein wenig überrascht. Auf dem Tisch in der Arbeitsstube lagen viele Bücher aufgeschlagen, darunter einige Folianten und Quartanten, mehrere geöffnet auf einander gelegt, wie es beim Nachschlagen zu geschehen pflegt. Livia stand am Tisch und hatte ein Blättchen vor sich liegen, auf das Notizen geschrieben waren. Den Bleistift hielt sie in der Hand. Sie sah an der Lampe hin zu dem eintretenden Gast hinüber, wie um sich zu orientiren, ob sie ihn mit dem Vater allein zu lassen habe oder bleiben dürfe. Born erschrak über das geisterbleiche Gesicht mit den großen traurigen Augen. „Ich störe gewiß —“ sagte er stehenbleibend. Sandius aber half beiden sogleich ein. „Der Herr Capitän de Born, dessen Du Dich ja wohl freundlich erinnerst, ist der Kalcksteinischen Sache wegen hier,“ bemerkte er, „kommt jedoch zu mir sicher nicht in Geschäften. Setzt Euch zu uns und fürchtet nicht meine Tochter in einer eiligen Arbeit zu behindern. Sie hat mir geholfen einige Bücher von den Gestellen herunterholen und aufschlagen, aus denen ich der Religion wegen nöthige Information zu ziehen gedachte. Kann aber so gut morgen als heut fortgesetzt werden. Sorge nur später dafür, daß wir etwas zum Abendessen erhalten.“

„Was mich betrifft,“ sagte Born, nun das Fräulein mit Handreichung begrüßend, „so komm' ich eben von einem Taufmahl, das mich wohl noch den zweiten Tag satt erhalten wird, bitt' Euch daher herzlich, in Eurer

Hausordnung nicht die mindeste Aenderung zu machen." Er erzählte, wie's zugegangen war, erheiterte den Secretarius damit sehr und nöthigte selbst Livia ein Lächeln ab. Ihr kurzer trockener Husten gefiel ihm nicht; auch war sie von solcher Magerkeit, daß jedes Knöchelchen unter der schlaffen Haut sichtbar vortrat. Sie müsse recht krank gewesen sein, meinte er, hielt aber eine Aeußerung dieserhalb zurück.

Sie hatten in der Nähe des Tisches Platz genommen. Born blickte im Zimmer um. „So viel Bücher," sagte er, „hab' ich schwerlich schon in einem Raum zusammen gesehen. Scheint mir auch kaum glaublich, daß ein Mensch sie selbst in einem langen Leben durchlesen könne."

„Und ist doch nur ein ganz winziges Theilchen dessen, was ein Gelehrter vom Fach zu seinem Handwerkszeug braucht und in großen Bibliotheken zu finden pflegt," antwortete Sandius. „Uebrigens ist manches Buch davon wohl zehn Mal von mir gründlich durchstudirt, ein anderes nur durchblättert. Man muß nur wissen, wo eine Materie zu finden ist, damit man sich im Nothfall Raths erholen kann. Tappt gleichwohl oft im Dunkeln, wenn auch alle Gelehrsamkeit durchstöbert ist."

„Und mitunter hat solches Erforschen fremder Meinung noch einen schlimmeren Erfolg," setzte Livia hinzu, „daß man eine Weile an sich selbst irre wird, mein' ich. Zumal in Sachen der Religion —"

„Ja, ja!" fiel Sandius ein. „Glücklich, wer sich über diese Dinge gar nicht den Kopf zerbricht. Aber es

steckt mir immer noch etwas von dem Theologen in den Gliedern, als der ich einstens mein Studium begann."

„So habt Ihr eigentlich ein Geistlicher werden wollen," fragte der Capitän. „Wie seid Ihr davon abgekommen?"

„Weil ich bald merkte, daß ich doch keins der herrschenden Glaubensbekenntnisse mit ganzer Gläubigkeit möchte annehmen können. Wendete mich also lieber bei Zeiten zur Jurisprudenz, die nichts für wahr anzunehmen zwingt, als was man mit dem Verstande erfaßt und begreift. Habe denn auch nebenher aus Liebhaberei die Alterthumskunde tractirt und von meinen weiten Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien manches seltene Buch heimgebracht. Am wohlsten ist mir's doch in Holland geworden, wo ich längere Zeit blieb, meine Studien fortzusetzen. Da weht ein gar freier Geist. Bleibe auch meinem verehrten Lehrer, dem berühmten Hugo Grotius, ewig dankbar, dessen Amanuensis ich eine Zeit lang zu sein gewürdigt bin — obschon seine Lehren Vielen für ketzerisch gelten mögen."

Von diesem Hugo Grotius erinnerte sich nun freilich Born nicht, je das Mindeste gehört zu haben, hielt's aber nicht für geboten, solche Unwissenheit einzugestehen, und erkundigte sich lieber, was ihm an Land und Leuten in Holland besonders gefallen habe, daß er noch so gern daran zurück denke.

Darüber erging sich nun Sandius in großen Lobsprüchen, sagte auch, daß er seinen Sohn, nachdem er ihn selbst von Jugend auf in der griechischen Sprache und

Kirchenhistorie informiret, dorthin geschickt habe, wo er schon mancherlei gelehrte Schriften ausgegeben und eine Professur zu erlangen hoffen dürfe. Heiße, wie er, Christoph mit seinem Taufnamen. „Eben in diesem Jahre," fügte er hinzu, „hat er ein wichtiges Werk sub titulo: Nucleum Historiae Ecclesiasticae vollendet, wozu ich selbst auf sein Bitten die Vorrede geschrieben, was mir doch von den hiesigen Theologen arg verdacht worden, da ich keineswegs in allem ihre Meinung getroffen. War auch meine Absicht nicht."

„Mein Vater hat viel Aergerniß deswegen," sagte Livia, „und ist von den Pfaffen gar schon zur Verantwortung gezogen. Lauerten längst darauf, dem Arianer, wie sie ihn nennen, etwas am Zeuge zu flicken. Nun hat ihn das Samländische Consistorium zu einem Colloquium vorgefordert, daß er sich wegen seiner ketzerischen Meinungen rechtfertige. Dazu suchten wir so eben das gelehrte Rüstzeug zusammen."

„Was ist denn der Arianer Glaube," fragte Born, dem alle diese Dinge neu waren.

„Daß Gott ein einiger Gott ist," antwortete der Secretarius, „und Christus nicht von Ewigkeit Gott, sondern als Gottes Sohn geboren vom Weibe und daher nicht vor der Geburt."

„Und das ist auch Euer Glaube?"

„Es ist der Socinianer Lehre, auf die ich mich doch nicht strikte erklären möchte — wenigstens nicht den lutherischen Doctoren gegenüber," setzte er bei.

Livia lächelte. „Mein Vater hält von der Formel

in solchen Glaubenssachen überhaupt nicht viel. Das Gezänk darum ist mehr als ein Jahrtausend alt und kommt doch nicht zur Ruhe. Er hat ein gut Sprüchlein gereimt, das ich Euch hersagen will:

„Wer will, mag ein Geeintes Drei,
Und auch Gedrittes Ein dabei
Mit gar zu hohem Geist antreten:
Ich will, o Vater, Dich allein,
Wie Du willst angerufen sein,
Im Namen Deines Sohns anbeten.
Solch Einfalt hat Dein Sohn gelehrt,
Und so wirst Du auch recht geehrt.“

Das gefiel Born ausnehmend. Er ließ es sich noch zweimal wiederholen, bis er's ganz inne hatte, und sagte dann: „Das geht zu Herzen, und so spricht gewiß auch ein gläubiger Christ. Das Sprüchlein hätt' meiner frommen Mutter große Freude bereitet. Möcht' auch dafür halten, daß Ihr so recht des Herrn Kurfürsten Meinung trefft, dem auch das theologische Gezänk gar widerwärtig.“

„Es ist so,“ erwiderte Sandius. „Denn er hat zu bedenken, daß er allerhand Christen zu Unterthanen hat und den Frieden unter ihnen erhalten muß. Will aber doch nicht mehr besagen, als daß er darauf steht, Katholiken, Lutheraner und Reformirte sollen einander im Staat toleriren und gleiches Recht gönnen, auch nicht gegenseitig ihr Glaubensbekenntniß verlästern. Wer aber in einer dieser Kirchen getauft ist und steht hinterher nicht in allen Sätzen bei der Confession, den ist er schwerlich gemeint zu schützen. Ist mir deshalb auch schon von den

Herren Oberräthen freundschaftlich angedeutet, ich solle meinen Streit mit dem Consistorium gütlich beizulegen suchen, damit mir in meinem Amt nicht Ungelegenheiten passirten."

„Was hat das aber mit Eurem Amt zu thun?" wendete der Capitän verwundert ein. „Der Kurfürst ist ein mächtiger Herr und wird seine treuen Diener gegen der bigotten Geistlichkeit Zornangriff zu schützen wissen."

„Mag es so sein," sagte Sandius. „Aber glaubt mir nur: so mächtig der Herr Kurfürst ist und sich in Staatssachen nicht einsprechen läßt — wie das denn auch nur eben der Oberst von Kalckstein zu seiner bitteren Betrübniß hat erfahren müssen — mit den Theologen nimmt er's doch nicht ganz auf. Wollen sie mir's einheizen, so ist ein Kurfürstlicher Rath und Ober-Secretarius doch nur ein klein Wichtlein, dem er zuruft: ducke Dich oder tritt ab. Die Stelle ist bald wieder ausgefüllt."

Livia ging seufzend hinaus, und Born kam auf den Amtsschreiber Heineken zu sprechen, was der wohl für Aussicht auf Fortkommen hätte. „Er ist ein ehrlicher Mann," meinte Sandius, „und sehr brauchbar im kleinen Dienst. Ueber den sollt' er nicht hinausstreben, ist dazu auch wohl schon zu alt. Doch könnt' es ja geschehen, daß sein Amtshauptmann einmal hier oben einrückt und ihn nachzieht. Das Verdienst thut wenig, aber ein hoher Patron hält die Leiter."

Darüber sprachen sie her und hin, bis Livia zurückkam und in's andere Zimmer bat. Es war da inzwischen der Tisch gedeckt. Born leistete Gesellschaft, trank aber

nur ein Glas Wein mit Wasser gemischt, um beim Mahl nicht ganz unbetheiligt zu bleiben.

Das Gespräch kam darauf, wie er sich in diesen Tagen zu vergnügen gedenke. Dabei fiel ihm die Schlittenfahrt ein und so sagte er ohne viel Bedenken: „Das Fräulein könnt' mir wohl zu einer Lustbarkeit verhelfen, die gewiß sehr glänzend verlaufen wird.“ Er erwähnte die Einladung des Statthalters. „Nun hab' ich zwar einen ganz stattlichen Schlitten und gut ausgeruhte Pferde, die sich sehen lassen dürfen, kenne aber keine Dame, die ich fahren könnte — Ihr selbst müßtet mir denn die Gunst erweisen, zu mir einzusteigen.“

Livia nahm's Anfangs für Scherz; als er dann aber eifriger in sie drang, dankte sie ihm mit freundlichen und zierlichen Worten. Sie sei am liebsten zu Hause und mache sich aus dergleichen nichts. Nun redete aber Sandius zu. „Es ist wahrlich nicht gut,“ äußerte er, „daß Du Dich hier einspinnst und wie im Kloster lebst. Gönne Dir einmal eine Abwechselung. Du hörst ja überdies, daß Du dem Herrn Capitän eine Gefälligkeit erweisen kannst. Die bist Du ihm noch von damals her schuldig, als er Dich in den Tanzsaal führte.“

„Wenn's so steht,“ antwortete sie lächelnd, „so weigere ich mich nicht. Holt mich also ab, wenn Ihr wollt, legt Euch aber deshalb keine Pflicht auf. Findet Ihr indessen eine muntere Gesellin, so mögt Ihr mich ohne Gewissensbisse sitzen lassen.“

Born blieb noch ein halbes Stündchen. Beim Ab-

schied kam er nochmals auf seine Einladung zurück und bat Livia sich bereit zu halten.

Am festgesetzten Tage fuhr er denn auch wirklich mit seinem Schlitten vor. Er hatte noch ein helleres Geläut und für das Mittelpferd einen Bügel mit Schellen angeschafft, der am Geschirr befestigt war. Livia, in einen weichen Pelz gehüllt und dicht verschleiert, setzte sich zu ihm. Schon bald nach der Abfahrt befiel sie ein Husten, dessen sie nur mit Mühe Herr werden konnte. Sie habe vor Jahren einen Blutsturz gehabt, erzählte sie, davon könne ihre Brust sich nicht erholen.

Die Schlitten sammelten sich auf dem Schloßplatz. Es war da ein buntes Treiben. Die ungeduldigen Thiere ließen sich schwer im Zügel halten, stampften, bäumten sich und rasselten mit den Glocken und Schellen. Die vergoldeten Zierrathen an den Gestellen blitzten, die weißen Schneedecken von feinem Maschenwerk blendeten das Auge. Einige von den Schlitten waren wie eine Muschel, andere wie ein Boot, noch andere wie ein Schwan gestaltet, den wenigsten fehlte vorn ein Thierkopf, alle waren sie mit grellen Farben bemalt. In einem der größeren saßen Trompeter. Sie gaben mit einer Fanfare das Zeichen zum Abmarsch, setzten sich an die Spitze und bliesen ein lustiges Stück durch die mit neugierigen Menschen gefüllten Straßen. Man fuhr zum Fluß hinab und dann denselben entlang dem Haff zu. Die Bahn war durch Tannenbäumchen bezeichnet.

Konrad Born hatte diesen Winterweg zu Schlitten schon einmal benutzt. Damals geleitete er eine kranke

Frau und eine sehr schöne junge Dame, ihre Tochter, nach Pillau. Er mußte unwillkürlich daran denken. Blanche! Wo mochte sie jetzt weilen? Wer ihm das damals gesagt hätte, daß sie eines Andern Weib werden würde! Und er . . . Gewaltsam suchte er seine Gedanken davon abzulenken, ließ sie nach Barbarischken wandeln, stellte sich sein liebes Hausmütterchen am Spinnrocken recht innig vor, aber das Bild, das einmal vor seiner Seele aufgetaucht war, hatte Gewalt über ihn. Er sah Blanche, nicht wie er sie zuletzt gesehen hatte, sondern in all' der Lieblichkeit, die damals sein Auge entzückte. Es regte ihn wundersam auf.

Aber er wollte ab davon. Das neuliche Gespräch war ihm noch viel durch den Kopf gegangen. Er hatte sich auch mit Nathanael darüber unterhalten. Nun fragte er Livia dies und das, was darauf Bezug hatte. Ob ihr Vater denn im Ernst fürchte, daß ihm seiner Glaubensmeinungen wegen etwas geschehen könne. „Wenn er sie für sich behielte," antwortete sie, „könnte man ihm wohl nichts anhaben, möcht' vielleicht auch darüber hinwegsehen, daß er die Kirche meidet. Verdrießlicher ist's den Herren schon, daß er nicht zum Abendmahl geht. Er thut's aus Ehrlichkeit nicht — weil er nicht feierlich bekennen will, was er in seinem Innersten ausschließt. Dabei läßt er's aber nicht bewenden, sondern sagt, wenn er befragt wird, gerade heraus, was er denkt, sodaß seine Widersacher leichtes Spiel haben."

„Er scheint sonst in allem so vorsichtig zu sein," bemerkte Born.

„Das ist er," versicherte Livia, „und eher schüchtern in seiner ganzen Art, als herausfordernd. So mag ihm wohl in seinem Amt manches nicht zusagen, was er doch willig und ohne Murren prästirt, hält sich auch still in der Politik, obschon er mit dem Gang der Dinge nicht immer einverstanden gewesen. In diesem einen aber kennt er keine Rücksicht auf sich selbst oder irgendwen, mag seinem Gewissen nicht Ruhe geben und wollte sicher dem Herrn Kurfürsten so dreist nach der erkannten Wahrheit antworten, als einem Studiosus der Theologie, der ihm seine Skrupel vorträgt. Deshalb wird er auch dem Consistorium nicht nachgeben und eher das Schlimmste leiden, als seine Erkenntniß verleugnen."

„Und seid Ihr mit ihm einverstanden," fragte der Capitän nach einer Weile, vielleicht weniger theilnehmend, als um die Unterhaltung nicht stocken zu lassen.

„Sein Glaube ist mein Glaube," antwortete sie, „und scheint mir auch, daß er Gott mehr im Geist und in der Wahrheit verehrt, als die sich auf unbegreifliche Formeln stützen."

Livia fuhr in ihres Vaters Rechtfertigung fort. Born aber hörte nur zerstreut zu. Immer wieder kam ihm Blanche de la Cave in den Sinn. Wie wundersam, daß er sie damals auf dem Ball wiedersah, gerade als er Livia Sandius gutmüthig zum Tanz in den Saal geführt hatte. Und nun traf sich's durch Zufall, daß er dieselbe junge Dame, um ihr und ihrem Vater eine Gefälligkeit zu erweisen, in seinen Schlitten aufgenommen hatte, ohne zu bedenken, welche Erinnerungen ihm auf

diesem Wege aufsteigen müßten. Sie richteten sich nun nicht nur auf die damalige Schlittenfahrt, sondern fast mehr noch auf den Vorfall beim Schloßball, der all' seine Hoffnungen zerstörte. Und dazu dieses absonderliche Gespräch über die höchsten Dinge zu so unpassender Gelegenheit! Er fühlte sich verstimmt und gab wenig Acht auf die Zügel, mit denen er sein Dreigespann lenkte.

Eine kleine halbe Stunde mochte man gefahren sein, als ein Schlitten seitwärts von der Reihe voreilte und irgend eine Lücke zum Eintreten zu suchen schien. Er mochte verspätet angelangt sein und nun nicht als letzter schließen wollen, oder ein übermüthiger Cavalier konnte auch seiner Dame ein Kunststück zugesagt haben. Er lachte jedenfalls laut, als er vorübersauste. Born sah flüchtig zur Seite und erkannte den Landrath Klaus von Röbern. Natürlich! dachte er, der muß seinen besonderen Spaß haben.

Unwillkürlich hielt er die Pferde etwas zurück. Er war vorher schon ein wenig von dem Schlitten vor ihm abgekommen; nun wurde der Zwischenraum noch größer. Röbern besann sich nicht lange und lenkte hier ein. Das geschah mit allem Geschick, sodaß die Ordnung weiter nicht gestört wurde.

Zwischen seinen Pferden hindurch konnte Born den Eindringling und seine Dame beobachten. Sie trug einen enganliegenden Pelz, der ihre schlanke Figur eher hervorhob, als verhüllte, und einen pelzverbrämten Hut mit Feder über einer Capotte von rother Seide. Sehr beweglich lehnte sie sich bald zurück, bald vor, während

Röbern häufig, offenbar in lebhaftem Gespräch, das Gesicht zu ihr hinwendete, wohl auch mit seiner Schulter die ihrige berührte. Sie lachte ein paar Mal so laut, daß Livia aufmerksam wurde. Nun blickte Röbern sich um, nickte und schien seiner Begleiterin etwas zuzuflüstern. Sie stutzte, drehte sich halb auf dem Sitz und spähte ebenfalls zwischen dem nachfolgenden Dreigespann hindurch. Jetzt sah Born sie deutlich — es war Blanche.

Es war Frau von Görtzke — so berichtigte er sich gleich selbst. Sie oder eine andere . . . was ging's ihn an? Aber seine zitternden Hände hielten doch nur mit Mühe die Zügel und die Augen waren ihm wie geblendet. Blanche — doch Blanche! und sie sah wieder und wieder zurück, bald ihn, bald seine Dame fixirend. Er hätte mögen aus der Reihe ausbrechen und die Weiterfahrt ganz aufgeben. Aber was sollte Livia davon denken?

Er beruhigte seine erregten Nerven bald wieder. Was war's denn nun? Ueber kurz oder lang wäre ein solches Zusammentreffen doch wohl unvermeidlich gewesen. Er meinte, Frau von Görtzke selbst werde dafür sorgen, daß es keinem Theil peinlich werden dürfe.

Nicht lange darauf hielten die Schlitten vor dem nah an den Damm gebauten Holsteiner Kruge. Er war mit Tannenbäumen umstellt; vor dem Eingang erhoben sich zwei hohe Maststangen mit Wimpeln und Fahnentüchern geschmückt. Die Cavaliere gaben die Zügel an ihre Diener ab und führten die Damen galant am Arm hinein.

Die große Krugstube und die anstoßende Kammer

der Wirthe waren zum Empfang der vornehmen Gäste mit Tannenguirlanden ausgeputzt. Die Krügerin in ihrem Sonntagsstaat stand an der Thür und knixte tief vor jedem eintretenden Paar. Der Statthalter hatte seine Dienerschaft mit einem Fourageschlitten vorausgeschickt. Auf den Tischen dampften Kannen mit Warmbier, standen reichlich Flaschen und Gläser, Schüsseln mit kalten Speisen und feinem Backwerk. Die Trompeter bliesen im Flur. Jeder setzte sich, wo er wollte, und griff ohne Weiteres zu. Die Bekannten fanden sich zusammen, rühmten die Eisbahn, lobten die Pferde, sprachen ihre Freude aus, bei der Rückfahrt den scharfen Wind mehr im Rücken zu haben. Auch Capitän Born hatte mit seiner Dame Platz genommen. Da beide in diesem Kreise fast ganz fremd waren, blieben sie meist auf ihre Unterhaltung angewiesen. Born führte sie nur gezwungen und recht nothdürftig weiter. Er vermied es, Frau von Görtzke mit den Augen zu suchen, vermißte aber deren Gemahl. Er würde mit einer andern Dame gefahren sein, hatte er gemeint.

Zweimal ging Blanche an ihm vorüber, einmal an Röbern's, das andere Mal an des Oberburggrafen Seite, mit dem sie sehr munter französisch parlirte. Ihr Kleid streifte seinen Fuß. „Pardon," sagte sie, es zurücknehmend. Sie warf dabei einen Blick über ihn hin, der sagen wollte: gieb Acht auf mich! Er verneigte sich, schwieg aber. Kalnein hatte Livia bemerkt und hielt es für seine Pflicht sie zu begrüßen. „Sehr erfreut, sehr erfreut. Wer ist Euer Ritter, wenn ich fragen darf?"

„Herr Capitän de Born hat die Güte gehabt . . .“

„Ah! Capitän de Born — ganz recht. Erinnere mich wohl . . .“ Er verneigte sich leicht. Born stand auf. „Gnädige Frau,“ wendete Kalnein sich an seine Begleiterin, gleichsam vorstellend, „Capitän de Born, derselbe, den der Herr Kurfürst nicht lange vor der Huldigung auszuzeichnen geruhte wegen eines Dienstes — was war's doch schon? Ganz recht, es fällt mir ein ... Ah! denken wir heute nicht daran.“ Er schien stutzig zu werden. „Aber wie ist mir denn? Sprach man nicht auch einmal davon, daß dieser Herr . . . ein Lieutenant Born . . . Excusez, Madame, verwirre mich.“ Er zog sein parfümirtes Taschentuch vor, schneuzte sich sehr umständlich und wendete sich wieder zu Livia, da er sah, daß Frau von Görtzke mit dem Capitän ein Gespräch begann.

„Der Herr kennt mich wohl nicht mehr,“ sagte sie, die seidenen Wimpern senkend und zugleich einen Schritt zur Seite tretend, um ihn zu nöthigen, sich ihr ganz zuzukehren.

„O Blanche — gnädige Frau . . .“ stotterte er in großer Verlegenheit.

Sie lachte. „Es scheint Euch noch immer schwer zu werden, mich gebührend zu tituliren. Hätte doch gedacht, daß jene Blanche, die Euch da zu eigener Ueberraschung auf die Lippen kommt, längst gestorben wäre.“

„Warum diese Erinnerungen wieder aufwecken, gnädige Frau —“ sagte er mit leisem Vorwurf, indem er sie bittend ansah.

„Warum? Ja wohl —! warum? Aber warum be-

grüßtet Ihr mich nicht ganz unbefangen? Ihr wußtet doch, daß ich hier sei — hattet mich mit Röbern gesehen."

„So ganz unbefangen bin ich nicht, gnädige Frau."

„Also es waren doch diese Erinnerungen —"

„Ich bin ein schwerfälliger Mensch, gnädige Frau, und finde nicht leicht Form und Ton . . . Entschuldigt meine Unart."

„Ihr seid Landwirth geworden, höre ich, habt Euch in Littauen angekauft."

„So ist's."

„In der Nähe von meines Vaters Gut Didlacken. Wir hätten einander da wohl einmal begegnen können."

„Ich glaubt' Euch außer Landes."

„Und hofftet, ich werde gar nie mehr zurückkehren."

„O gnädige Frau . . ."

„Sagt's doch nur geradeaus, es kränkt mich nicht. Ihr seid verheirathet."

„— Ja," antwortete er nach kurzem Zögern mit Ueberwindung.

„Wie ich," sagte sie, die Lippe unter die spitzen kleinen Zähne ziehend. „Es gleicht sich aus. Hoffentlich glücklicher, als ich —" sie streifte, wie spielend, den Handschuh von ihrer rechten Hand, auf der die tiefe Narbe der Stichwunde sichtbar wurde — „überhaupt glücklich. — Ist das Eure Frau Liebste?"

„Wen meint Ihr?"

Sie deutete mit den Augen auf Livia. „Die Dame, mit der Ihr fuhrt."

Er lächelte. „Ihr irrt. Dies ist des Kurfürstlichen Raths Sandius Fräulein Tochter, dem ich eine Freundlichkeit —“

„So, so! Es freut mich — freut mich in Eurer Seele. Sie ist sehr schön — aber sie lebt nicht lange. Dieses todtbleiche Gesicht . . . Es freut mich. Eure Liebste ist gar nicht hier?“

„Nein.“ Er starrte immer auf die Narbe an ihrer Hand. Sie bemerkte es wohl.

„Begleitet mich durch's Zimmer,“ bat sie, „wir plaudern dann noch ein wenig.“

Er folgte ihr halb willenlos. „Euer Gemahl . . .“

„Er ist auch nicht hier. — Die Narbe ist ziemlich gut verheilt, nicht wahr?“ Sie hob die Hand und senkte sie gleich wieder.

Er zuckte. „Daß ich diese Hand . . .“

„Was? Sie hat's verdient, so gezeichnet zu werden. Und es ist auch Görtzke's Strafe, daß er sie nicht sehen kann, ohne an einen gewissen Vorfall erinnert zu werden. Wir leben mit einander, weil er in keine Scheidung willigt. Aber wir leben nicht wie Mann und Frau.“ Sie zog spöttisch den Mund. „Es hat ihm wenig geholfen, daß er mich in's Ausland geschleppt und länger als ein Jahr von hier fern gehalten hat. Freilich —! von Euch war nichts mehr zu befürchten, seit Ihr Euer Herz an des Schöppenmeisters Tochter verschenkt hattet —“

„Blanche . . .“

„Ich weiß wohl: auch ohnedies nicht. Aber er wußte es so nicht. Und er ist furchtbar eifersüchtig — noch

immer. Und an Gelegenheit fehlt's ihm auch ohne Euch nicht." Ihre dunkeln Augen sprühten Funken. „Es ist meine größte Lust, ihn zu peinigen."

Er blickte sie beängstigt an. „Mir scheint's, Ihr peinigt Euch selbst."

„Es kann sein. Aber ihn noch mehr. Und ein anderes Mittel giebt's nicht, seine Brutalität quitt zu machen. Er hat gemeint mich zwingen zu können, weil er der stärkere ist und der Mann — auf Lebenszeit einkerkern kann er mich doch nicht. Und er weiß auch, was geschieht, wenn er noch einmal Hand an mich legt. So nütz' ich die Freiheit, die er mir lassen muß, wie mir's gefällt." Sie lachte laut auf. „Wie mir's gefällt? Glaubt das nicht. All' mein Thun und Treiben ist mir selbst widerwärtig. Mein Herz ist ganz leer, und Keiner rührt's an, der sich meiner Gunst rühmt. Spiel — alles Spiel. Und der liebste ist mir, der sich am thörichtsten dazu gebrauchen läßt. Wie der da!"

Sie deutete im Vorübergehen auf Röbern, der in einer Ecke mit einigen Herren poculirte, sein Glas erhob, ihr zunickte und trank.

„Ihr kennt ihn ja," fuhr sie fort, „er ist noch immer der rechte Junker Leichtsinn, der sich für unwiderstehlich hält. Dabei aber in seiner Art ritterlich — vor einem gefährlichen Abenteuer schreckt er nicht zurück, wenn er sich einer Dame zu verpflichten glaubt. Görtzke hielt ihn für seinen Freund, öffnete ihm sein Haus, meinte ihn gar gebrauchen zu können, mich zu bewachen. Ha, ha, ha! Dafür betrügt er ihn nun — so viel er kann. Und

Görtzke, der nicht weiß, wie wenig das ist, wüthet in seinem Grimm wie ein wildes Thier. Ich bin mit Röbern hier gegen seinen Willen — gegen sein ausgesprochenes Verbot. Gerade deshalb! Habt Ihr einmal ein Tiegerthier im Käfig gesehen, wie's die Thierbändiger herumzuführen pflegen? Wie es aufspringt, wenn man es reizt, und prallt doch zurück von den festen Eisenstäben . . . Ah, es macht ihn toll und er muß es doch leiden."

„Unglückliches Weib —!" sprach er leise vor sich hin.

Sie hatte es gehört. „Ja," sagte sie, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Aber Euch geht's wohl — nicht wahr? Ganz wohl. Ihr habt eine gute, stille, gehorsame Frau — und seid dankbar . . . Es ist ja auch nicht nöthig, daß man einen Stern vom Himmel reißt, um befriedigt zu sein. Es giebt bescheidenere Wünsche. Aber ich gestehe doch, wie ich Euch in Gedanken hatte . . . Nichts davon. Ihr habt Wort gehalten, Herr Capitän Konrad de Born — in allem, waret mir nichts mehr schuldig. Ich will nicht neidisch sein, gönn' Euch Euer Glück von Herzen —" sie legte die Hand auf die Brust — „glaubt mir, von Herzen. Und grüßt Eure Frau Liebste von mir, und sagt ihr . . ."

Röbern trat heran und fragte in galanten Redewendungen nach ihren Befehlen. Ob er nicht ein Glas Wein bestellen dürfe, ob sie nicht einen Imbiß nehmen wolle? Sie reichte ihm den Arm. „Führt mich an den Tisch," sagte sie, und zu Born gewendet: „Eure Dame wird Euch vermissen." Er blieb zurück.

Aber er ging nicht gleich zu Livia, sondern stellte sich an's Fenster und sah eine Weile nach dem Fluß hinaus, die Stirn an die eiskalte Scheibe gedrückt. Es wogte in ihm wie ein aufgeregtes Meer. Aber es sollte so nicht sein — sollte nicht. Er knirschte mit den Zähnen und rief in sich hinein „still, Sturm, still!“ Und er bändigte die Wogen. Schwächer und schwächer wurde ihr Anprall.

Ein einzelner Schlitten kam vom Fluß her den Damm hinauf und fuhr am Kruge vor. Es sprang ein bärtiger Herr hinaus, warf den Pelz ab und ließ ihn im Schlitten zurück. Der Kutscher erhielt eine Weisung. Konrad erkannte den Capitän von Görtzke.

Sogleich eilte er an den Tisch, neben dem Blanche und Röbern Platz genommen hatten. „Euer Gemahl kommt,“ flüsterte er ihr zu.

Sie sah ihn einen Augenblick verwundert an, als begriffe sie nicht, was er wolle, und sagte dann sehr ruhig: „es ist gut.“

Röbern wollte aufstehen. Sie legte aber die Hand auf seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Bleibt nur. Habt Ihr Furcht vor ihm?“

Er zuckte die Achseln. „Furcht —!“

Born ging zu Livia und entschuldigte, so gut es ging, sein längeres Ausbleiben. Die Dame sei eine alte Bekannte, noch von der Zeit her, als er seines Vaters Waldwart war.“

„Ich kenne sie,“ sagte Livia, „obschon sie sich meiner wohl nicht erinnert. Ich habe nie ein reizenderes Gesicht

gesehen. Man spricht viel über sie. Es heißt, sie habe einmal als junges Ding eine Liebschaft mit einem Manne weit unter ihrem Stande gehabt. Deshalb sei sie mit ihrem Vater hart zusammengerathen; er soll mit einem spitzen Messer gegen sie gestochen und ihr die Hand verletzt haben, wovon sie noch die Narbe trägt; ihr Liebhaber aber wäre unter die Soldaten gesteckt, und im Kriege zu Grunde gegangen, da er auf des Obersten geheime Anordnung stets in's vorderste Treffen gestellt worden. Aus Verzweiflung darüber habe sie ihren jetzigen Mann geheirathet, der damals die Compagnie gehabt, in der dies geschehen. Und sie vergelte es ihm nun grausam."

Er schüttelte lächelnd den Kopf, antwortete aber nichts.

„Es mag nur das Geringste daran wahr sein," fuhr sie fort, „aber ganz Erfindung scheint's nicht. Wird von einem Geheimniß ein Zipfelchen gehoben, so will Jeder hinunterschauen. Und Jeder sieht auch etwas und erzählt's weiter. Da ist dann zuletzt eine ganze Geschichte fertig."

Indessen war der Capitän von Görtzke eingetreten und hatte sich von der Thüre aus im Zimmer umgesehen. Konrad Born ließ keinen Blick von ihm. Einige seiner Bekannten begrüßten ihn. Er sprach mit ihnen anscheinend in dem ruhigen Ton einer solchen Unterhaltung, doch behielt er die beiden im Auge. Blanche lachte eben mit ihrer hellen Stimme und leerte ihr Glas. Nun ging Görtzke auf den Tisch zu, trat hinter Röbern, beugte sich hinab und zischelte ihm etwas in's Ohr. Röbern sprang auf und stellte sich ihm gegenüber. Es folgte ein kurzer Wortwechsel, bei dem Letzterer lebhaft gesticulirte, während

Görtzke nur wiederholt nach der Thüre zeigte. Dann verließen sie mit raschen Schritten das Zimmer, Röbern voran.

Blanche sah ihnen nach. Der Mund war halb geöffnet, die Oberlippe von den Zähnen aufgezogen, der Blick verschwommen. Nach einer kleinen Weile schien sie wie aus einem Traum zu erwachen. Sie ließ die Hand über das Gesicht gleiten, erhob sich und ging zu Livia, sie freundlich ansprechend. Konrad konnte nicht getäuscht werden. „Was gab's?" forschte er.

„Sie haben etwas mit einander," antwortete sie leichthin, „ich achtete kaum darauf."

„Es schien mir . . ."

„Laßt sie's draußen abmachen — sie wissen am besten, was sich für sie schickt."

„Nein, man sollte doch . . ."

„Bleibt!" befahl sie streng. „Was gehen die Beiden Euch an?"

„Ihr habt Recht," antwortete er.

Nach kurzer Zeit entstand in der Nähe des Einganges eine merkliche Unruhe. Es hatte Jemand von außen eine Meldung gebracht. Einer flüsterte dem andern etwas zu; man schien erschreckt. Mehrere von den Herren eilten hinaus und kamen bald aufgeregt zurück. Sie nahmen den Oberburggrafen bei Seite und sprachen heimlich mit ihm. Man deutete auf Blanche.

Kalnein sah verlegen und verdrießlich aus. Endlich trat er an Frau von Görtzke heran und sagte: „Eine

sehr überraschende und traurige Nachricht . . . Hinter der Einfahrt hat so eben ein Duell stattgefunden . . .“

„Ah! wer . . .?“

„Euer Mann und Röbern. Dem strengen Verbot des Herrn Kurfürsten zum Trotz! Reicht mir Euren Arm, ich führe Euch zur Stelle.“

Sie blickte ihn fragend an. „Was — ist geschehen?“

„Faßt Euch! Euer Mann . . .“ Er drückte die Augen zu und legte den Finger auf den Mund.

Sie wurde kreidebleich. „Kommt!“ sagte sie. „Auch das muß überstanden sein.“

Sechstes Capitel.

Gewissenspflicht.

Born hatte nicht lange Ruhe in der Krugstube. Er erbat sich einen kurzen Urlaub von Livia, die seine Besorgniß theilte, daß das Duell einen schlimmen Ausgang genommen, und ging hinaus.

Hinter der Einfahrt befand sich ein kleiner Garten, von einem mannshohen Zaun umgeben, durch den dicht an der Mauer eine stets offene Thür führte. In einiger Entfernung von derselben war ein Holzstapel aufgesetzt. Er lehnte an die Außenwand des Gebäudes und zog sich in den Garten hinein. In diesem Winkel hatte das Duell stattgefunden. Die Knechte in der Einfahrt hörten das Klirren der Degen. Als sie die Stelle ermittelten, lag der Capitän von Görtzke schon am Boden, in die Brust getroffen. Röbern sagte ihnen, sie sollten kein Geschrei machen, aber einen von den Herren benachrichtigen. Er wartete ab, bis die ersten sich einfanden. „Ein sehr be-

dauerlicher Vorfall," bemerkte er ihnen. „Aber er war der Forderer. Er beschimpfte mich in Gegenwart seiner Frau — ich suchte ihn zur Zurücknahme der Beleidigung zu bewegen — er wolle sie mit dem Degen in der Hand aufrecht halten, entgegnete er. So durfte ich nicht ausweichen. Es thut mir wahrlich leid."

„Macht Euch eiligst davon," rieth einer der Cavaliere. „Der Herr Kurfürst läßt das Duell-Mandat verteufelt streng handhaben."

„Wartet im Ausland ab, bis Gras darüber gewachsen ist," meinte ein anderer, „es ist dann eher Pardon zu erlangen."

Er blieb aber, bis Blanche erschien, ging ihr entgegen und sagte: „Es war meine Absicht nicht, ihm solches Ende zu bereiten. Wünschte wahrlich lieber selbst getroffen zu sein. Ihr wisset aber am besten, daß ich den Streit nicht gesucht und selbst der Beleidigte war. Er drang so wüthend auf mich ein, daß ich nicht in der Defension bleiben konnte; und da er sich schlecht deckte... so ist's geschehen."

Diese Worte waren wohl zugleich für den Oberburggrafen bestimmt. „Ihr durftet Euch auf diesen Kampf nicht einlassen," bemerkte derselbe. „Von wem soll der Herr Kurfürst Achtung vor seinem Gesetz fordern, wenn nicht zuerst von den Landräthen."

„Ich muß es ihm nach der Wahrheit bezeugen," sagte Blanche, „daß er schwer gereizt worden ist." Sie trat zu dem Gefallenen, kniete nieder und sprach ein

stilles Gebet. Weinen konnte sie nicht, und sie ließ auch den Körper unberührt.

„Ist denn wirklich kein Leben mehr in ihm?“ fragte Kalnein. „Man muß einen Arzt aus der Stadt holen.“

Man versicherte ihn, daß es ganz vergeblich sein würde. Das Herz müsse getroffen sein. Er habe schon nicht mehr geathmet, als die ersten ihn am Boden liegend gefunden.

Born begegnete Röbern an der Thür. Ein Blick in das Gärtchen sagte ihm, was geschehen war. So hatte er einmal seinen Vater zum Tode getroffen aufgefunden, und dieselbe unglückliche Hand hatte ihn niedergestreckt. Auch Röbern schien daran erinnert zu werden. Er stutzte, verlor den letzten Rest von Farbe, krampfte die Faust zusammen und murmelte: „Die Weiber — die verdammten Weiber!“ Dann verschwand er durch die Thür, von Niemand aufgehalten.

Born ging zu Blanche. „Gebietet über mich,“ sagte er. Und dann zu den Anderen gewendet: „Der Todte kann hier nicht liegen bleiben und jetzt auch nicht in's Haus geschafft werden. Bereiten wir ihm in der Einfahrt ein Strohlager.“

Es geschah. Man bedeckte die Leiche mit einem weiten Mantel und ließ sie durch die Knechte hineintragen. „Ihr dürft nicht zur Gesellschaft zurück,“ sagte Born zu Blanche. „Wenn Ihr's erlaubt, laß ich sogleich Euren Schlitten hier am Zaun vorfahren. Ihr könnt dann schon unterwegs sein, wenn die Anderen aufbrechen. Für

die Leiche will ich später selbst sorgen, daß sie nach der Stadt und auf's Gut geschafft wird."

Blanche sprach kein Wort, reichte ihm aber die Hand und hielt die seine eine Secunde lang fest. Nun brach sie plötzlich in Thränen aus, wendete sich ab und bedeckte ihr Gesicht.

Er war bald mit dem Schlitten zurück, half ihr hinein und gab dem Kutscher Befehle. Sie sprachen nichts weiter miteinander. Dann begab Born sich in's Zimmer, wo er Alles in großer Aufregung fand. Es hatte sich rasch herumgesprochen, was geschehen war; man stand in Gruppen und steckte die Köpfe zusammen. Die Trompeter hatten zu blasen aufgehört. Der Statthalter war sehr erzürnt. Der Vater des Capitäns, General-Wachtmeister von Görtzke in Memel, sollte sogleich durch eine eilende Post benachrichtigt werden. Er befahl seinen Schlitten, dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Man wartete nicht, bis wieder der Zug formirt war; jeder fuhr ab, sowie er zu seinem Fuhrwerk gelangte.

Born entschuldigte sich bei Livia. Er wollte ihr unterwegs Näheres mittheilen. Sie verstand ihn und machte sich sogleich zur Rückfahrt bereit. Er überholte mit seinem Dreigespann die meisten Schlitten. Uebrigens war's gut, daß sie von Neugier wenig geplagt wurde, denn er verhielt sich meist still und in sich gekehrt. „Verzeiht," sagte er, „ich bin ein schlechter Gesellschafter. Aber es bewegt mich mehr, als Ihr wissen könnt, und es ist

mir nicht so gegeben, mich auszusprechen und den Druck zu mindern."

Er brachte sie nach Hause, trat aber nicht mehr ein, sondern fuhr gleich wieder nach dem Holsteiner Kruge hinaus. Er fand ihn jetzt ganz leer. Von einem der Bauern miethete er einen Leiterschlitten. Während derselbe mit Stroh gefüllt und bespannt wurde, erzählte die Bäuerin, ehe man noch von dem Unglücksfall erfahren habe, sei einer von den Herren bei ihrem Mann gewesen und habe ihm seine Schlittschuhe abkaufen wollen. Er müsse eiligst über Haff nach Frauenburg. Der Mann habe sich geweigert, auch abgerathen, da das Haff breite Risse und schwache Stellen zeige. Es sei ihm aber ein groß Stück Geld geboten, wofür er sich wohl sechs Paar Schlittschuhe neu anschaffen könne, und so hätte er sich denn doch überreden lassen. Nachträglich sei's ihnen erst zur Erkenntniß gekommen, wer wohl der Herr gewesen sein möge. Die Frau fragte um Rath, ob es nicht gut sei, daß der Mann sogleich in der Stadt Anzeige mache. Man werde ihm dann nichts anhaben können, wenn's doch nicht verschwiegen bleibe. Born mußte ihr Recht geben. Er zweifelte nicht, daß Röbern die Flucht ergriffen habe und auf dem kürzesten Wege das Ausland zu erreichen strebe. Frauenburg, dicht am Haff gelegen, war ein ermländisches Städtchen und Sitz des Domkapitels. Von dort aus konnte er sich leicht nach dem polnischen Preußen in Sicherheit bringen.

Die Leiche des Capitän von Görtzke wurde aufgeladen und zugedeckt. Es war schon ganz dunkel, als die beiden

Schlitten den Damm hinab auf den Fluß fuhren. Der Bauer mußte einen Weg nach dem Gut außen um die Stadt herum. Er war weiter, als durch die Stadt, aber man vermied jedes Hinderniß an den Thoren.

Erst in der Nacht langten sie an. Die Gutsleute waren sämmtlich auf; im Hause brannte Licht. Viel Liebe schien der Capitän bei seinen Unterthanen nicht gehabt zu haben. Nur einige alte Weiber fingen an zu lamentiren, als der Todte sichtbar wurde. Einer von den Knechten sagte laut genug: „Der wird Keinen mehr blutrünstig schlagen.“ Dazu lachten die Andern.

Den Kämmerer, der ihm zur Hand war, die Leiche nach dem großen Zimmer im Erdgeschoß zu schaffen und auf ein Bettgestell zu legen, fragte Born, ob die gnädige Frau noch auf sei. Die Hausmagd, die weiße Laken und lange Lichte brachte, führte ihn treppauf nach einer Mansarde. „Die Frau hat hier oben immer allein gewohnt,“ erzählte sie, „der Herr Capitän kam nie hinauf. Groß Herzeleid wird's ihr nicht gerade sein, daß er gestorben ist.“

Blanche kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie sah sehr übel aus, athmete kurz und sagte: „Ich hab' Euch erwartet — wußte wohl, daß Ihr mir ein Wort des Abschieds gönnen würdet.“ Als die Magd hinausgegangen war, sank sie in einen Lehnstuhl und jammerte laut. „Hat's so kommen müssen,“ rief sie, „— so — so — so! Mein junges Leben zerstört, mein Herz gebrochen, mein Gewissen belastet. Und nun nicht einmal aufjauchzen können: ich bin frei! O, grausames Schicksal!“

„Wendet Eure Gedanken zu Gott,“ sagte er tief bewegt. „Wer kennt seinen Rathschluß? Es giebt aber keinen Trost im Leid, als daß seine Güte ewiglich ist.“

„So hat er mich ganz niedergeworfen,“ entgegnete sie schluchzend, „weil ich an ihr verzweifelte. Und mußt' ich nicht im Herzen verzweifeln? Daß ich nicht lieber in den Tod ging —! Ihr hättet nicht aufgehört mich zu beweinen. Und was bin ich Euch nun? Ein leichtfertiges Weib, ein herzloses Geschöpf. Aber verwerft mich nicht, um des Himmelswillen! verwerft mich nicht. Glaubt mir, es war ein Spiel der Verzweiflung — alles, alles, auch dieses Letzte. Nie ward ich Euch untreu.“

Dabei löste sie die Hände von ihrem Gesicht und sah ihn mit einem schmerzvollen Blick wie aus den unergründlichen Tiefen ihres Jammers an. Er durchschütterte ihn. „Ach, Blanche — Blanche,“ sagte er mit bebenden Lippen, „wie weh thut Ihr mir! Aber ich will's dulden ohne Vorwurf — ich versteh' Euer Leid. Nur wollet nicht, daß ich mich darin verliere. Ihr dürft so sprechen und habt den Todten nicht zu scheuen, der in diesem Hause liegt, denn Ihr schuldet ihm keine Liebespflicht und sein Tod macht Euch frei. Ich aber darf nicht wissen, was Ihr mir aufbewahrtet, denn mit ganzer Freiheit und gutem Vorbedacht hab' ich mich gebunden und durch einen heiligen Eid verpflichtet — und was ich gethan, bereu' ich nicht. Und darum bitt' ich Euch, laßt mir den Frieden, der auch meines Weibes Frieden ist.“

Ihr ganzer Leib zuckte. „Ihr habt wohl Recht,“ antwortete sie nach einer geraumen Weile, sich erhebend,

„Es ist nichts verändert zwischen uns. Vergeßt auch dies — wie alles Andere vergessen ist.“

„Geht zur Ruhe, Blanche,“ bat er, „Ihr werdet in den nächsten Tagen Kraft brauchen. Ich will Euch die Sorge um den Todten abnehmen — diese Nacht wenigstens.“

„Ich dank' Euch,“ sagte sie mit matter Stimme. „Lebt wohl! Wir sehen einander doch noch, eh' Ihr abreist?“

„Ich weiß nicht, Blanche . . .“

„O, Ihr habt nichts zu fürchten. Eine Wittwe, die ihren Mann begräbt . . . Es wird ein großes Begräbniß sein, und Ihr solltet dabei nicht fehlen. Ihr brauchtet diesmal nicht von Weitem zu stehen, wie damals an meiner Mutter Grab. Und dann — es wird so mancherlei zu ordnen sein, und ein Freund bleibt Ihr mir doch? Nicht wahr — Ihr verlaßt mich in dieser schweren Zeit nicht?“

Er schwieg. Aber er küßte die Hand, die sie ihm reichte und sie nahm's für Zustimmung. Dann ging er hinab, half die Leiche anziehen, gab Anordnungen wegen Bestellung des Sarges, versammelte die Gutsleute zu einem Gebet und hielt selbst die Nachtwache.

Erst gegen Morgen fuhr er ab, ohne Blanche noch einmal gesehen zu haben.

Er legte sich zum Schlafen nieder, konnte aber sein Gemüth nicht beruhigen und blieb wach. Nach einer Stunde stand er wieder auf, besorgte sich von Nathanael Papier und Schreibzeug und schrieb einen langen Brief

an Barbara. Sie müßte Alles wissen, meinte er, noch bevor sie ihn wiedersehe. Und es erleichterte ihn wirklich, zu denken, daß auch jetzt kein Geheimniß zwischen ihnen sein solle, sie mochte sich zu den Thatsachen stellen, wie sie wolle und könne. Er theilte ihr auch mit, daß er wohl noch das Begräbniß abwarten und danach zusehen werde, ob er Blanche in etwas nützlich zu sein vermöge. Er schloß mit dem sehr aufrichtigen Wunsch, daß er nur erst wieder zu Hause und in seiner gewohnten Thätigkeit sein möchte. „Gedenket indessen meiner in Liebe, wie ich mit treuem Sinn und redlichem Herzen Euch zugehöre jetzt und immerdar.“ Er siegelte den Brief und trug ihn sogleich selbst auf's Schloß. Sandius, den er deshalb aufsuchte, gab ihm die Versicherung, daß er noch denselben Tag von der reitenden Post mit den Amtssachen nach Insterburg mitgenommen werden solle.

Dann fragte Born bei Dr. Lau nach, wie er über ihn verfüge, erfuhr aber, daß seine nochmalige Vernehmung nicht für erforderlich erachtet sei, und daß er nun jederzeit wieder abreisen könne. Diese Nachricht gefiel ihm im Augenblick gar nicht. Er hatte erwartet, seine nothwendigen Geschäfte würden ihn so lange zurückhalten, daß er des Begräbnisses wegen nichts zuzulegen habe. Nun fehlte jeder Vorwand. Er mußte geradeaus entscheiden, ob er lediglich Blanche zu Gefallen bleiben wolle. Es war ein unruhiger Tag nach der unruhigen Nacht. Bald erschien's ihm wie unwürdige Flucht, wenn er sich jetzt zurückzöge, bald meinte er sich sehr thöricht in Gefahr zu begeben, wenn er bliebe; nun schalt er sich, daß er an

diese Gefahr glaube, dann wieder zitterte er bei dem Gedanken, sich Blanche nochmals nähern zu sollen; bald zürnte er ihr, bald entschuldigte er sie. Er hoffte ganz ernstlich, in seiner Treue nicht zu wanken, und mußte sich doch gestehen, daß ihm Blanche nicht war wie eine Andere. Endlich warf ihn ein heftiges Kopfweh auf's Bett nieder. Er schlief ein paar Stunden.

Als er erwachte, war es schon spät Abend. Er ging zu Nathanael hinauf, schon viel sicherer in seinem Entschluß, und sagte zu ihm: „Nun beweiset mir Eure Freundschaft durch guten und verständigen Rath.“ Er berichtete ihm Alles, zeigte ihm die Gründe und Gegengründe an. „Was thätet Ihr nun an meiner Stelle?“

Der Alte wiegte den grauen Kopf und hakte wohl zehnmal den Zeigefinger über die Nase. „Was ich an Eurer Stelle thäte, weiß ich nicht,“ antwortete er dann, „sintemalen Keiner den Andern so genau kennt, daß er mit Sicherheit sagen möchte, was der sich nach seiner Gemüthsbeschaffenheit zutrauen dürfte. Also könnt's wohl sein, daß Ihr gut bestündet und hättet dann für alle Zeit Ruhe vor Euch selbst. Mir aber trau' ich nicht so viel Festigkeit des Willens zu, daß ich wage mich in Versuchung zu bringen. Sondern weiß, daß ich ein schwacher Mensch bin, der sich vor Anfechtung zu hüten hat. So hab' ich's denn für mich allezeit so gehalten, daß ich bei solchem Schwanken, ob ich etwas thun solle und dürfe, es lieber nicht gethan habe. Und ist mir hintennach stets wohl dabei gewesen. Denn so unschuldig auch ein Gelüste thut, eh' wir ihm nachgegeben, so faßt's

uns doch mit tausend Fangarmen, wenn es uns willig sieht. Bleiben wir aber streng bei der Pflicht, so ist's oft schon morgen wie Schaum zerronnen und ohne Kraft. Doch — meine Erfahrung in dergleichen Dingen ist gering, und ich bin ein alter Mann, der in Allem zur Vorsicht neigt. Möcht' Euch deshalb nicht irre leiten."

„Das thut Ihr wahrlich nicht," versicherte Konrad. „Und nun ist's auch schon bei mir ganz fest, wie ich mich zu verhalten habe. Gleich morgen früh fahr' ich hinaus und nehme von Blanche Abschied, da mich doch hier nichts mehr fesselt. Sie ist einst meinem Herzen zu viel gewesen, daß ich nun mit Gleichgültigkeit in ihrer Nähe sein könnte, und ich hab' ein liebes, braves Weib zu Hause, das zu bedenken jetzt meine vornehmste Pflicht ist. So soll's sein."

Nathanael schien noch nicht ganz zufrieden. „Lieber Capitän," sagte er, „wenn das nun Euer löblicher Wille ist und die Rechnung kommt so zu stehen — warum zieht Ihr nicht lieber gleich einen Strich, daß die Zahlen sich nicht mehr verwirren können? Vorhin mocht' ich so bestimmt nicht rathen, jetzt aber thu' ich's nach bestem Wissen: Fahret lieber nicht hinaus Abschied zu nehmen. Reist Ihr morgen ab, so weiß jeder Theil, woran er ist. Allenfalls schreibt ein Zettelchen, daß Euch die Zeugenpflicht nicht zu längerem Verweilen veranlaßt und so weiter . . . ich will's gern besorgen."

Das wollte seinem jungen Freunde freilich nicht gleich in den Sinn. Aber er sagte nichts und stützte nur den Kopf in die Hand und grübelte anscheinend verdrießlich

in sich hinein. Dann stand er auf und sagte: „Gute Nacht!“

Am andern Morgen bestellte er sein Fuhrwerk und ließ sein Gepäck aufladen. Er nahm Abschied von seinen Wirthen und zuletzt auch von dem Altgesellen. „Nach Insterburg und Barbarischken, Nathanael,“ flüsterte er ihm zu.

„Gott mit Euch!“ rief der Alte und wischte sich eine Thräne aus dem Augenwinkel fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Indessen hoffte Oberst Kalckstein von Tag zu Tage vergebens, daß sich sein Gefängniß öffnen solle. Er konnte sich's noch immer gar nicht als möglich vorstellen, daß auf solche Anschuldigung hin gegen ihn sollte weiter procedirt werden. Um so grausamer schien's ihm, daß die Oberräthe ihn in einem ungesunden Kerker hielten und wie den schwersten Verbrecher bewachen ließen. Er hielt sie für seine schlimmsten Feinde, den Oberburggrafen vornehmlich, bei dem sein Bruder nur zu williges Gehör gefunden.

Denen schien's aber selbst so, als hätte die Untersuchung nicht viel zu Tage gefördert. Frau von Kleist war in Berlin vernommen, hatte aber eidlich versichert, sich des Discurses vor zwölf Jahren nicht zu erinnern. Auch der Quartiermeister Michael Fuchs war in Sachsen ermittelt und wurde verhört, wollte aber von Drohungen seines früheren Obersten gegen den Kurfürsten nichts wissen. Einmal habe derselbe gesagt, ihm sei das Amt genommen worden: es wäre nicht erhöret worden, daß

einem Hauptmann dergleichen Schimpf begegnet. Von einem Einfall in Preußen habe er nie etwas vernommen. Nie habe er auch Puffer oder sonst heimlich Gewehr in der Tasche getragen, der Oberst auch nicht. Das hatte er mit einem Eide bekräftigt.

In Berlin aber wollte des Kurfürsten geheimer Rath die Sache nicht fallen lassen, deshalb wurde der Commission aufgegeben, „weiter nach Anleitung der Rechte gegen den Kalckstein zu verfahren“. Auf die Anfrage der Oberräthe, ob die Commissarien auch strafen sollten oder der Herr Kurfürst die Sache nun an das ordentliche Gericht verweisen wolle, erging die Antwort, Kalckstein solle zur Defension aufgefordert, darauf das Urtheil erlassen, aber vor der Publication eingesendet werden.

Nun mußte dem Obersten wohl ein Licht aufgehen, daß man den Aussagen seiner Verwandten, so feindselig sie sich auch gegen ihn bewiesen hatten, größte Bedeutung beizumessen entschlossen war. Wenn man für wahr hielt, was sie behaupteten, so konnte es ihm an Kopf und Kragen gehen. Und warum sollte das nicht geschehen, wenn er nach dem Willen des Kurfürsten durchaus schuldig sein mußte? Mußte! So beurtheilte man die Lage der Sache auch außen ziemlich allgemein. Frau von Kalckstein wußte das, und war in ihrer Besorgniß bemüht, den Gefangenen darüber aufzuklären.

Mit Erfolg. So strenge anscheinend der Oberst bewacht wurde, so konnten doch kleine Briefchen zu ihm gelangen und von ihm beantwortet werden. Sein Diener Christian Henkel, den er stets in Polen bei sich gehabt,

und als treu und zuverlässig erprobt hatte, war ihm zur persönlichen Aufwartung im Gefängniß gelassen, durch seine Hand gingen die heimlichen Zettel, die Michel Ehlert von Knauten brachte, wo er schon in des Generals Dienst gestanden hatte und nun der Frau Obristin gern gefällig war. Die Soldaten gaben auf diesen Verkehr nicht sonderlich Acht und meinten ausreichend ihre Pflicht zu thun, wenn sie den Gefangenen nicht entwischen ließen.

Die Frau wählte für ihn den geriebensten Advokaten und informirte denselben über alle Schlechtigkeiten der Verwandten. Er erhielt wiederholt Zutritt bei dem Obersten und berathschlagte mit ihm, wie die Vertheidigung einzurichten. „Nehmt die Anklage um Himmelswillen nicht leicht,“ sagte er ihm. „Wir leben in einer Zeit, wo man die Ohren auf Majestätsbeleidigungen spitzt, und eher geneigt ist, mit einem glimpflich zu verfahren, der seinem Nachbar an die Kehle gefaßt oder das Haus angesteckt hat, als mit einem Verächter der Souveränetät, so jung sie auch noch ist — oder gerade deshalb. Es ist ja kein Kunststück, die Absurdität der meisten gegen den Herrn Obersten vorgebrachten Beschuldigungen darzuthun, wie er's denn ja auch selbst schon der Commission vorgestellt hat. Aber wie wenig das nützt, wenn die Thatsachen einmal bezeugt sind, hat der Herr Oberst schon erfahren. Derselbe verlasse sich auch nicht darauf, daß man den Aussagen der Verwandten keinen Glauben beimessen werde. Warum hätte man sie denn sämmtlich vereidet, sogar den Angeber? Das crimen laesae majestatis ist ein gar eigenes Verbrechen und von den römischen

Juristen so subtil behandelt, daß die gewöhnlichen Rechtsbehelfe und Cautelen dagegen ganz machtlos bleiben. Gelingt es Euch also nicht, die völlige Unglaubwürdigkeit der Zeugen thatsächlich zu beweisen und damit ihre Aussagen zu beseitigen, so steh' ich für nichts. Das ist die Hauptsache und gleichsam der Schwerpunkt der Defension. Nun hat die Frau Obristin zwar viel gegen sie vorgebracht, was sie als höchst gottlose und gefährliche Menschen darstellt, und Ihr bestätigt mir in Allem die Wahrheit. Aber was kann es helfen, wenn ich diese Dinge in meine Schrift setze, so überall der Beweis mangelt? Denket also darüber nach, wie Ihr ihn etwa durch glaubhafte Zeugen erbringen möchtet. Auch wollt' ich Euch rathen, Atteste der polnischen Offiziere zu beschaffen, mit denen zusammen Ihr bei der littauischen Armee gedient habt und die sich zum Zeugniß erbieten, daß Ihr nie gegen den Herrn Kurfürsten gesprochen oder böse Anschläge gemacht habt. Man wird darüber, hoff' ich, nicht hinweggehen können."

Wegen der Atteste ließ der Oberst nach Polen schreiben; sie würden ihm nicht vorenthalten werden, meinte er zuversichtlich. Wie aber die übrigen Beweismittel beschaffen, die der Advocat verlangte? Wie konnte die Wahrheit zu Tage gebracht werden, wenn Zeugen fehlten? Kannte er denn nicht einen treuen Menschen, der geneigt sein möchte, seine Versicherung für wahr und vor Gericht auf sein Gewissen zu nehmen? Das ging ihm nun im Kopf herum. Es war zu bedenken.

Und er hatte so unendlich lange Zeit dazu in seinem

traurigem Gefängniß. Schon waren Monate vergangen, seit man ihn der Freiheit beraubte. So grausam hätte man ihn nicht behandeln dürfen! Ein Verbrecher, der eine schon erkannte Strafe zu verbüßen hatte, konnte nicht mehr gequält werden. Der enge Raum gestattete wenig Bewegung. Frische Luft kam nicht hinein. Durch das mit Bohlen verschlagene Fenster drang nur spärliches Licht. Das Wasser tropfte von den Wänden des niedrigen Gewölbes. Der mit Ziegeln ausgemauerte Fußboden war stets eisig kalt. Der Ofen dunstete, sobald darin Feuer gemacht wurde, und die strenge Winterkälte gestattete doch nicht ihn lange ungeheizt zu lassen. Die dicke Luft erschwerte das Athmen. Mußte das Gefängniß gereinigt werden, so durfte Kalckstein freilich auf kurze Zeit in den anstoßenden Raum eintreten. Der war aber die sogenannte Pfefferstube, ein ganz dunkles Loch, in das man gemeine Verbrecher zu bringen pflegte, denen die Strafe „gepfeffert“ werden sollte, eigentlich nur die Erweiterung eines Rauchfangs. Dort befand sich auch die Oeffnung, durch die sein Ofen geheizt wurde.

Und doch wäre der Aufenthalt in solchem Kerker noch erträglich gewesen, wenn man den Gefangenen darin allein gelassen hätte. Stets aber campirten bei ihm vier oder fünf Soldaten. Sie qualmten Tabak, tranken Schnaps, spielten Karten, lärmten, fluchten, sangen Schelmenlieder, ließen ihm keine ruhige Minute. In der Nacht lag fast einer auf dem andern; das Schnarchen hörte nicht auf. Ueber das Gewölbe hin führte die große Treppe zum Hofhalsgericht; den ganzen Tag über wurde auf derselben

gepoltert. Dazu machten sich des Schließvogts Kinder den Spaß, die Stufen hinabzuspringen, was ein donnerartiges Getöse verursachte. Die Beschwerde darüber nützte nur so viel, daß der allzu empfindliche Herr noch strenger gehalten wurde. Nachts aber war an festen Schlaf nicht zu denken. Jede Viertelstunde wurde die Thür rasselnd aufgeschlossen und aufgerissen, die visitirende Ronde rief laut hinein und forderte Antwort von dem wachenden Posten. Immer wieder wurde der Gefangene aufgeschreckt.

Die schlechte Luft, die Nässe und Kälte, der Gestank von all' dem Rauch und Schmauch, das Ungeziefer, der wüste Lärm, die Gesellschaft roher Soldaten, die Langeweile bei Tage, die Schlaflosigkeit bei Nacht, der Grimm über die Lieblosigkeit der Geschwister, über die Bosheit seiner Kerkermeister, die Sehnsucht nach Weib und Kind, an denen er mit ganzem Herzen hing, die er selbst nicht als Soldat im Felde missen mochte — das alles machte Kalckstein fast unsinnig, so daß er manchmal ganz ernstlich für seinen gesunden Verstand fürchtete. Ihm gingen dann die Gedanken ganz aus, vor den Augen wurde es ihm finster, in seinen Ohren sauste und brauste es, vor Schwindel mußte er sich auf's Bett legen, um nicht zu Boden zu stürzen. Seine Füße und Beine schwollen an, auf seiner Brust lag's wie ein Stein, er litt große Schmerzen. Und Tag nach Tag verging, ohne ihm auch nur eine entfernte Hoffnung auf Aenderung seiner entsetzlichen Lage zu bringen.

Wie lange sollte dieses Elend noch andauern? Nein,

es war unerträglich! Es mußte etwas zur Rettung geschehen. Er dachte nur noch darauf. Es war kaum ein Denken zu nennen, nur ein halb bewußtloses Grübeln und Suchen. Wie konnte er sich seiner tückischen Feinde erwehren? Verfuhr man so gewissenlos gegen ihn — sollte er ängstlich sein Gewissen befragen? Es ging um Leben und Freiheit! Pah! der Kampf ist ungleich — alle Mittel gelten hier wie dort! —

Eines Tages, als er sich in der Pfefferstube befand und sein Diener Henckel behilflich war, im Ofen das Feuer zu schüren, legte er den Kopf an dessen Brust und sagte leise: „Mein Sohn, Du kannst mir helfen.“

„Das thät' ich wohl gern,“ antwortete der, „aber ich weiß nicht, auf welche Weise.“

„Meine Feinde, Schwestern und Bruder, wollen mich mit Lügen verderben,“ fuhr der Oberst fort, „aber die Wahrheit über sie muß ans Licht kommen. Ich brauche Dein Zeugniß, mein Sohn, und das anderer braver Leute, die ihren gnädigen Herrn nicht schmählich verderben lassen wollen. Sieh Dich in Knauten und Romitten um, ob Du sie nicht leicht findest. Es soll ihnen reichlich vergolten werden, was sie für mich thun.“

Henckel kratzte sich den Kopf. Er verstand, was von ihm verlangt wurde. „Aber was sollen wir bekunden, gnädiger Herr,“ fragte er ziemlich zaghaft. „Ich weiß ja doch wenig was Rechtes, und mit den andern wird's ebenso stehen.“

„Bedenke,“ sagte der Oberst nach einer kleinen Weile, „wie viel Gutes ich Dir allezeit gethan habe, und wie

Du alle die Jahre in Polen bei mir gewesen bist und mit mir jede Gefahr getheilt, aber auch gute Beute gemacht hast? Willst Du mich nun verlassen?"

„Das will ich gewiß nicht," versicherte Henckel. „Sagt mir nur, was und wie es geschehen soll. Ich will's dann bedenken, und auf meine Verschwiegenheit kann der Herr Oberst auf jeden Fall rechnen."

„Ich kann Dir's nicht selbst sagen, mein Sohn," antwortete Kalckstein, „es würde zu lang sein, und man paßt schon auf uns auf. Geh' aber zur Frau Obristin nach Knauten, die weiß Alles so gut, als ich selbst, und noch besser. Ich will Dir ein klein Briefchen mitgeben, damit sie Dir vertraut. Und thu', was sie Dir anbefiehlt, sie wird sicherlich als eine fromme und gottesfürchtige Frau nichts Unrechtes von Dir verlangen."

Damit trat er zurück, ging in sein Gefängniß, setzte sich an den Tisch unter dem Fensterloch und schrieb. Es gelang ihm auch, Henckel den Zettel in die Hand zu stecken.

Frau Maria Elisabeth, als er ihr denselben abgab, nahm den treuen Diener in ein Zimmer allein, brach in Verwünschungen gegen ihre Schwägerinnen aus und rief: „Wenn der Herr Kurfürst nur den kleinsten Theil von all' ihren Schändlichkeiten wüßte, wollt' er meinen Mann nicht länger unschuldig gefangen halten. Wie es der Oberstlieutenant während des Vaters Lebzeiten in Knauten getrieben hat, wissen ja auch Viele." Sie brachte nun allerhand Thatsachen vor und wiederholte immer: „Das ist die Wahrheit, die reine lautre Wahrheit! Darauf

könnt' ich einen feierlichen Eid leisten und der Oberst auch. Aber man läßt uns nicht zum Eide. Wer dies aussagen wollte, der würde nur die Wahrheit sprechen. Das will ich Dir zuschwören, Dir und Jedem, der uns aus redlichem und treuem Gemüth zu helfen bereit ist."

Christian Henckel versicherte, daß seines Obersten Unglück und der Frau Obristin Leid ihm tief zu Herzen gehe. Er wolle sein Möglichstes thun, daß ihnen geholfen werde. Er bemühte sich auch wirklich in Knauten, Mühlhausen und Romitten Zeugen aufzutreiben, die bekunden sollten, wie feindselig von jeher die Mitglieder der Kalckstein'schen Familie gegen einander gestanden, was für sodomitische Gräuel zu Knauten vorgefallen und was für gotteslästerliche Reden die Schwestern des Obersten geführt. Auch gegen deren Männer, den jungen Baron Kitlitz und den Grawenthiner Kalckstein suchte er Zeugen. Es gelang ihm auch, Einige aufzutreiben, die von allerhand schlimmen Vorkommnissen etwas wußten. Aber die hauptsächlichsten Beschuldigungen konnten doch nicht erwiesen werden, und die Personen, die er deshalb anging, weigerten sich geradezu, etwas auszusagen, wovon sie keine Kenntniß hätten. Endlich ließ sich ein schon mehrfach bestrafter, sehr schlecht beleumdeter Mensch, Martin Döpner mit Namen, bereit finden, dem Herrn Obersten in der Noth beizustehen. Henckel sagte ihm, derselbe habe ihm gerathen, vor der Eidesleistung einen gewissen Spruch aus der Bibel, auf einen Streifen Papier geschrieben, in den linken Schuh zu stecken, dann bleibe sein Gewissen rein. So wolle auch er es machen. Er führte ihn der Obristin

und dann auch dem Oberst im Gefängniß zu, der ihm einen Thaler schenkte. Es wurden nun durch den Advocaten die Artikel aufgesetzt, über welche die Zeugen sich vernehmen lassen sollten, und nach Knauten geschickt. Der Oberst wünschte, daß die Vernehmung bei einem auswärtigen Gericht erfolge, damit sie vorerst geheim bleibe. Es wurde das zu Heilsberg im Ermland gewählt. Dort sollten die Leute den Jesuiten Rohde aufsuchen, der viel vermöge und sie wohl zurechtweisen werde.

Der Oberst schrieb auch an seinen getreuen Henckel, sein Geselle Döpner solle sich in Heilsberg den Namen Hans Koch geben. Er fürchtete, daß man ihn unter seinem richtigen für verdächtig halten werde. Den Brief solle er verbrennen. So ganz verwirrt im Kopf und Gemüth war er, daß er sich dieses Thun nicht als Sünde anrechnete. Gott wisse ja auch, daß Alles wahr sei!

Ebenso wenig hatte die Frau Obristin Bedenken. Sie ließ nochmals Henckel und Döpner vor sich kommen, gab ihnen die Artikel und instruirte sie über ihr Verhalten. Döpner war wieder schwankend geworden, ob er das Alles aussagen könne. „Das könnt Ihr mit gutem Gewissen," redete sie ihm zu, „denn es ist wahr. Wisset Ihr es nicht, so weiß ich es doch. Denket also, wenn Ihr den Eid leistet, beständig an mich und meinen Mann, daß Ihr den Eid in unsere Seele hinein schwöret. Gott soll mich und meinen Mann wie Meineidige strafen, wenn nicht jedes Wort richtig ist. Ihr nehmt vor Gott den Eid nicht auf Euer, sondern auf unser Gewissen." Daran glaubte sie selbst und bat Gott inbrünstig, er wolle ihr

in Gnaden verzeihen, wenn sie das Gericht täusche, um den geliebten Mann zu befreien. Seine Feinde seien die eigentlichen Meineidigen.

Die falschen Zeugen wurden abgehört. Das Protocoll erhielt der Advocat in Ausfertigung. Auch die andern Zeugen waren bei ihren Gerichten vernommen und die Atteste aus Polen angelangt. Nun verfaßte er die Defensionsschrift mehr als dreißig Folien stark und spickte sie mit gelehrten Citaten. Er begann mit einem Ausspruch des Plutarch, der schon als ein weiser Heide gewußt, daß unter allen Gesetzen dies als das vornehmste zu erachten sei, den König zu ehren und wie ein Abbild Gottes, des Erhalters aller Dinge, zu adoriren. Dies werde denn auch von vielen anderen Scriptoren, namentlich denen des alten und neuen Testaments eingeschärft. Wie sollte er, der Angeschuldigte, also nicht gewußt und beachtet haben, daß die Obrigkeit hoch in Ehren zu halten sei? Er beschwerte sich dann Namens seines Clienten, daß dessen Feinde beeidet seien, deren Beschuldigungen sich doch schon als widersprechend, unwahr und geradeaus lächerlich erwiesen, und stellte weitläufig unter Beweis, daß in der That zwischen ihm und seinen Geschwistern, seinem Schwager Kitlitz und dem Vetter Kalckstein eine Todfeindschaft bestünde, weshalb ihren, auch beeideten Aussagen nicht der mindeste Glaube beigemessen werden dürfe.

Der Fiskal Dr. Lau antwortete, ebenso gründlich und gelehrt, Todfeindschaft, wie Inculpat behauptet, sei nirgends nachgewiesen, worunter eine Feindschaft zu verstehen, die auf unerklärliche Weise zwischen zweien Menschen

eingepflanzt sei, während hier überall die Ursachen des feindseligen Verhaltens bekannt und aufgedeckt seien und geprüft werden könnten.

Darauf folgte eine sehr sorgfältige Gegenschrift, wieder mit vielen Citaten aus den Römischen Juristen, was unter Todfeindschaft zu verstehen sei.

Kalckstein bat dann noch selbst in einer Eingabe an den Kurfürsten um Beschleunigung des Processes und endliche Erlösung aus seinem qualvollen Kerker.

Die wuchtigen Hiebe, die er den Belastungszeugen ausgetheilt hatte, schmerzten dieselben nicht wenig. Der Eine nach dem Andern fühlte sich bewogen, in umständlicher und von Devotion überfließender Schrift dem Herrn Kurfürsten seine Unschuld zu betheuern und die Wahrheit der eigenen Beschuldigungen nochmals zu versichern. Man fürchtete, der Spieß könne wohl auch umgedreht werden. Besonders empört war der Oberstlieutenant von Löbel, dessen Frau am schwersten verunglimpft war und der selbst am meisten auf Ehre hielt. Er ließ es an Nachforschungen, wie der Entlastungsbeweis zu Stande gekommen, nicht fehlen und — hatte Erfolg.

Als nun endlich Anfangs Juni wieder eine Sitzung der Commission stattfand und Oberst Kalckstein — übrigens vom Podagra geplagt, daß er kaum zu gehen vermochte — derselben vorgeführt wurde, trug Dr. Lau sogleich vor, die Defension wäre ganz werthlos. Herr von Löbel sei dahinter gekommen, daß der Oberst einiger subordinirter Zeugen fälschliches Zeugniß gebraucht. „Sie hätten es bereits eingestanden.“

Kalckstein war wie vom Schlage getroffen. Längere Zeit stand er da, ohne ein Wort sprechen zu können. Das Blut schoß ihm in die Stirn und unterlief seine Augen. „Was habt Ihr hierauf zu entgegnen?“ fragte der Oberburggraf zwei oder drei Mal.

„Die Zeugen haben die Wahrheit gesagt,“ antwortete er endlich, „ich berufe mich auf die Protocolle.“

„Aber die Zeugen sind von Euch zu solcher Anzeige angestiftet,“ drängte Kalnein, „und sie haben beschworen, was sie nicht wußten und auch nicht wissen konnten.“

Kalckstein entging es nicht, daß die Commissarien sehr ernste Mienen aufsetzten. Seine Sache stand schlecht. Er wagte nicht, sie durch Bestreiten noch mehr gegen sich zu erzürnen. „Ich verweigere darüber jede Auskunft,“ sagte er. „Man beweise, was man meint beweisen zu können. Ich berufe mich auf meine Defension.“

„So stelle ich zu Recht,“ nahm der Fiskal das Wort, „daß Alles, was gegen den Inkulpaten vorgebracht, für zugestanden angenommen werde.“

„Das muß allerdings die Folge sein,“ bestätigte der Oberburggraf, und die Beisitzer ließen erkennen, daß sie ganz einverstanden seien.

Nun gab Kalckstein seine abweisende Haltung auf. Er fiel ganz zusammen und mußte sich auf den Stuhl niederlassen. „Ihr Herren,“ rief er verzweifelt, „Ihr Herren! Habt Mitleiden mit einem Mann, der unschuldig, auf seiner Feinde boshaftes Vorbringen eingekerkert und so lange in Haft gehalten ist, bis sein Körper siech, sein Gemüth krank und sein Verstand ganz verwirrt worden.

Gott hat mich meiner sonstigen Sünden wegen verblendet. Ich weiß nicht mehr, was ich thue und sage. Betrachtet meinen kläglichen Zustand! Es ist mir von Herzen leid, daß ich solche Zeugen angestiftet und angeredet habe, um die Wahrheit an's Licht zu bringen. Glaubet aber, daß es die Wahrheit sei!"

Er wurde darauf abgeführt und kam ganz gebrochen in sein Gefängniß zurück. Dort klagte er sich der Unsinnigkeit an, nicht besser bedacht zu haben, daß ihn solche Thorheit völlig verderben müsse. Wie konnte er sich auf solcher Menschen Standhaftigkeit und Verschwiegenheit verlassen! Er verfiel in ein Gallenfieber und mußte lange das Bett hüten.

Löbel aber lobte Gott, daß seine und seiner Frau Unschuld bewiesen worden, und verlangte die Bestrafung der Meineidigen. Es wurde ihnen vor dem Hofhalsgericht der Proceß gemacht. Sie gestanden Alles und wurden wegen Meineides mit Brandmarkung, schwerem Staupenschlag und Landesverweisung bestraft. Gegen den Oberst Kalckstein und seine Frau blieb das Verfahren wegen Verleitung vorbehalten.

Nun beriethen auch die Commissarien wegen des Urtheils. So aufgebracht sie auch gegen den Angeklagten waren, durch dessen unverantwortlichen Leichtsinn zwei Menschen so harte Strafen hatten erdulden müssen, prüften sie doch die Hauptanklage mit großer Vorsicht. Nur Dr. Fitchau, der gelehrte Jurist, nahm das Verbrechen des Hochverraths als vollendet an, da nur ein außer der Macht des Verbrechers liegendes Ereigniß, der Tod des

Sapicha, es gehindert habe, und wollte Kalckstein den Kopf abgesprochen wissen. Die übrigen hielten sich an die Thatsache, daß „etwas Wirkliches" gegen den Kurfürsten nicht unternommen sei. Daß er auf denselben heimlich Gewehr getragen habe, gaben sie nicht für erwiesen zu, wohl aber, daß er „mit Völkern in's Land Preußen zu fallen, darinnen übel zu hausen und den Schimpf wegen seiner Suspension vom Amt zu rächen vor etlichen Jahren gedroht", auch einige Zeugen zum Meineid verführt und gebracht habe. Sie judicirten demnach, daß die ordentliche Strafe des Hochverraths nicht stattfinden könne. Er solle aber „zur allgemeinen Sicherheit und ihm zu wohlverdienter Strafe zunächst Jahr und Tag in genauer Gefängniß mit Wasser und Brod gespeiset, darauf lebenslang in anderweitiger Gefängniß gehalten werden".

Dieses im Juli ergangene Urtheil wurde pflichtschuldigst dem Herrn Kurfürsten eingeschickt. Er erforderte darüber ein Gutachten der Leipziger Facultät.

Viele Monate vergingen, ohne daß der Befehl zur Publication eintraf. Immer verzweifelter wurde Kalckstein's Stimmung in der ewig langen Kerkerhaft.

Siebentes Capitel.

Auf- und absteigende Sterne.

Im Kalckstein'schen Hause zu Warschau hatte sich viel verändert.

Noch immer zwar bewohnte die junge Wittwe, Gabriele von Lubmirska, dasselbe, seit dem Tode des Generals von Kalckstein nach dessen mündlichem, von seinem ältesten Sohne gewissenhaft honorirten Vermächtniß ihr Eigenthum. Aber Monsieur de Beaurivage mit seinem französischen Anhang war längst abgezogen, und wenn auch noch viel vornehme Polen verkehrten, so kamen sie doch nicht, um zu trinken und zu spielen, sondern um der gnädigen Frau aufzuwarten, die auch nicht mehr Karten legte und in phantastischen Verkleidungen tanzte, vielmehr die hochgeborene Dame tadellos repräsentirte.

Es war, wenn auch nicht ein offenes Geheimniß, so doch einigen Nächststehenden wohlbekannt, daß die schöne Wittwe schon vor einigen Jahren mit dem Fürsten Michael Wisniowiecki Koribut in der Stille getraut war, nachdem

derselbe aus Wien zurückgekommen, wo er sich längere Zeit am kaiserlichen Hofe zu seiner besseren Einführung in die hohe Gesellschaft aufgehalten und viel Geld verbraucht hatte. Die Heirath wurde aus Rücksicht auf die noch lebende Mutter des jungen Fürsten, die stolze Zamoiska, geheim gehalten.

Gabriele war die Gemahlin eines Fürsten und fühlte sich als eine Fürstin. Ihr Kummer war nur, daß sie sich nicht aller Welt in ihrer Herrlichkeit zeigen durfte. Aber sie verstand ihre Ungeduld zu meistern: endlich mußten auch ihre letzten Wünsche in Erfüllung gehen.

Ihr Haus war prachtvoll eingerichtet, der große Flur zu ebener Erde in eine Waffenhalle umgewandelt, die Steintreppe mit persischen Teppichen belegt, das Vorzimmer mit ausländischen Gewächsen in Töpfen und Kübeln geschmückt, kostbare Tapeten bedeckten die Wände, Kronleuchter von Krystall hingen von den Decken hinab, die von italienischen Meistern mit Figuren von Stuck geziert und im Mittelfelde kunstvoll bemalt waren. Verschwenderisch zeigten sich venetianische Spiegelgläser zum Schmuck der Räume benutzt. In die dicken Teppiche sank der Fuß ein. Französische Möbel standen rings umher. Schränkchen mit vielen Schiebladen, jede mit einem vergoldeten, von einem Löwenmaul gehaltenen Ringe aufziehbar, oder mit Perlmutter umrandet, Tische mit geschweiften Füßen und Mosaikplatte, zierliche Stühle mit ganz dünnen Beinchen und gitterartiger Lehne nach französischem Geschmack, kleine Polstersessel, Sophas mit Bezügen von rother und gelber Seide, Vorhänge von dem-

selben Stoff an breiten Goldstangen. Fürst Michael war, verglichen mit anderen Magnaten, nicht reich, aber er hätte in seine reizende Frau weniger verliebt sein müssen, wenn er ihr den Luxus hätte versagen sollen, in dem sie sich wohl fühlte.

So standen denn auch im Stall hinter dem Hause vier Reit- und Kutschpferde, auf dem Hof Equipagen aller Art. Männliche und weibliche Dienerschaft war im Ueberfluß vorhanden, Kutscher, Lakaien, Köche, Hausmeister, Kammerjungfern und Mägde. Sie hatten meist nur abwechselnd Beschäftigung, gehörten aber zur Einrichtung einer großen Dame. Und Gabriele verstand es, sich bedienen zu lassen.

Der zweite Stock des Hauses enthielt ihr Schlaf- und Ankleidezimmer, so wie die Räume für den kleinen Prinzen. Sie hatte ein Söhnchen, jetzt bald zwei Jahre alt, das sie zärtlich liebte. Eine Schaar von Wärterinnen mußte immer um das Kind sein. Viele Stunden des Tages brachte sie hier zu, mit ihrem kleinen Liebling tändelnd. Gewöhnlich erwartete sie hier auch den Fürsten, dessen ganzes Glück der Knabe zu sein schien.

Heinrich Rohde ging im Kalckstein'schen Hause viel aus und ein. Einen Gast freilich durfte er sich kaum nennen; eher hatte er, so gütig er auch meist behandelt wurde, die Stellung eines Untergebenen. Er war des Fürsten Stallmeister und vertrauter Geschäftsführer. In den Dienst eines großen Herrn aufgenommen zu sein, konnte ihm unter Umständen nützlich werden, auch wenn derselbe zur Zeit noch kein hohes Staatsamt bekleidete.

Fürst Michael stand, als der Sproß einer Piastenfamilie, dem Königshause näher, als irgend ein Kronbeamter.

Mit Dominski hatte er sich ausgesöhnt. Hatte seine Schwester Gründe gehabt, diesen Bewerber abzuweisen, so berührte ihn selbst das wenig. In seiner Lage durfte er den Mann nicht zum Feinde haben, der ihn in Polen am wirksamsten unterstützen konnte. Dominski andererseits konnte Heinrich Rohde bei der kränkenden Abweisung, die er erfahren, nichts zur Last legen. Er wußte, daß er bei dem jungen Fürsten wohlgelitten war. So hielt er es dem eigenen Vortheil entsprechend, den Protector zu spielen und ihn vorerst in der guten Meinung des Fürsten zu befestigen. Der Stallmeister war gleichsam der Kammerherr, mit dem Dienst um die Person des hohen Gebieters betraut, meist in dessen Nähe und in alle kleinen Heimlichkeiten als unentbehrlicher Helfer eingeweiht.

Heinrich hatte diese sehr abhängige Stellung anfangs wenig nach seinem Geschmack gefunden. Begegnete der Fürst ihm auch sehr leutselig und mitunter sogar freundschaftlich, so fühlte er sich doch als den Untergebenen, der auf die Laune eines großen Herrn zu achten hatte. Er mußte schmeicheln und ihm zum Munde sprechen, oft auch seine Hand zu Machinationen bieten, die er nicht billigen konnte. Aber den stolzen Wunsch, ein mächtiger Handelsherr zu werden, hatte er für immer begraben müssen. Das Schicksal, dem er nicht gebieten konnte, warf ihn hierher nach Polen, wo nun einmal für ihn und seinen gefangenen Vater nur durch Hofgunst Vortheil zu gewinnen möglich war. Und seine Grundsätze waren nicht die festesten.

Er hatte in Königsberg den besten Willen gehabt, Livia Wort zu halten. Vielleicht, wenn sie weniger stolz gewesen wäre, würde er ihr zu Liebe in der alten Heimath eine neue Lebensstellung zu erringen versucht haben. Es wäre ihm nicht schwer gefallen, sich von der Politik ganz fern zu halten. Nun er dort „zurückgestoßen" war, durfte er sich jeder Verpflichtung für entledigt ansehen. Er war frei — das Band, das seiner deutschen Gewissenhaftigkeit immer noch sehr starke Fesseln angelegt hatte, zerrissen. Was hinderte ihn jetzt, sich dem Zauber hinzugeben, den Gabrielens Reiz auf sein empfängliches Gemüth übte? Die Aussicht, ihr nahe sein und seine freundschaftlichen Dienste widmen zu können, mochte ihm die Uebersiedelung nach Warschau und den Eintritt in den fürstlichen Dienst leidlicher haben erscheinen lassen.

Er hatte eine junge Wittwe wiedergefunden, die, so wenig tief auch ihre Trauer sein mochte, doch entschlossen schien, gänzlich von der Welt zurückgezogen zu leben und alle ihre Freuden zu fliehen. Zwar wurde er bei ihr zugelassen und auch jetzt durch die Vertraulichkeit ausgezeichnet, die sie dem alten Freund ihres Bruders gern entgegenzubringen schien. Aber es konnte ihm doch nicht entgehen, daß sie ihn um so vorsichtiger in Schranken hielt, je verliebter er sich ihr näherte. Hatte sie früher es an offenkundigen Bemühungen nicht fehlen lassen, ihn zu sich heranzuziehen, so verhielt sie sich nun seiner mehr und mehr schwärmerischen Verehrung gegenüber fast kühl, wenn nicht abweisend, so doch nicht ermunternd. Sie gönnte ihm wohl gern einen jener schwimmenden Blicke,

die sich in's Herz einschmeichelten, ohne etwas Bestimmtes zu sagen; sie reichte ihm die Hand zum Kusse und zog sie, wenn sie sehr gnädig war, nicht sogleich zurück; sie stützte sich mitunter auf seinen Arm, sie ließ sich von ihm erzählen, was sich in Warschau ereignete, oder aus einem Fabelbuche vorlesen, das ihr besonders lieb war. Aber sie schien's ganz zu überhören, wenn er ihre Schönheit pries, seine verliebten Träume schilderte, oder gar dreistere Wünsche anzudeuten wagte. Immer aufgeregter wurde seine Stimmung. Der Tag, an dem er sie nicht sehen durfte, gehörte schon zu seinen verlorenen. Warum wies sie seine Geschenke beharrlich zurück? Erwartete sie eine offene Aussprache? Tausendmal ging er zu ihr mit dem festen Vornehmen, ihr seine Hand anzubieten. Und jedesmal gerade dann wußte sie seine Leidenschaft so geschickt im Zaume zu halten, daß sich das erlösende Wort nicht über seine Lippe wagte.

Auch Fürst Michael Wisniowiecki beehrte die schöne Wittwe mitunter durch seinen Besuch. Heinrich Rohde hatte ihn dann anzumelden und zu begleiten. Auch das gehörte zu seinem Stallmeisteramt. So bescheiden der Fürst auftrat und mit so sicherer Hand Frau von Lubmirska den vornehmen Verehrer in Schranken hielt, so empfand doch Heinrich jedesmal eine eifersüchtige Regung, wenn er den Fürsten zu ihr führte. Es war ihm eine große Erleichterung, als derselbe auf Wunsch seiner Mutter, die sich selten von ihrem Wittwensitz entfernte, und den Sohn ungern in Warschau wußte, nach Wien abreiste, um dort längeren Aufenthalt zu nehmen.

Dann hatte es ihm geschienen, als nehme sie seine Huldigungen gütiger an. Zu Zeiten war sie ganz melancholisch gewesen, hatte viel geseufzt und versteckte Reden geführt, hinter deren wahren Sinn er nicht kommen konnte. Eines Tages war er, fast wahnsinnig von verhaltener Liebesgluth, zu ihren Füßen niedergestürzt, hatte ihre Kniee umfaßt und ihr gestanden, daß er nicht länger leben könne, wenn sie ihn nicht erhöre. Sie war gar nicht überrascht gewesen, hatte ihre Hände auf seine Schulter gelegt und auch seine heiße Stirn geküßt, dann aber, als er sie in seine Arme ziehen wollte, abwehrend und in klagendem Tone gesagt: „Ach, ach! Ich hab's wohl geahnt, daß es dahin kommen würde. Vergebens hab' ich Euch abgewehrt. Wisset denn, daß Ihr mir nicht gleichgültig waret von dem Augenblick an, da ich Euch zuerst sah. Als ich dann erfuhr, daß Ihr meines Bruders Freund geworden, den ich von allen Menschen am höchsten achte, schlug Euch mein Herz noch wärmer entgegen, und Ihr hättet viel von mir fordern können. Zuletzt fügte es das Schicksal so, daß Ihr mich von einer schweren Last befreitet, wofür ich Euch zu ewigem Dank verpflichtet bleibe. Aber darum gerade mocht' ich Euch nicht hintergehen. Ich kenne mich besser, als Ihr, und weiß, daß es die sündlichste Thorheit ist, wenn ich jetzt Eurem Werben nachgebe. Denn wenn ich Euch schon liebte, würd' ich Euch doch nicht glücklich machen, wie ich in Eurer Liebe nicht glücklich sein könnte. Es ist ein Geist der Unruhe in mir, der treibt mich fortwährend auf, daß ich am Gegenwärtigen kein Behagen habe und

mich nach etwas sehne, das sonst den Menschen unerreichbar scheint. Wenn ich es erreiche — ich weiß nicht, ob es das Glück ist. Aber ich kann meinem Herzen nicht gebieten zufrieden zu sein. Und so ist mir's gewiß, daß ich Euch zu viel schwererem Herzeleide erhören würde, als ich Euch heut' abweise; darum macht mir nun selbst das Herz nicht noch trauriger. Denket, es kann nicht sein."

Das hatte er nicht glauben wollen und sie mit Bitten bestürmt, ihm eine andere Antwort zu geben. Es klang ihm nur immer im Ohr, daß sie ihn liebe; ihrer Warnung achtete er nicht. Endlich sagte sie: „Wohl denn! Ich verschließe Euch nicht die Thür. Was ich Euch gestanden habe, ist die Wahrheit. Aber ich will Euch nicht binden, und mich auch nicht. Lassen wir eine Zeit hingehen — ich will mich prüfen, ob die Liebe Macht hat, mich umzuwandeln. Wartet indessen in Geduld."

Er hatte sich damit zufrieden gegeben. Aber seine Geduld war auf eine harte Probe gestellt worden. Jedesmal, wenn er anfragte, erhielt er die Auskunft, es sei noch nicht genug Zeit hingegangen — immer in der gütigsten Weise, aber doch mit aller Entschiedenheit. Und er wartete noch länger. Als ihm aber unvermuthet Fürst Michael seine Rückkehr meldete, drängte ihn ein unbestimmtes, nicht abweisbares Gefühl von Furcht und Argwohn, sich endlich Gewißheit zu verschaffen. Ohne ihr von der Nachricht Mittheilung zu geben, beschwor er Gabriele, ihn endlich zu erhören. Sie wurde schwach, gab nach. Heinrich Rohde glaubte an's Ziel seiner

Wünsche gelangt zu sein. Auch Gabriele schien sich einige Tage glücklich zu fühlen.

Da war der Fürst bei ihr eingetreten. Das Hofleben in Wien hatte ihn gereift. Er zeigte sich nicht mehr als der schüchterne Verehrer, sondern schien gekommen, das Herz der schönen Wittwe zu erobern. Seine Leidenschaft wuchs von Tage zu Tage und Heinrich gewahrte mit Schrecken, daß Gabriele jetzt nichts that, sie einzudämmen. Er mahnte sie an ihr Versprechen. „Es gilt nicht mehr," antwortete sie ihm. „Ich war eine Thörin, daß ich's gab. Ich weiß es jetzt, Ihr lenkt mein Schicksal nicht — es zieht mich unaufhaltsam hinauf zu höheren und weiteren Bahnen. Seid froh, daß mir diese Erkenntniß nicht zu spät kommt." — „Gabriele," rief er, vom wildesten Schmerz gepeinigt, „was kann Dir der Fürst werden? Du wirst ihm alles geben, und er vernichtet Dich!" — „Das glaube nicht," antwortete sie, „ich setze für mich einen hohen Preis, den höchsten, den das Weib fordern kann. Sei gut! bezwinge Dein Herz mir zu Liebe — es gilt eine Fürstenkrone." — „So verrathe mich, den Du liebst," knirschte er empört, „aber erwarte nicht, daß ich mich willig mit Füßen treten lasse. Der Fürst soll Deine Falschheit erfahren, daß er sich vorsehe." — „Er kennt bereits Euer älteres Recht," sagte sie kühl und ein wenig spöttisch. „Ich war mir's selbst schuldig, ihm vorzustellen, was ich seinetwegen aufzugeben hätte. Es ist Euch jetzt werthlos, ihm aber noch nicht. Seht zu, welchen Vortheil Ihr für Euch herauszieht. Ich will Euch wohl."

Er hatte ihr verächtlich den Rücken gekehrt. Aber wozu er in der ersten Wuth über seine Niederlage entschlossen gewesen: den Dienst des Fürsten sogleich zu verlassen und weiter in die Fremde zu ziehen, das hatte er doch nicht ausgeführt. Er konnte sich von Gabriele nicht trennen. Ganz rath- und machtlos ihrem ehrgeizigen Streben und der fürstlichen Willkür gegenüber wollte er sich wenigstens das Schauspiel gönnen, sie ihren Abfall bereuen zu sehen. Der Fürst fühlte sich so sehr in seiner Ueberlegenheit, daß er gar nicht daran dachte, den Nebenbuhler zu entfernen, im Gegentheil ihn auch hier als seinen Vertrauten heranzog. Er hoffte längere Zeit, sich die schöne Frau gewinnen zu können, ohne den geforderten höchsten Preis zu zahlen. Aber Gabriele bestand mit aller Beharrlichkeit auf der kirchlichen Trauung. Selbst die Concession, daß die Heirath vorerst geheim gehalten werden sollte, war ihr nur schwer abzuringen. Endlich widerstand sie den leidenschaftlichen Bitten des verliebten Fürsten nicht länger. Dominski war in's Vertrauen gezogen worden. Als Katholik hatte er Verbindungen mit der Geistlichkeit, über die Rohde nicht verfügte. Es war vorauszusehen, daß die Kirche sich nur sehr ungern entschließen würde, bei einem feierlichen Act, der selbst den nächsten Angehörigen des jungen Piasten verborgen bleiben sollte, hilfreiche Hand zu leisten. Die ersten Versuche mißglückten völlig. Endlich ermittelte Dominski, dem der ganze Handel übrigens nicht sonderlich gefiel, einen Priester, der gegen eine namhafte Belohnung die Trauung in der Stille zu vollziehen bereit war. Sie

fand im Kalckstein'schen Hause statt. Dominski und Heinrich Rohde waren die einzigen Zeugen.

Seitdem hatte Rohde keine recht frohe Stunde mehr gehabt. Er war in seinem Gemüth verbittert, mit sich selbst uneins und meist, wenn er mit sich allein war, so finster gestimmt, als ob irgend ein Unrecht sein Gewissen drückte. Seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Fürst Michael wurde seines reizenden Weibes nicht überdrüssig, schien vielmehr von Tage zu Tage seine Leidenschaft zu vertiefen, und Gabriele, immer beschäftigt mit der schmeichelnden Vorstellung, eine Fürstin zu sein, überschüttet mit freigebigen Beweisen der Zärtlichkeit ihres sehr verliebten Gemahls, fürstlich von ihm mit allem Luxus ausgestattet, erwiderte sichtlich seine Neigung. Sie wußte ihn so an sich zu fesseln, daß er eigentlich nur für sie lebte. Obgleich er ein eigenes Quartier beibehielt, wohnte er doch mehr im Kalckstein'schen Hause. Das war der ganzen vornehmen Gesellschaft durchaus kein Geheimniß; aber obgleich man sein legitimes Recht dazu nicht kannte oder die umlaufenden Gerüchte zu ignoriren Grund zu haben meinte, nahm man doch nicht Anstoß an diesem Verhältniß, da die von der Königin eingeführten französischen Sitten schon zu tief eingewurzelt waren. Die vornehmsten Senatoren, die ersten Kronbeamten, voran der Schatzmeister Krasinski und der Unterkanzler Olszowski, Bischof zu Culm, warteten der gnädigen Frau gern auf und behandelten sie mit aller Rücksicht, die einer hochgeborenen Dame gebührte. Sie entzückte durch ihre stets heitere Laune, durch die Ungezwungenheit ihres Benehmens,

durch ihre lebhafte und oft neckisch-witzige Unterhaltung jeden, der den Vorzug genoß, bei ihr vorgelassen zu werden. Es waren darunter auch nicht wenige, die sie in denselben Räumen in ganz anderer Situation gesehen und bewundert hatten, aber Niemand wagte es daran zu erinnern. Sie hatte etwas Dominirendes in ihrem Wesen, das ihr Achtung zu verschaffen wußte.

Seit sie dem Fürsten einen Knaben geschenkt hatte, war das Band zwischen Beiden wo möglich noch fester geknüpft worden. Heinrich Rohde mußte sich wohl überzeugen, daß für ihn auch nicht der Schatten von Hoffnung blieb. Er hatte die Partie gänzlich verloren. Livia ist gerächt worden, sagte er sich oft, und diese Selbstanklage benahm dann dem Unmuth über die erlittene Täuschung die schärfste Bitterkeit. Er hatte sich kürzlich bei einem preußischen Edelmann, der von Königsberg gekommen war und Sandius kannte, nach dessen Tochter erkundigt und erfahren, daß sie bedenklich krank sei. Das war ihm sehr zu Herzen gegangen. Uebrigens hatte er's längst aufgegeben, bei der Fürstin seine Melancholie oder Verbissenheit zur Schau zu stellen. Er wußte, daß sie davon gar keine Notiz nehmen oder ihn auslachen würde. Er selbst fand es erträglicher, auch für sie der fürstliche Stallmeister zu sein, der ihre Befehle in Empfang nahm und seine Meldungen abstattete, als von ihr mitleidig mit wenigen Brocken der früheren Gunst gefüttert zu werden. Er beschränkte sich auf den Verkehr, den ihm sein Amt auflegte. Freilich hatte er sich selten in ihrer Nähe so in der Gewalt, daß sein Benehmen ganz frei erschien.

Ohne daß er es wollte oder wußte, zuckte sein Mund und sprachen seine Augen ihre eigene Sprache. Er grollte der Frau, die ihn an sich gezogen, um ihn dann einem Fürsten zu Liebe rücksichtslos fallen zu lassen, noch immer, und aus seinen Blicken sprach manchmal eine Feindseligkeit, die sie hätte erschrecken können, wenn sie die Ursache nicht gekannt hätte.

Nun war Fürst Michael Wisniowiecki zu seiner Mutter berufen und hatte sich — er hoffte nur auf kurze Zeit — von seinem schönen Weibe trennen müssen. Es konnte sein, daß sie von ihm sichere Auskunft über die Ereignisse bei Hofe einziehen wollte, die ihr wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen nicht gleichgültig sein durften. Nachdem König Johann Casimir so oft schon gedroht, die Krone niederzulegen, immer aber durch die Königin von diesem unheildrohenden Schritt zurückgehalten war, hatte er nach ihrem Tode gänzlich die Fassung verloren und nur noch den Gedanken verfolgt, sich einer unerträglichen Bürde zu entledigen und in ein behagliches Privatleben zurückzuziehen. Die Königin hatte regiert; selbst ihrer Energie und Klugheit war es nicht gelungen, die Großen des Reiches, Clerus und Adel, unter einen Hut zu bringen, oder auch nur eine Mehrheit für ihre Pläne wegen der Thronfolge zu gewinnen. Russen, Türken und Kosacken bedrohten das Reich, die Kronarmee war unzuverlässig, die Bewilligung ausreichender Steuern zu ihrer Befriedigung von den Reichstagen nicht zu erlangen. Der schwache Mann war der täglichen Aergerniß in seinem Schattenregiment müde, wollte nicht weiter mit

sich spielen lassen. Es kam dem letzten Jagellonen nur noch darauf an, die Bewilligung eines möglichst hohen Jahrgehalts für seine Lebenszeit herauszuschlagen. Darüber wurde in den maßgebenden Kreisen verhandelt. Es konnte sein, daß die Fürstin Constantia Wisniowiecki ihren Sohn dieser Dinge wegen befragen und mit Instruction versehen wollte. Sehr möglich war's aber auch, daß sie ihn wegen seines Verhältnisses zur Lubmirska zur Rede zu stellen und zu einem Abbruch zu bewegen beabsichtigte. Und diese Vermuthung hatte der junge Fürst selbst ausgesprochen.

Seine Briefe an Gabriele — er schrieb jeden zweiten Tag — gingen durch die Hand seines Stallmeisters, der in Warschau zurückgeblieben war. Er überbrachte sie dem erhaltenen Befehle gemäß der Herrin stets persönlich. Ihren Inhalt erfuhr er nicht, außer soweit er etwa wirthschaftliche Anordnungen betraf. Als er aber das dritte und vierte Mal bei ihr aufwartete, glaubte er zu bemerken, daß sie unruhig und verstimmt sei. Es schien ihm, als hätte sie etwas auf der Zunge und wäre doch unschlüssig, ob sie sich ihm offenbaren solle. Nun er wieder einen Brief überbrachte und sich, wie stets, sogleich zurückziehen wollte, rief sie ihm nach kurzem Besinnen in befehlendem Ton zu: „Bleibt noch!"

Er wartete in der Nähe der Thür. Sie erbrach den Brief und las ihn sogleich stehend in seiner Gegenwart. Ihr Gesicht drückte höchste Spannung aus; mit dem zierlichen Zeigefinger der linken Hand, an dem ein großer Diamant glänzte, strich sie über die Schläfe hin,

wo die bläulichen Aederchen tuckten. „Es ist so,“ sprach sie vor sich hin, als sie das Schreiben durchflogen hatte, „die Fürstin ist sehr erzürnt, erhebt Widerspruch gegen unsere Verbindung — die stolze Frau wird mir nie verzeihen, daß ich keine Polin bin und meine Ahnentafel nicht aufzeigen kann. Und Michael ist schwach genug, auch jetzt noch Verstecken spielen zu wollen, da doch nur entschiedenes Handeln . . .“ Sie wendete sich zu Rohde. „Ihr seid mir einst mehr als ein lieber Freund gewesen,“ sagte sie zögernd und wie widerwillig, „ich hoffe, daß Ihr die Kränkung längst vergessen habt, die ich Euch anthun mußte.“

Es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung mit dem Fürsten, daß sie ihn so an die Vergangenheit erinnerte. Er fühlte sich davon unangenehm berührt. Das Herz fing ihm heftig zu schlagen an, das Blut trat ihm in die Stirn. Er sah auf den Teppich nieder, dessen bunte Arabesken vor seinen Augen in Bewegung kamen, und schwieg.

„Die Fürstin hat durch irgend eine Indiscretion in Erfahrung gebracht, was ihr verschwiegen bleiben sollte,“ fuhr Gabriele fort. „Sie hat ihren Sohn scharf zur Rede gestellt und es scheint ihm nicht gelungen zu sein, sie zu beruhigen. Ihr Widerspruch kann das Band nicht lösen, das die Kirche geknüpft hat; sie droht aber den heiligen Vater anzurufen. Wir müssen auf einen heftigen Kampf gefaßt sein und ich fürchte, daß Michael . . .“

Sie sprach langsam Wort nach Wort und stockte nun, wie zweifelnd, ob sie in ihrem Vertrauen noch

weiter gehen könne. Heinrich Rohde sah auf. Da traf ihn aus diesen dunkeln Augen, die ihn so oft bezaubert hatten, ein bittender Blick. Er konnte nicht länger widerstehen. „Womit kann ich Euch dienen, gnädigste Frau?“ fragte er.

„Es kann sein, daß ich mein Recht werde beweisen müssen,“ antwortete Gabriele. „Ihr seid Zeuge bei der Trauung gewesen — Ihr und Dominski. Schafft mir die Atteste.“

„Die Atteste —?“

„Den Trauschein des Geistlichen und Euer Zeugniß. Es ist nur, damit ich gegen die Fürstin etwas in Händen habe.“

„Ward der Trauschein nicht gleich damals ausgestellt? Ich glaube mich zu erinnern, daß Dominski —“

„Es ist wohl möglich. Ich habe ihn aber nicht verlangt — kaum daran gedacht, daß er mir einmal von Nutzen sein könne. Ich weiß jedenfalls nicht, in wessen Besitz er sich befindet und habe, wie Ihr gewiß einseht, guten Grund, den Fürsten deshalb nicht zu befragen. Es wird aber keine sonderliche Schwierigkeit haben, ein Duplicat zu beschaffen. Erfordert das für mich.“

„Gnädigste Frau,“ sagte Rohde nach einigem Bedenken, „ich bin Protestant, wie Ihr wisset, und habe mit der katholischen Geistlichkeit auch keinen Verkehr. Ich habe den Priester nicht einmal gekannt, der Euch mit dem Fürsten . . .“

„Aber Ihr werdet ihn leicht ermitteln können. Wendet Euch an den Pater Branicki; der war im Geheimniß.“

Er biß die Lippe. „Es ging alles durch Dominski's Hand, gnädigste Frau. Geduldet Euch, bis er mit dem Fürsten von Littauen zurückkehrt. Er hat wahrscheinlich das Attest in Verwahrung und wird es auf Euren Befehl aushändigen."

Gabriele hob trotzig das Kinn. „Ich mag mit diesem Menschen nichts zu thun haben — er hat einen bösen Blick — ist mir zuwider. Er umschmeichelt den Fürsten nicht aus Zärtlichkeit, sucht überall seinen Vortheil. Er mag sehr brauchbar sein — aber ich mag ihn nicht in's Vertrauen ziehen, mag mich ihm nicht verpflichten."

„Und doch ist er der Einzige, gnädigste Frau —"

Sie trat rasch ein paar Schritte näher. Ihr langes seidenes Kleid rauschte über den Teppich hin und die Brillanten auf demselben blitzten. „Ihr weist mich ab?" sagte sie vorwurfsvoll. „Einen so kleinen Freundschaftsdienst versagt Ihr mir? Heinrich . . ."

Es durchzuckte ihn, nach Jahren wieder seinen Namen von ihrem Munde nennen zu hören.

„Ich will gern für Euch thun, was ich kann," antwortete er, doch eher verdrießlich, als warm zustimmend. „Ich bin aber selbst auf Dominski angewiesen. Mögt Ihr ihn nicht angehen, so will ich mit ihm sprechen und die Sache so zu wenden suchen, daß er die eigentliche Absicht nicht durchschaut. Mein Zeugniß steht zu Eurer Verfügung — doch kann ich nicht mehr bezeugen, als was ich gesehen und gehört. Wir haben ja auch damals

unsere Namen in das Buch eingetragen. Sie müssen in dem Attest zu finden sein."

„Ich verlasse mich ganz auf den alten lieben Freund," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Er berührte aber kaum die Fingerspitzen. „Den ruft nicht an," entgegnete er mit gepreßter Stimme, „er ist bitter enttäuscht worden und hat seitdem keine Pflicht mehr." Er verneigte sich. „Aber zu Ew. Gnaden Befehl." Er entfernte sich. Im Vorhause verweilte er einen Augenblick, die Stirn runzelnd und vor sich hin grübelnd. Dann hob er den Kopf und stieß ein paar kurze lachende Töne aus. —

Fürst Michael kehrte wenige Tage später nach Warschau zurück, wider Erwarten ganz heiter und guter Dinge. Er herzte und küßte sein schönes Weib und konnte nicht aufhören, seinen kleinen Buben auf den Arm zu nehmen, zu schaukeln und tanzen zu lassen. Auf ihre Erkundigung bemerkte er nur: „Es ist alles wieder in Ordnung, liebes Herz. Dominski hat meine Mutter vollständig beruhigt — ich weiß nicht, auf welche Weise es ihm gelungen ist. Er ist ein sehr geschickter Mensch."

Er mußte jetzt häufiger an den Hof. Dem König wurden rauschende Feste gegeben, die ihn erheitern und von seinem Vorhaben ablenken sollten. Man hoffte noch immer, die Thronentsagung verhindern zu können. Der Kaiser hatte abgerathen, der Papst — wie Olszowski gelegentlich beim Glase Wein ausplauderte — sich zu dem Heilmittel erboten, dessen etwa sein krankes Gewissen

benöthigt sei. Das Beispiel Carl's des Fünften, stellte man ihm vor, sei nicht heranzuziehen, denn der habe die Erblande seinem Sohn, das Kaiserthum seinem Bruder hinterlassen: er aber habe Niemanden.

Ein neunzigjähriger Pole, Ozga, Kammerherr aus Lemberg, wagte ihm beweglich vorzuhalten: „Huldreichster König, beschäme Dich und uns nicht, noch unser gemeinschaftliches Vaterland, welches Dich erzogen und auf diesen Thron erhoben hat; Du bist mit uns in diesem Lande geboren und mit uns erzogen worden, Du hast hier mit uns Deine Jugendjahre verlebt und bist von uns durch freie Stimmen berufen worden, um über uns zu herrschen — verlaß uns nicht.“ Man wendete ein, daß er der Krone gar nicht entsagen dürfe, da er geschworen, sie bis an sein Lebensende zu tragen. Aber die mächtige französische Partei, an ihrer Spitze der einäugige Erzbischof-Primas Prazmowski, der sich mit Hilfe der Königin von einem Caplan zu dieser höchsten Würde aufgeschwungen hatte, schmeichelte den Wünschen des Königs und nährte seinen Mißmuth. Sie hofften nun mit leichterer Mühe einen französischen Prinzen auf den Thron erheben zu können. Fürst Wisniowiecki konnte ein solches Ereigniß für sich nicht ersprießlich finden. Die Piasten, Nachkommen der Brüder Jagello's, waren zwar am Hofe der Jagellonen stets mit einigem Mißtrauen behandelt worden, ein französischer Prinz aber mußte in ihnen, die das Volk an die alte Dynastie erinnerten, seine natürlichen Gegner sehen. Doch machte er sich darüber kaum ernstlich Sorgen. Er war nicht ehrgeizig,

bekümmerte sich wenig um Politik, trieb lieber gelehrte Studien und hielt jetzt auch selbst von den Büchern nicht viel, da er alle seine freie Zeit Gabriele und ihrem Söhnchen widmete.

Sie kannte die Macht, die sie über den schwachen, aber ritterlich galanten Mann hatte. Die Klugheit gebot ihr, sie nicht zu mißbrauchen. Deshalb hatte sie sich bisher auch willig in seinen Wunsch gefügt, die Ehe geheim zu halten. Nun aber wurde es ihr immer mehr zur Gewißheit, daß sie nicht länger schweigen dürfe. Heinrich Rohde hatte ihr mitgetheilt, Dominski behaupte, das Trauattest dem Fürsten ausgehändigt zu haben; ein zweites werde schwer zu beschaffen sein, da der Geistliche von seinen kirchlichen Oberen, denen er unbequem geworden, in irgend ein Kloster gesteckt und verschollen sei. Eines Tages, als Fürst Michael mit ihrem aufgelösten Haar spielte und eine prächtige Perlenkette einzuflechten bemüht war, die er ihr eben zum Geschenk gemacht hatte, faßte sie sich den Muth und sagte, seine Wange streichelnd: „Du bist mir so gut, lieber Herr, und giebst mir davon täglich Beweise. Der zwingendste bleibt aber doch noch immer zurück."

„Welcher wäre denn das?" fragte er leichthin.

„Ich bin Dein angetrautes Weib," antwortete sie, „und das ist freilich meinem Herzen und Gewissen genug. Dir aber sollte es nicht gefallen, daß die Welt mich immer noch so nicht kennt und ein Recht hat, verächtlich von mir zu sprechen."

„Ich will nicht fürchten, daß dies geschehen ist,"

sagte er aufmerksamer. „Nenne mir den, der es gewagt hat, und ich will ihn nach Gebühr züchtigen.“

Sie lehnte sich an seine Brust. „Es war so nicht gemeint, Liebster,“ flüsterte sie. „Nicht was der Einzelne spricht, sondern was alle gesammt für wahr halten, bekümmert mich Deinet- und Deines Sohnes wegen. Bedenke nun, daß es allein die Rücksicht auf Deine Mutter war, was Dich bewog, unsere Ehe geheim zu halten. Wenn sie jetzt doch unterrichtet ist, warum willst Du länger zögern, mich in meine Rechte einzusetzen? Das Trauattest ist in Deiner Hand. Gieb es mir, damit ich es dem Unterkanzler vorlege. Er ist uns befreundet und wird dafür sorgen, daß man die Nachricht gut aufnimmt.“

„Du schwärmst, Liebchen,“ entgegnete er plötzlich sehr ernst. „Der frühere Grund für die Heimlichkeit gilt erst recht noch jetzt. Meine Mutter . . . wenn sie wirklich die volle Gewißheit hat, daß wir verheirathet sind — ich weiß nicht, was ihr Dominski gesagt hat und möchte lieber danach nicht fragen — setzt unter allen Umständen voraus, daß ich ihre Gefühle schone und sie nicht nöthige, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen zu geben. Sie liebt mich und kann mir viel nachsehen, aber niemals würde sie mir die Kränkung verzeihen, die unvermeidlich wäre, wenn ich Deinen Wunsch erfüllte. Nein, nein! es muß alles bleiben, wie es ist. Unser Glück beruht darauf. Störe es nicht!“

Sie seufzte. „Und wie lange soll ich mich noch gedulden?“ fragte sie schmerzlich. „Ich möchte Deiner

Mutter gern von Herzen ein langes Leben wünschen . . .“

Er küßte ihre feuchte Stirn. „Sie ist leider eine kränkliche Frau,“ sagte er, „wenn auch noch nicht alt. Warum eilst Du so? Wir haben hoffentlich noch eine lange Zeit glücklichen Beisammenseins vor uns. Verkümmern wir uns nicht die schöne Gegenwart durch solche Grillen. Und nun nichts mehr davon. Wenn Du aber ungern in Warschau bleibst, wo man uns beobachtet — nur ein Wort soll es Dich kosten und ich ziehe mich mit Dir in die fernste Einsamkeit zurück. Mich hält hier nichts. Von den lauten Vergnüglichkeiten, wie meine Landsleute sie lieben, bin ich kein Freund. Den Streitigkeiten, die losbrechen müssen, wenn der König abdankt, geh' ich gern aus dem Wege. Ich besitz' ein Gut in der Ukraine, hübsch an einem kleinen Wasser gelegen. Dort weiß Niemand von uns. Befiehl und die Zurüstungen zur Reise sind bald getroffen.“

Gabriele schüttelte den Kopf. „Wir wollen's noch reiflicher überlegen,“ antwortete sie. „Wie ich mich aber kenne, ist solche Einsamkeit nicht für mich. Ach! daß Du mir nicht folgst! Gebe Gott, daß Du's nicht zu bereuen hast.“

Sie wiederholte ihre Bitte nicht wieder. Auch mit Heinrich Rohde sprach sie von dem Trauschein nicht mehr. Es schien ihr jetzt unlieb zu sein, sich ihm schon so weit genähert zu haben. Wenigstens glaubte er zu bemerken, daß sie noch stolzer als früher den Kopf hob, wenn sie

mit dem Stallmeister ihres Gemahls zu verhandeln hatte. An die Reise wurde gar nicht gedacht. —

Warschau war in großer Aufregung. Im Reichstage gab es hitzige Debatten. Sie setzten sich überall fort, wo Senatoren oder Landboten verschiedener Parteien verkehrten. Endlich entschloß man sich, die Abdankung anzunehmen und ein sehr ansehnliches Jahrgehalt zu bewilligen. Die Erklärung des Königs sollte in feierlicher Sitzung des Reichstages in der St. Johanniskirche erfolgen. Man erwartete sich davon mit Recht ein interessantes Schauspiel.

Für die Damen war ein Theil der Galerie bestimmt. Fürst Michael hatte für Gabriele einen Platz in der Loge der Hofdamen besorgt. Das war ihm nicht leicht geworden, da selbst Senatorenfrauen hatten abgewiesen werden müssen. Um so herzlicher dankte sie ihm.

Es war eine sehr glänzende Versammlung da unten im Chor und dem langen Schiff der Kirche. Auf den Estraden zu beiden Seiten des vor dem großen Altar errichteten Thrones saßen gesondert die Bischöfe in ihren langen farbigen Gewändern, Spitzenüberwürfen und hohen mit Edelsteinen besetzten Mützen, und die Wojewoden und Starosten in kostbaren mit dem feinsten Pelzwerk verbrämten, von Gold und Brillanten strahlenden Röcken und Dolmans. Hinter ihren Sesseln standen in dichten Reihen die Landboten, auch sie festlich geschmückt. Das Volk drängte gegen die Schranken, Kopf an Kopf stand die harrende Menge bis in die Vorhallen hinein.

Johann Casimir ließ diesmal lange auf sich warten.

Es war, als ob er seine königliche Macht heut' zum letzten Mal recht fühlbar machen wollte. Endlich erschien er vom Schlosse her, gefolgt von vielen Magnaten, gestützt auf den Erzbischof-Primas, der ihm von Zeit zu Zeit das von Steinen funkelnde Kreuz des heiligen Adalbert vorhielt. Er trug den königlichen Ornat und die Krone. Sein Haupt war gebeugt wie das eines Leidtragenden. Doch schaute er neugierig nach rechts und links aus, nickte auch wohl im Vorübergehen einem seiner Jagd- und Tafelfreunde zu, um gleich darauf wieder die schläfrigen Augen auf das Kreuz zu richten.

Die Orgel spielte einen feierlichen Choral, während der König zum Thronsessel schritt. Der Primas und die höchsten Kronbeamten, die Krongroßfeldherren, Krongroßmarschälle, Krongroßkanzler und Krongroßschatzmeister von Polen und Littauen, so viele ihrer in Warschau anwesend waren, stellten sich zu seinen Seiten. Als dem Könige eine Schriftrolle übergeben wurde, welche er öffnete, entstand in dem weiten Raum lautlose Stille. Er stand auf und begann erst mit lauter, dann immer leiserer Stimme zu lesen: „Polen! Es sind zweihundertundachtzig Jahre, daß mein Haus Euch regiert. Seine Regierung ist vorbei und meine geht aus. Durch den Krieg, durch die Arbeiten im Rath und durch das Alter abgemattet, durch die Mühseligkeiten und Bekümmernisse einer einundzwanzigjährigen Regierung beschwert, stelle ich, Euer König und Vater . . . dasjenige, was die Welt am höchsten schätzt . . . die Krone, Euren Händen wiederum zu. Ich erwähle für den Thron . . . sechs Fuß Erde, die mich zu

meinen Vätern . . . sammeln wird. Wenn Ihr mein Grab . . . Euren Kindern zeiget . . .“

Thränen erstickten seine Stimme. Er konnte vor Rührung nicht weiter lesen. So reichte er denn die Rolle dem Kronunterkanzler Olczowski, der gleichfalls mit vielem Schluchzen fortfuhr: „so saget zu ihnen, ich sei der erste im Streite und der letzte im Rückzug gewesen. Eure Liebe gegen mich setzte mich an die oberste Stelle, und meine Liebe gegen Euch läßt mich wieder davon hinabsteigen. Viele von meinen Vorgängern haben den Scepter auf ihre Söhne oder Brüder gebracht — ich für mein Theil stelle ihn dem Vaterlande wiederum zu, dessen Kind und Vater ich gewesen, lasse meinen Platz demjenigen, den Ihr Eurer Wahlstimmen würdig erachten werdet.“ Es folgte des Königs Dank für alle treu geleisteten Dienste, seine Bitte um Verzeihung, wenn er wider seinen Willen im Unglück der Zeiten Jemand gekränkt haben sollte. „Ich nehme von Euch allen Abschied,“ schloß die Schrift, „da ich Euch in meinem Herzen trage. Durch den Raum werde ich von der Republik getrennt sein: mein Herz aber wird stets bei dieser zärtlichen Mutter bleiben. Es ist mein Wille, daß meine Asche in ihrem Schooße beigesetzt werde.“

Nach dieser Rede gab sich in der Kirche eine allgemeine Rührung kund. Ein Mächtiger dieser Erde verzichtete freiwillig auf seine Herrschermacht und dieser Mächtige war der letzte Sproß einer erlauchten Familie, deren Schicksale durch Jahrhunderte mit denen Polens enge verknüpft gewesen waren, die dem Vaterlande be-

rühmte Krieger und weise Staatsmänner gegeben hatte. Was man noch immer nicht hatte glauben wollen, das war nun doch geschehen. Und wenn sich der Blick in die Zukunft richtete, wo war da ein Halt? Wie in ein unbekanntes Meer steuerte das Staatsschiff. Wo fand sich der Capitän, der es über Klippen und Untiefen ungefährdet würde hinausführen können?

Der Krongroßmarschall Sanowski antwortete im Namen Aller. Seine Rede war überaus künstlich gefügt und strotzte von Gelehrsamkeit. Er gab dem König seinen vollen Titel, um dessen sogleich erwähnten Entschluß, abdanken zu wollen, in den schärfsten Gegensatz zu stellen. Er mißbilligte ihn nicht. Von allen Errungenschaften, rühmte er, deren das menschliche Herz fähig sei, sei dies die heldenmüthigste, der Krone zu entsagen, die aller Welt der köstlichste Besitz scheine, den Scepter aus der Hand zu legen, der königliche Gewalt verleihe, und von dem Gipfel der Macht herabzusteigen in den gemeinen Haufen aller Irdischen. Er erinnerte an den Kaiser Augustus, der zwanzig Jahre darüber berathschlagt und doch nicht das Herz dazu gehabt hätte, die Herrschaft abzugeben. Wie wenige Herrscher hätten eine so starke Seele bewiesen, sich selbst ihrer Herrlichkeit zu entkleiden! Mit Ehrfurcht nenne die Geschichte einen Sylla, Diocletian, Carl den Fünften. Ein neues erhabenes Beispiel solcher seltenen Tugend wolle nun der König geben. Nachdem er so alles gethan, ihn deshalb zu glorificiren, wandte er sich nun aber an ihn mit der Bitte, nochmals zu prüfen, ob dieser ungewöhnlich heldenmüthige Ent-

schluß geboten sei, ob er ihn nicht bereuen werde, ob er nicht dem gemeinsamen Vaterlande die Pflicht schulde, bis zum Ende die Bürde der Regierung zu tragen, die durch göttliche Bestimmung seinen Schultern auferlegt sei. Noch wäre es Zeit, die Republik dieser großen Trauer zu entledigen, die jetzt aus Aller Augen zu lesen sei. In allgemeine Freude werde sie sich verwandeln, wenn der erlauchte Herrscher seinem Rath folge und von der Abdankung allergnädigst Abstand zu nehmen sich entschließen könne.

Die Kirche war nicht der Ort, an dem sich laute Zustimmung kund geben konnte. Man erwartete auch keine Sinnesänderung des Königs. Es war durch den Marschall geschehen, was der Wohlstand erforderte. Johann Casimir schien dessen wohlvorbereitete Rede denn auch so aufzufassen, antwortete nicht nochmals, sondern legte die Krone in die Hand des Erzbischof-Primas, der nach des Landes Verfassung während des Interregnums die höchste Gewalt hatte. Die Abdankungsurkunde wurde von ihm unterschrieben. Damit war die Feier beendet. Der Ex-König begab sich in's Schloß zurück, gefolgt von den Senatoren und Landboten, sowie von einer großen Volksmenge. So sah ein König aus, der sich selbst zu einem Edelmann degradirt hatte!

Gabriele fuhr in sehr heiterer Stimmung nach ihrer Wohnung zurück. Auf sie hatte das Ereigniß keinen ergreifenden Eindruck gemacht. „Es war eine rechte Komödie,“ sagte sie, „und die Komödianten verstehen es eigentlich viel besser. Man glaubt's ihnen, daß sie etwas

Bewegliches aus sich selbst hervorbringen. Das aber —! Es sah alles so abgekartet aus und hörte sich auch so an. Ich habe den König genau beobachtet. Er hat zu Anfang viel Grimassen geschnitten, aber eine ehrliche Thräne ist ihm nicht aus dem Auge geflossen. Nachher, als der Unterkanzler las, schien er ganz vergnügt zu sein und sich nur hin und her einmal zu erinnern, daß er des Umstandes wegen verpflichtet sei, ein betrübtes Gesicht zu zeigen. Des Marschalls Sermon aber langweilte ihn offenbar. Er wußte ja sicher auch voraus, was er zu hören bekommen sollte. Und warm wär' mir an seiner Stelle bei so gelehrtem Kram auch nicht geworden; den hatte irgend ein Flickschuster der Weltweisheit aus allen Winkeln vorgesucht. Es sah mir aus, als ob er nur wünschte, es wäre erst zu Ende und er könnte mit dem Appetit eines gewöhnlichen Menschen zur Tafel gehen. Wie anders hab' ich mir einen König gedacht, eh' ich noch einen gesehen hatte!"

Fürst Michael mußte lachen. „Sr. verflossenen Majestät ist wirklich ganz wohl, glaub' ich," sagte er. „Du weißt aber auch nicht, was das bedeuten will, König von Polen zu sein. Man hat ihn bis auf's Blut geärgert, wie eine Puppe aus einem Arm in den andern geworfen und wohl auch einmal, wie aus Versehen, zu Boden fallen lassen. Es wundert mich nicht, daß er's satt hat und auch einem andern solche Herrscherfreuden gönnt."

„Und meinst Du, daß es ihm nicht doch morgen leid thun wird?"

„Es kann wohl sein, Kind. Der Mensch ist ein gar wunderliches Geschöpf Gottes. Was er hat, wirft er oft leichten Muthes in den Staub, und was er nicht mehr hat, das scheint ihm dann doch des Beseufzens werth. Vielleicht hat dieser König nichts tiefer verachtet als das Schranzenthum, das ihm einbilden wollte, er sei ein Mächtiger dieser Erde, da er doch seine eigene Ohnmacht nur zu gut fühlte — und morgen gleichwohl könnte er den Narren ohrfeigen, weil er sich nicht tief genug vor ihm bückt. O vanitas vanitatum vanitas!“

„Wenn ich ein König wäre . . .“ rief Gabriele, und ihre Augen sprühten Feuer, „ich dankte nicht ab. Thät' ich's aber, so sollte die Welt weinen. — Glaubst Du, der Kurfürst von Brandenburg könnte so vom Schaugerüst abtreten?“

„Er ist auch nicht das Oberhaupt einer Adelsrepublik.“

„Aber warum ist er's nicht? An seinem Adel liegt's doch nicht. Der hätt' ihn gerne ebenso geduckt und aus einem Arm in den andern geworfen und aus Versehen auch einmal zu Boden fallen lassen. Es liegt nicht in seiner Art, daß er den König spielt. Er will, was er will, und setzt es durch.“

„Pah! in Brandenburg und Preußen,“ sagte Michael, die Achsel zuckend. „Hier in Polen wollt' er sich wohl fügen lernen. Ich als polnischer Edelmann könnt's auch nicht anders wünschen.“

„Und wenn Du selbst der König wärst . . .?“

„Gott wolle mich bewahren. Gieb Acht, wie die Komödie nun weiter verläuft. Das wird ein lustiges Feilschen und Dingen um die Krone sein. Wer am wenigsten fordert und am meisten giebt, der wird sie haben. Wohl bekomm's ihm! Aber was geht's uns an? Laß uns herzen und küssen! Darum lohnt's zu leben.“

Achtes Capitel.

Rohde's Tochter.

In Barbarischken hatte der Sommer keinen heiteren Verlauf gehabt.

Aeußerlich stand freilich alles auf's Beste. Das neue Gebäude war schon im Frühjahr gerichtet und schloß den Wirthschaftshof sehr stattlich ab. Born hatte ein Thürmchen dicht am Giebel darauf gesetzt und die Glocke hineingehängt. Man sah's schon von Weitem durch die Waldlichtungen und hörte den Glockenton, der zum Mittag- und Abendessen rief, selbst in den benachbarten Beutnerdörfern. Sonst wurde nur gegen ein an Stricken aufgehängtes Brett geschlagen. Das gefiel Born von je schlecht. Er hatte aus Königsberg eine Glocke mitgebracht und sie sich ein Stück Geld kosten lassen: es sollte wie vom Kirchthum herab in die Landschaft hinaus klingen und jeden von seinen Leuten mahnen, Gott zu

danken, daß er für redliche Arbeit die Bitte erfülle: unser täglich Brod gieb uns heute. Auch ihm war seine Arbeit gesegnet. Es wurde ein fruchtbares Jahr. Bis an den Leib standen die Kühe im Grase auf den Teichwiesen. Mannshoch schossen die Halme in die Höhe auf dem urkräftigen Rodeland. Das Gemüse gedieh prächtig im Garten. Ganz nach Wunsch wechselte in diesem Jahr Regen und Sonnenschein ab: das Herz des Landmanns konnte lachen.

Aber es lachte nicht.

Konrad Born hatte, als er von der Königsberger Reise zurückkehrte, sein liebes Weib nicht gefunden, wie er es verlassen. Diese trüben Augen mußten viel geweint, diese bleichen Lippen manch ängstliches Gebet gesprochen haben. Sein Brief hatte solche Wirkung gehabt. Wie voll Freude war sie, als Heineken ihn brachte, und wie traurig faltete sie ihn wieder zusammen. „Was ist denn geschehen?“ hatte er ganz ängstlich gefragt und zur Antwort erhalten: „Ich weiß es besser, als er selbst — aber es läßt sich davon nicht sprechen. Er muß nun noch eine Weile ausbleiben, obgleich sein Geschäft beendigt ist.“ Als er dann unerwartet rasch nachfolgte, war sie eher erschreckt, als erfreut gewesen. Er hatte ihr vom Schlitten zugerufen: „Ich hab' mir's doch anders zurechtgedacht, Bärbe. Es war besser, ich kehrte gleich nach Hause zurück, ohne nochmals umzusehen.“ — „War's besser —?“ hatte sie kreidebleich gefragt. „So trautest Du Dir's nicht einmal mehr zu . . .“ Sie war wieder in Thränen ausgebrochen, wollte sich nicht beruhigen

lassen und auch nicht über den Grund ihres Leides Auskunft geben.

Er hatte bei Frau Küchler angefragt. „Der Brief, der böse Brief," schalt sie. „Warum verschwiegt Ihr das auch nicht lieber?" — „Ich hatte aber durchaus nichts zu verschweigen," wendete er ein. „Gerade wenn ich etwas verschwiegen hätte, konnte Barbara denken . . ." Die alte Dame schüttelte eifrig den Kopf. „Mit Eurer übergroßen Aufrichtigkeit! Es hätte sich ja wohl gelegentlich einmal anbringen lassen. Wie Ihr's nun in der ersten Hitze geschrieben hattet, stand allerhand zwischen den Zeilen, was ein paar Augen, die mit dem Herzen lesen, schon herausfinden. Sie hatte gemeint, es sei damit —" sie deutete mit der Hand in die Ferne — „für alle Zeit zu Ende." — „Es ist ja auch für alle Zeit zu Ende," versicherte er. „Nun ja," meinte sie, „aber in anderer Weise. Man kann Euch ja auch nichts vorwerfen, als allenfalls, daß Ihr mit einem wildfremden Frauenzimmer Schlitten fahrt."

„Das hat mir Barbara doch nicht vorgeworfen," sagte er ganz überzeugt. „Nein," bestätigte sie, „aber es ist meine Meinung, und wenn Ihr hübsch zu Hause geblieben wäret, hätt' Euch das gar nicht in die Quere kommen können. Womit ich aber sonst nichts gesagt haben will."

Er hatte nun doch wenigstens die Gewißheit, wo der Grund der Trübsal lag. Vermuthen konnte er's ohnedies. Er wußte ja, daß er etwas durchzukämpfen gehabt hatte. Warum sollte Barbara es nicht aus seinen Worten

herausgefühlt haben? Er verargte ihr's auch nicht, daß sie es ihn merken ließ. Nur hielt er sich jetzt wieder für ganz gesund und meinte, auch das müßte sie aus seinem Wesen herausfühlen. Sie schien's aber nicht sehen zu wollen. Oder täuschte er sich über sich selbst? Wär's nur nicht so schwer gewesen, über eine solche Sache zu sprechen; ein Wort zu viel, nur aus Ungeschick vorgebracht, konnte alles verderben. Er hoffte, sie würde davon anfangen, aber das geschah nicht. Dann meinte er, es werde sich nach kurzer Zeit alles von selbst wieder in das richtige Geleise bringen; sie dürfte ja nur erkennen, daß er ganz der Alte sei. Wenn er's nur ganz unbefangen hätte sein können! Es verging auch eine Woche nach der andern, ohne daß sich etwas änderte, außer daß Barbara nicht mehr weinte, sondern nur mit gleichmäßigem Ernst und ohne sichtliche Theilnahme für ihn ihre häuslichen Geschäfte verrichtete. Das war die erste Verstimmung in ihrem doch nicht mehr ganz jungen Eheleben, und sie ging gleich tief.

Er sah's eine Weile mit an. Dann litt sein ehrlicher gerader Sinn ein so rückhaltiges Zusammenleben nicht länger. Eines Abends, als Frau Küchler schon in ihre Kammer gegangen war, legte er die breite Hand auf Barbara's Schulter und sagte: „So kann's nicht bleiben, Bärbe! Sprich's aus, was Du gegen mich hast. Ich will zusehen, was ich darauf erwidern kann. Gewiß wird es uns beide freuen, wenn wir wieder zu gutem Verständniß miteinander kommen.“

Sie wischte eine vorschnelle Thräne von der bleichen

Wange fort. „Ich habe nichts gegen Dich, Konrad," antwortete sie mit erzwungener Ruhe, „und Du hast nichts gegen mich — aber das ist gar wenig."

Er setzte sich ihr gegenüber an den Tisch, stützte den schweren Kopf in die Hand und sah sie mit recht mitleidigen Augen an. „Du hast wohl recht," bemerkte er, „das ist gar wenig. Es heißt wirklich nur so viel, daß wir nicht wie schlechte Eheleute zanken und einander Verdrießlichkeiten bereiten. Aber an wem liegt's, Bärbe, daß es nun den Anschein hat, als wäre das Alles? An wem?"

Die Frau sah von ihrer Arbeit auf und ihm gradaus in's Gesicht. „An mir, Conrad," sagte sie milde und ganz überzeugt zugleich.

Das verwirrte ihn, obgleich er sich selbst im Stillen die Antwort so gegeben hatte. „Wenn Du das aber im Ernst meinst . . ." stotterte er.

„Ich mein's im vollen Ernst," versicherte sie, die Augen immer fest auf ihn gerichtet. „Es liegt an mir — weil ich meines Vaters Tochter bin. Du weißt ja, wie er dachte, Konrad, und wofür er gekämpft und gelitten hat —: das Ganze oder nichts! Er empfand so. Es war nicht in seiner Natur, einen Vergleich eingehen zu können. Er wollte sein Recht, nichts als sein Recht, das aber auch ohne Abzug. Und so bin ich auch, ich kann mir's nicht anders geben."

Er bewegte die Hand, die den Kopf stützte, ein wenig vor und legte sie gleich wieder an die Stirn. „Ich wollte Dich auch nicht anders," sagte er, offenbar nicht

ganz sicher, wohin sie zielte. „Hab' ich Dir Dein Frauenrecht verkümmert?"

„Absichtlich gewiß nicht," entgegnete sie. „Aber es ist doch so, daß Du mir's nicht voll und ganz gewähren kannst."

„Barbara —!"

„Es ist so. Du willst, daß ich sprechen soll. Und es ist auch besser, ich sage Dir alles, damit Du nicht glaubst, daß ich Dir schweigend Unrecht thue. Ich darf Dir ein Bekenntniß nicht vorenthalten: mein Herz strebte Dir, dem Lebensretter meines Bruders, zu, eh' ich Dich gesehen — von dem Augenblick ab, da ich Dich sah, liebt' ich Dich. Und als Du in meines Vaters Haus kamst, die Kaufmannschaft zu lernen, und als Du wieder fortgingst, ein Jäger zu bleiben, und als Du ein Soldat in den Krieg zogst, liebt' ich Dich. Du freilich —"

Er rückte seinen Stuhl um den Tisch, so daß er ihr ganz nahe kam, legte den Arm um ihre Schulter und zog ihre Stirn an die seine. Sie ließ es auch geschehen, ohne zu widerstreben; nur lehnte sie sich nicht an ihn. „Du freilich," fuhr sie fort, „ahntest das nicht und durftest auch nichts davon erfahren. Hätt' ich Dich aber niemals wiedergesehn, hätt' ich Dich doch nicht vergessen, sondern eigensinnig meine Neigung gehütet gegen jede Anfechtung. Und als ich Dich dann gegen Verhoffen wiedersah, war in mir nichts verändert. Du jedoch, Konrad, konntest mir's nicht erwiedern. Vor Deinen Augen stand immer Blanche —" sie zuckte leise, als der

Name über ihre Lippen mußte — „damals schon, als Du aus der Wildniß kamst, und viel anders noch, als Du in die Stadt einrittest, jetzt ein kurfürstlicher Offizier, der wohl wagen durfte, seine Augen zu einem adligen Fräulein zu erheben —"

„Warum sagst Du mir das alles, Barbara," fiel er ein. „Du weißt ja doch —"

„Daß Blanche Dir nicht treu geblieben war — ja! das erfuhr ich; und daß Du sie sehr geliebt hattest und Dich von ihr lossagtest, da sie eines Andern Weib geworden war. Und das begriff ich auch. Für mich hoffte ich gleichwohl nichts mehr, so herzlich Du Dich mir auch zuwandtest. Als dann aber eine Zeit vergangen war und ein großes Unglück über uns hereingebrochen und auch Dich getroffen, Konrad — und als Du mir dann Deine Hand botest und meinetwegen dem Herrn Kurfürsten absagtest und jeden Vortheil aufgabst, der Dir aus langem treuen Dienst erwachsen war . . . da durft' ich nicht zweifeln, daß Du mit dem Vergangenen gänzlich abgeschlossen hättest und frei geworden wärest, über Dich zu bestimmen, wie Du wolltest, und daß Du mir auch nichts Minderes bötest, als Dein ganzes Herz."

„So ist's auch gewesen," rief er. „So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich hielt's nicht zurück — ich wollte Dich nicht hintergehen."

„Nein," bestätigte sie, „das wolltest Du nicht. Und hast auch hinterher gemeint, es sei alles in Ordnung, weil wir gut mit einander lebten und jeder dem andern so viel Freundliches bot, als des Tages Pflicht erheischte.

Aber wie ich mir's vorgestellt hatte, war's doch nicht. In meinem Herzen brannte ein Feuer, das wollte genährt sein, daß es auch Dein Herz ergreifen könnte. Du aber hattest solches Bedürfniß nicht und wehrtest eher dem Brande. Ich erkannt' es mit der Zeit wohl: Du liebtest mich nicht, wie ich Dich liebte. Aber ich war zu stolz, mich Dir aufzudrängen und ließ Dich nicht einmal erfahren, daß ich etwas vermißte."

Sie preßte die Lippen aufeinander und wendete das Gesicht von ihm ab. „Das freilich ahnt' ich so nicht," sagte er nach einer Weile. „Aber Du hättest nicht so bald nachlassen sollen. Glaube mir, ich widersetzte mich nicht."

Barbara schüttelte den Kopf. „Du liebtest mich nicht, wie Du Blanche geliebt hattest . . ."

Er schwieg. Wie durfte er das nach der Wahrheit ableugnen? Es schmerzte ihn — Barbara's wegen — daß er es nicht konnte. Aber er wäre sich der verächtlichste Mensch erschienen, wenn er sie jetzt mit einer Lüge beschwichtigt hätte. Nein — wie er Blanche geliebt hatte, liebte er sie nicht. Kein Weib in der Welt mehr konnte er so lieben.

Ihr ganzer Körper zitterte. „Und nun weiß ich es," rief sie mit schmerzlich leidenschaftlicher Betonung, „Du liebst Blanche noch immer — und jetzt hätte sie die Deine werden können!"

Konrad stand erschrocken auf und trat einen Schritt zurück. „Barbara —" sagte er, die Hand vorstreckend, „welch' entsetzlicher Argwohn! Ich that nichts, das ihn

rechtfertigen könnte. Nicht im verborgensten Winkel meines Herzens hat ein solcher Gedanke gekeimt. Wie hätt' ich Blanche wiedersehen können und nicht ergriffen sein sollen von der Erinnerung, was sie mir einst war, mehr noch von dem Elend, das sie sich bereitet? Ja, sie ist eine Unglückliche! Unmenschlich grausam wär's gewesen, hätt' ich ihr Verachtung gezeigt. Nein! was ich Dir berichtete, ist wahr: tiefstes Mitleid ergriff mich, ein barmherziges Gefühl zwang mich zu ihrem Dienst in schwerster Stunde. Aber ich vergaß nicht, was ich meinem lieben Weibe schuldete — Gott ist mein Zeuge, und ich könnt' auch noch einen andern stellen, der mit menschlicher Stimme redete. Wenn ich schwankte, ob ich nicht länger bleiben und der gottverlassenen Frau Beistand leisten solle — wahrlich! es geschah nur, weil ich mir genug Festigkeit zutraute, in meiner Pflicht nicht wankend zu werden. Und wenn ich dann doch der Mahnung des alten Freundes folgte und Blanche nicht wieder aufsuchte — das sollte bei Dir nicht gegen mich beweisen."

Sie hatte abgewendet mit gesenktem Kopf dagesessen und ihn ruhig aussprechen lassen. „Ich werfe Dir auch nichts vor, Lieber," sagte sie nun umschauend. „Es ist Dein Unglück, wie mein's, daß ich doch Recht habe. Du hast nicht vergessen, was Du Deinem Weibe schuldetest . . . das weiß ich, und Du wirst es auch nie vergessen. Deshalb bin ich nicht in Sorgen. Du hast mich auch lieb, recht lieb. Was kannst Du dafür, daß ich damit für mein Bedürfniß nicht ausreiche? Das Ganze oder nichts. Und was da bleibt, ist mir nichts. Ich kann

Dir's nicht erwidern mit dem, was eine freie und frohe Gabe des Herzens ist. Aber als gute Eheleute können wir weiter mit einander leben — müssen's wohl auch. Das wird uns unschwer gelingen, hoff' ich, da wir ja nun wissen, wie wir stehen."

Sie erhob sich, küßte ihn zur „Gute Nacht" und ging in die Schlafkammer. Er folgte nicht so bald.

Wie er sich's dann wieder und wieder überlegte, was Barbara ihm gesagt hatte und wie das geschehen war, meinte er sie durch freundliches Zureden nicht auf andere Gedanken bringen zu können. Mit Gründen konnte sie ja doch nicht widerlegt werden. Sie aber mit Schmeichelei zu betrügen, war nicht nach seiner Art. Dazu achtete er sie auch viel zu hoch. Eher war er noch sparsamer mit Zärtlichkeiten, um sich nicht in Verdacht zu bringen, ihr etwas ablisten zu wollen. Er tröstete sich, die Zeit werde einen heilsamen Wandel auch in diesem stolzen Herzen schaffen: er müßte sich nur zeigen, wie er immer gewesen war, und ihre Grillen gar nicht beachten. Eine so kluge Frau werde dann schon einsehen, daß sie ihr Gefühl zu fein zugespitzt habe und bei gutem Willen unter ihnen alles in die beste Ordnung zu bringen wohl möglich sei. Nur einige Geduld müßte er haben, das hielt er sich ernstlich vor.

Er arbeitete wieder fleißig an seinem Schriftwerk für den Kurfürsten und brachte es glücklich zu Ende. Heineken erhielt es zur Durchsicht und schüttelte doch bedenklich den Kopf. „Man muß gestehen, Ihr greift's kräftig an," sagte er. „Das ist ein Riesenplan, und

gehört auch eines Riesen Muth dazu, ihn in Angriff zu nehmen."

„Hab' ihn auch keinem Geringeren zumuthen wollen, als dem Herrn Kurfürsten," antwortete Born, „der hat auch sonst schon Riesenkraft bewiesen."

„Ja, ja!" bestätigte der Amtsschreiber, „wenn er nur erst sie anzusetzen entschlossen ist. Wer die Wildniß bewältigen will, wie Ihr's vorschlagt und mit guten Gründen demonstriret, der muß nicht nur selbst fleißig die Hände rühren, sondern auch gutes Vertrauen zu seinem Nachfolger haben, daß er das löbliche Werk fortsetze. Denn in einem Menschenalter wird's nicht gezwungen, und wohl auch in dreien nicht. Wär' auch eine theure Einsaat hineinzustecken und an die Ernte so bald nicht zu denken. Dergleichen projecta pflegen bei den Herren Geheimen Räthen unbeliebt zu sein."

„Bin deshalb auch gewillt, das meinige direct an den Kurfürsten zu adressiren," entgegnete Born. „Sieht er hinein, so liest er vielleicht auch weiter. Meine Zahlen übrigens werden doch auch die Geheimen Räthe nicht anfechten können."

Heineken rieb sich die Stirn. „Wie ich mir's überlege," bemerkte er nach einigem Bedenken, „empfiehlt sich's doch nicht, wenn ich Euch da etwas von dem meinigen imputire und hineincorrigire, denn es kann leicht sein, daß kurfürstliche Durchlaucht gerade an diesem etwas derben und gedrungenen, ich möchte sagen, rustikalen Stylo seiner Originalität wegen ein Gaudium fände. Wäre also nur zu bedenken, ob man etwa auf das Titelblatt

einen lateinischen Merkspruch setzte, wie zum Exempel per nubila ad astra — durch Gewölke zu den Sternen — oder fortes fortuna adjuvat — das Glück ist dem Muthigen hold — oder viribus unitis — mit vereinter Kraft — oder . . .“

„Lassen wir auch das,“ meinte Born. „Findet Ihr nichts Unrichtiges und Anstößiges in der Schrift, so mag sie sich ihrer ungelehrten Fassung nicht schämen.“ Er schrieb einen Brief, in dem er mit schlichten Worten an die geleisteten Kriegsdienste erinnerte, aber ausdrücklich hinzufügte, daß er für sich nicht das mindeste erbitten wolle, und packte die Papiere sauber zusammen. Er wollte einfach hinaufschreiben: An des Herrn Kurfürsten von Brandenburg hohe Durchlaucht in Cölln an der Spree. Aber das ging dem Amtsschreiber denn doch allzusehr gegen den Strich, der ganze lange Titel, den er im Kopfe hatte, mußte hinauf und füllte acht enggeschriebene Zeilen. Die erste Reihe setzte er selbst mit Fractur auf den Umschlag, wie das bei dergleichen Adressen an hohe Personen üblich war. „Es wäre eine Schande für das ganze Amt Insterburg,“ versicherte er, „wenn etwas so Unschickliches von hier ausginge.“

Das Packet nahm er zur Beförderung mit der Post an sich.

Eine Antwort blieb aus.

Das Frühjahr brachte Beschäftigung die Fülle. Vom frühesten Morgen bis zum Abend war Born in Feld und Wald thätig; kaum gönnte er sich geräumige Muße zu den Mahlzeiten. Fast schlief er nach vollbrachter Arbeit

auf dem Stuhl ein. Den beiden Frauen zeigte er immer ein heiteres Gesicht. Während des Mittagessens besprach er gern mit ihnen allerhand Wirthschaftsangelegenheiten. Nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn sie einmal auf's Feld hinauskamen, seine Fortschritte in Augenschein zu nehmen. Das geschah freilich selten, Barbara war nicht die richtige Landfrau.

Es entging ihm nicht, daß sie oft leidend und unpäßlich war. Sie hatte eingefallene Wangen und tiefliegende Augen, meist eine bleiche Gesichtsfarbe, mitunter aber gleich das Blut in der Stirn, wenn er ihr nur freundlich zunickte. Oft aß sie nicht mit oder zog sich bald nach dem Tischgebet in die Kammer zurück. Besorgt fragte Born eines Tages Frau Küchler, was ihr fehle und ob er nicht einen Arzt holen lassen solle. Sie lachte aber verschmitzt und meinte, es habe gar nichts zu bedeuten. „Wißt Ihr's denn noch nicht?" setzte sie hinzu.

„Was soll ich wissen?" fragte er verwundert über ihr sonderbares Benehmen.

„Ja — dann darf ich nichts ausplaudern," antwortete sie wieder lachend. „Vermuthe aber, daß es nicht lange Frauengeheimniß bleiben wird."

Von einer beglückenden Ahnung betroffen, faßte er ihren Arm. „Frau Maria —: wär's möglich — darf ich's glauben?"

„Ich habe nichts gesagt," antwortete sie, zwinkerte aber so vergnügt mit den Augen, daß ihm wohl jeder Zweifel schwinden mußte.

Er suchte sogleich Barbara auf, schloß sie stürmisch in seine Arme und flüsterte ihr Worte in's Ohr, die ihr ein Lächeln der Befriedigung abnöthigten. „Gestehe, Du Böse," schalt er, „gestehe! ist's denn wirklich wahr?"

„Gott hat's so gewollt," sagte sie, wieder ganz ernst und vergeblich bemüht, sich von ihm zu lösen. „Wie glücklich hätt' uns das früher gemacht. Jetzt ist's nur eine Sorge mehr."

„Nein," rief er, „nein, Bärbe — so darfst Du jetzt nicht sprechen. Hat Gott es so gewollt, so hat er auch gewollt, daß dieses Zerwürfniß, unter dem wir schwer leiden, allen Grund verlieren und uns recht sündlich erscheinen soll. Wie kannst Du mir solche Freude verkümmern wollen? Jetzt mußt Du mir ja glauben, daß ich Dich von Herzen lieb habe und gar nicht aufhören kann, Dich von Herzen lieb zu haben, wie kein anderes Weib. Habe wieder gutes Vertrauen zu mir, es soll wahrlich nicht getäuscht werden!"

Nun schlang Barbara die Arme um seinen Nacken und versteckte schluchzend das Gesicht an seiner Brust. „O Gott — Gott — Gott," betete sie leise, „führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uebel . . ."

„Amen, Amen," schloß er, bückte sich und küßte sie, wie er sie nie geküßt hatte.

Sie schien beruhigt zu sein. Zwar beobachtete sie auch jetzt eine fast scheue Zurückhaltung, aber es erfreute sie doch sichtlich, wenn Konrad sich ihr mit Liebkosungen näherte, oder auch nur zu sonst ungewohnter Zeit in's

Haus eintrat, sich nach ihr umzuschauen. Sie hatte ein so scharfes Auge für Alles, was über eine bloße Liebespflicht hinausging, und gab auch ihre Dankbarkeit zu erkennen. Aber es war doch oft, als traue sie ihrem Glücke nicht recht und müsse sich auf einen Umschlag gefaßt halten. Das gilt ja nicht mir, sagte sie sich dann wohl im Stillen. Es kamen auch recht schwermüthige, verzagte Tage. Dann wurde er nie ungeduldig, verdoppelte vielmehr seine Aufmerksamkeit und räumte jede Störung sorgsam aus dem Wege.

So ging der Sommer hin. Die Ernte war schon größtentheils eingebracht, die Abende wurden wieder länger. Der Gutsherr konnte ausruhen und er saß nun gern bei den Frauen und hatte seine Freude daran, ihrer „curiosen" Arbeit zuzusehen, wie sie ihm sein Lebtag noch nicht vor Augen gekommen. Er sprach besonders von dem neuen Hausbau, der nun plötzlich sehr eilig geworden, nahm auch wohl ein Blatt und einen Stift zur Hand, den Grundriß aufzuzeichnen und die Maße einzutragen. Sobald die Gespanne frei würden, wollte er von der Schloßziegelei Bausteine anfahren lassen, ehe die Wege allzu schlecht würden. Er hatte dieserhalb schon an Heineken geschrieben und angefragt, wie viel Tausend er haben könnte. Von trockenem Holz habe er noch einen guten Vorrath.

Der Amtsschreiber fand sich eines Sonntags zum Besuch ein. Er scherzte mit Frau von Born und bat sich aus, als Gevatter nicht übergangen zu werden. Wegen der Ziegel gab er die beste Versicherung. Er

wußte viel zu erzählen. Des Obristen von Kalckstein Urtheil sei noch immer nicht publicirt. „Man hat dieser langen Zögerung wegen unterschiedliche Meinung,“ sagte er, die Nasenspitze reibend. „Die einen halten dafür, es werde ihm nicht viel geschehen können, und solle also solche Haft als Strafe vorhergehen. Die andern wieder behaupten, das Urtheil laute allzu scharf und der Herr Kurfürst habe Bedenken, mit einem vom Adel so hart zu verfahren, da er wohl wisse, daß selbst die, so aus unterthänigem Gehorsam das Urtheil gesprochen, doch dessen Vollzug übel notiren würden. Aber das trifft schwerlich zu. Die Zeiten haben sich gar sehr geändert, und der Herr Kurfürst fürchtet die vom Adel nicht mehr. In den Amtsstuben merkt man wohl, wie der Wind weht. Ja — wißt Ihr denn schon, daß der Herr Kurfürst mit seiner zweiten Gemahlin, der Glücksburgerin, nach Königsberg kommen wird? Das giebt dort sicher ein gewaltiges Halloh. Wer dabei sein könnte!“

„Ja, wer dabei sein könnte,“ seufzte Frau Küchler. „Also sie kommen nach Preußen, das ist ja eine sehr beachtenswerthe Neuigkeit.“

Der Kurfürst hatte sich erst kürzlich mit Dorothea von Glücksburg, der jungen Wittwe des Herzogs Christian von Lüneburg, verheirathet.

„Ich wollte, die neue Frau Kurfürstin könnte sich so viel Liebe erwerben, wie die verewigte,“ bemerkte Born. „Die Kurfürstin Luise hat man allgemein des Herrn Kurfürsten guten Engel genannt.“

„Das hat man,“ bestätigte Heineken, „und es sind

auch sonderliche Exempla bekannt, in denen ihr Fürwort Gnade bei dem strengen Herrn Gemahl erwirkt hat.“

„Ich hab's selbst erfahren,“ sagte Frau Barbara. „Sie war sehr gütig und milden Sinnes. Der Herr Kurfürst hat sie gewiß geliebt — und doch schon nach einem kurzen Jahr vergessen.“

„Das sagt nicht, das sagt nicht,“ eiferte der Amtsschreiber. „Bei den hohen Herrschaften aber spricht solches weniger mit. Da ist zu sorgen, daß gehörig Hof gehalten werden kann, der zureisenden Potentaten und der fremden Gesandten wegen und sonst aus allerhand Grund. Seien wir nur froh, daß es eine deutsche Prinzessin ist, die der gnädige Herr heimgeführt hat. Es munkelte schon so etwas, daß er sich am französischen Hofe nach einer Gemahlin habe umsehen lassen, und ist auch schon der Name Montpensier genannt worden. Bedenket wohl: eine Katholikin! Aber aus einem der ältesten Regentenhäuser der Welt. Für den jetzt souveränen Herrn mocht's große Wichtigkeit haben, solche Verbindung einzugehen, die ihm am Rhein den Rücken decken konnte. Staatsraison heißt man dergleichen hohe Rücksicht. Aber es ist nur ein schlecht Gerücht gewesen oder hat sich zerschlagen. Und uns kann's lieb sein. Frau Dorothea ist eine gute Lutheranerin.“

Er verbreitete sich des Weiteren über ihre Eigenschaften, „nach denen Berichten kundiger Personen, so sich im Amt Insterburg haben verlauten lassen,“ und fuhr dann, den Kopf einziehend und plötzlich sehr leise sprechend, fort: „Uebrigens glaub' ich nicht, daß diese gar beschwer=

liche Herbstreise lediglich oder auch nur praecipue auf den Zweck abzielet, die neue Gemahlin den Unterthanen im Herzogthum vorzustellen und gleichsam allergnädigst an's Herz zu legen; vielmehr kann es dem Herrn Kurfürsten nicht gleichgültig sein, was jetzt in Polen geschieht, wo der alte König abgedankt hat und die Wahl des neuen noch aussteht, während des Interregnums aber viel Teufelei von seinen Widersachern getrieben werden kann. Denn man gönnt ihm die Souveränetät nicht und könnte leicht den neuen König verpflichten wollen, das Lehn Preußen zurückzuholen. Darüber würden auch viele hier im Lande gar nicht ungehalten sein, wovon ich jedoch lieber schweige. So mag der Herr Kurfürst wohl gern einen Vorwand nehmen, den Dingen nah zu sein. Auch drückt er so wirksamer auf die Stände, daß sie die geforderten Abgaben bewilligen."

Dieses Thema, über das man sich doch nicht frei von der Leber weg äußern konnte, wurde bald verlassen. Heineken theilte mit, was in der nächsten Umgegend passirt war. In einem Dorfe hatte es schrecklich gebrannt, in einem andern war ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt gekommen, aber bald nach der Geburt gestorben, noch anderswo hat es in einem Keller gespukt, „woraus man ersiehet, daß der Teufel noch immer sein Handwerk treibt". Dann wie beiläufig erwähnte er auch: „In der vorigen Woche kam die verwittwete Frau von Görtzke durch Insterburg, des Herrn Obersten de la Cave Tochter, und ging nach Didlacken, wo sie sich längere Zeit zu verweilen gedenkt."

Barbara ließ das Spinnrad stehen. Die Hände fielen ihr in den Schooß. Sie wurde ganz bleich im Gesicht und richtete die erschreckten Augen auf ihren Mann, wie diese überraschende Nachricht auf ihn wirken würde. Er fühlte das, obschon er zur Erde blickte und sich unwillkürlich noch mehr abkehrte. Es wurde ihm heiß und kalt. Er bemühte sich, jedes Zeichen von Erregtheit zu unterdrücken, und verdächtigte sich der scharfen Beobachterin vielleicht um so mehr. Der Amtsschreiber hatte keine Ahnung davon, daß seine Mittheilung recht wie ein Blitz eingeschlagen hatte, und fuhr fort: „Eine schöne Frau, noch immer eine schöne Frau! Sie hat Augen — rechte französische Augen. Und jetzt die weiße Haut zu dem schwarzen Kleid und schwarzen Schleier . . . Ich hab' einmal ein alt Bild gesehen von einem Niederländer, das war mit den Jahren nachgedunkelt, nur der zarte Fleischton hatte sich nicht verändert; daran mußt' ich immer denken, wenn sie gegen eine dunkle Wand stand oder die Hand auf die Brust legte. An der rechten hat sie übrigens eine häßliche Narbe, die hat sie nicht aus dem Elternhause mitgenommen. Ich kannte sie ja schon, als sie noch so ein klein Dingelchen war. Die Tattern sind auch daran unschuldig, das müßt Ihr ja am besten wissen, Capitän, der Ihr sie aus der Gefangenschaft befreit habt. Ich fragte sie auf dem Schlosse, wo sie sich einen Tag versäumte, und da lächelte sie und streckte den Arm weit fort und sagte: so ist unser Herr Christus gekreuzigt worden, da er sich für der Welt Sünden hingab, und dieses Wundmal trag' ich zu seinem Andenken.

Das war nicht gut verständlich. Aber daß sie viel gelitten hat in ihrer Ehe, das glaub' ich schon gern. Denn der Herr von Görtzke war ein roher Patron, und sie hat ihn nicht gemocht. Es ist ein merkwürdiger Zufall zu nennen, daß derselbe Junker von Röbern ihn zu Fall gebracht hat, der auch Euren Vater ... Aber daran wollt Ihr nicht erinnert sein."

„Wie ich hörte, ist Röbern nach dem Duell entflohen," sagte Born, der sich immer peinlicher gefoltert fühlte und das Gespräch wenigstens von dem Hauptgegenstand ableiten wollte. „Hat man von ihm später etwas erfahren?"

„Etwas ganz Sicheres nicht," antwortete Heineken. „Aber es wird wohl so sein. Er wollte zu Schlittschuhen über Haff nach Frauenburg, scheint jedoch in der Dunkelheit einen von den Rissen nicht bemerkt zu haben, die sich damals querüber zogen und theilweise durch Schneewehen verdeckt waren. Soviel steht fest, daß die Winterfischer am andern Tage eine Pelzkappe gefunden haben, die vorher von ihm getragen sein soll. Auch hat man von ihm selbst weiter nichts vernommen. Wär' übrigens nicht sonderlich schade um ihn; ist immer ein Haselant und Courmacher gewesen, hat aber nichts lernen wollen. Daß er zum Landrath befördert worden, hat er seiner vornehmen Verwandtschaft zu danken gehabt; ihn in ein Amt einzusetzen, hat sich doch der Herr Kurfürst wohl gehütet. Vergeß' es mein Leben lang nicht, wie er bei mir ein Protocoll aufnehmen sollt' und setzte die Schrift auf die linke Seite."

„Er hat doch bei Warschau tapfer gekämpft,“ äußerte Born, scheu zur Seite blickend, wie Barbara sich verhalte. Sie saß noch immer, die Hände im Schooß gefaltet, und starrte in's Weite.

„Ei seht doch, seht,“ rief Heineken, „nun nehmt Ihr seine Partie. Rechnet es ihm wohl auch als ein Verdienst an, daß er den groben Capitän von Görtzke niedergestochen hat, der die arme Frau so viel molestirt haben soll. Hat aber doch viel böses Blut gemacht. Der General-Wachtmeister von Görtzke, Commandeur der Festung Memel, ist bekanntlich sein Vater. Der hat der Frau die Schuld gegeben, wie sie mir selbst erzählte, und sie so verfolgt, daß sie nicht auf dem Gut ihres Mannes bleiben konnte. Nach Pillau zu ihrem Vater und der Stiefmutter, mit der sie sich erzürnt gehabt, hat sie aber auch nicht gewollt. Da hat sie nun der Oberst hierher auf sein Gut Didlacken geschickt, damit sie den Leuten ganz aus den Augen komme. Und da lebt sie nun einsam genug unter den Bauern, hat auch kein anderes Vergnügen, als wilde Pferde zuzureiten, worin sie große Meisterschaft besitzt.“

Barbara stand auf und entfernte sich. Sie war aber noch nicht bis zur Kammerthür gekommen, als sie schwankte und zur Erde niedersank. Frau Küchler, die ihr zunächst war, sprang zu und hob sie auf. Sie war ohnmächtig. Konrad trug sie auf's Bett, kniete vor demselben nieder und küßte unaufhörlich ihre Hände. Sie kam bald wieder zu sich, wendete aber das Gesicht nach der Wand und gab auf alle Fragen keine Antwort.

Heineken war sehr erschreckt. „Ei, ei, ei," mäckerte er, „was wird das werden? Sie hat eine allzu zarte Constitution. Ihr könnt sie nicht genug schonen." Er fuhr sogleich ab, obgleich das Wetter schlecht geworden war und der Regen gegen die Fenster peitschte. —

Seit diesem Tage hatte Frau Barbara keine ruhige Minute mehr. Alle Bemühungen Konrad's waren vergeblich gewesen. Seine zärtlichsten Vorstellungen, daß sich ja nichts geändert habe und Blanche ihr ebenso unschädlich eine als hundert Meilen entfernt leben könne, fruchteten nichts. „Sie ist Deinetwegen gekommen," sagte sie immer. Es setzte sich bei ihr die krankhafte Einbildung fest, Blanche müsse einmal unversehens eintreten. Bei jedem Geräusch draußen im Flur schreckte sie auf; wenn ein Schatten am Fenster vorbeihuschte, sah sie ängstlich hin. Sie verriegelte gern die Thüren, was früher nie ihre Gewohnheit gewesen. Konrad blieb zu Hause, so viel er konnte. Nahm er seinen Hut, um auf den Wirthschaftshof hinauszugehen, wo man dringend seiner bedurfte, so wurde sie von einem nervösen Zittern befallen, das zunahm, bis er zurückkehrte. Er hielt sich dann möglichst an Stellen auf, wo er vom Fenster aus beobachtet werden konnte. Aber sie sah absichtlich nicht hinaus, als schämte sie sich ihres Argwohns. Mußte er auf's Feld, so schien ihr die Zeit ewig lang zu werden. Kehrte er zurück, so fragte sie ihn: „Bist Du mit ihr zusammengetroffen? Sie ritt einen Rappen, nicht wahr?" Ein andermal war es ein Brauner oder ein Schimmel. Es freute sie, wenn er's verneinte. „Ich weiß, Du kannst

nicht die Unwahrheit sprechen," sagte sie. „Und warum auch? Du kannst ja doch nicht hindern, daß sie Dir in den Weg tritt — wenn sie's will."

Sie wurde ganz wie eine Kranke behandelt, und meist wußte sie's auch selbst, daß sie's sei. „Duldet mich," bat sie, „es wird vorübergehen. Wenn man immer solche Bilder vor Augen hat . . ." Manchmal legte sie Konrad's Hand auf ihr Herz. „Nicht wahr, es schlägt ganz ruhig?" fragte sie. „Wie sollte es auch nicht? Du bist so gut!" Sah sie ihn aber nicht, so stellte sich die Beängstigung gleich wieder ein.

Heimlich erkundigte sie sich bei den Arbeitern, die zugewandert kamen, um einen Drescherlohn zu verdienen, ob sie der gnädigen Frau aus Didlacken begegnet wären und was sie dort treibe. Von einem, der aus der Gegend zu Hause war, erhielt sie die Auskunft, sie gehe immer schwarz gekleidet und erweise den armen Leuten viel Wohlthaten. Man sei ihr deshalb sehr ergeben.

Daß sie ganz schwarz gekleidet gehe, hatte auch Heineken erzählt, und daß sie sehr schön sei und so eigene Augen habe — französische Augen hatte er gesagt. Darüber zerbrach sie sich nun den Kopf, was das für Augen wären. Und immer brennender wurde in ihr der Wunsch, Blanche nur einmal zu sehen. Sie schalt sich Anfangs selbst wegen solcher Neugier, aber wie sie sich auch dagegen sträubte, ihre Gedanken richteten sich immer auf denselben Punkt. Sie versuchte sich ein Bild von Blanche zu gestalten, aber es wechselte immer Form und Farbe. Sie träumte es und konnte es am Morgen

nicht mehr festhalten. Sie nannte sich selbst eine Närrin, weil sie solchem Trug nachsinne, und konnte sich doch mit aller Vernunft nicht davon losringen. Wenn nur ihr Verlangen erfüllt werde, meinte sie, so würde sie ganz ruhig werden. Und zuletzt ward es ihr zur Gewißheit, daß sie Blanche sehen müsse, es geschehe, wie es wolle.

Davon durfte Frau Maria nichts erfahren und noch weniger Konrad. Mit aller Heimlichket betrieb sie ihren Plan. Die Mägde hatten ihre Kleider in einem Verschlage unter der Bodentreppe hängen. Davon nahm sie, was ihr irgend passend schien, und versteckte es unter ihrem Bett. Nun wartete sie die günstige Zeit ab, in der sie unbemerkt ihr Vorhaben ausführen könnte.

Der späte October hatte einige schöne Tage gebracht. Born meinte sie benutzen zu müssen, um einen Vorrath von Getreide nach Insterburg zu schaffen. Seine eigene Anwesenheit dort war dringend erforderlich, da die Losung zu Zahlungen verwandt werden mußte. Davon hatte er wiederholt gesprochen, um Barbara vorzubereiten, und sie redete ihm nun selbst zu, das gute Wetter zu benutzen. Dazu entschloß er sich denn auch. Früh vor Tage fuhr er ab und hoffte, bald nach Mittag wieder zurück sein zu können.

Barbara war beim Frühstück mit Frau Maria zusammen in der großen Stube. Sie freute sich über den hellen Schein, den die aufsteigende Sonne über die Dielen warf. „Es war vielleicht der letzte schöne Tag," sagte die Muhme, „in Westen steigt ein dichtes Gewölk auf.

Gut, daß Born gefahren ist." Barbara zog sich dann in die Schlafkammer zurück, wie sie's auch sonst zu thun pflegte. Frau Küchler glaubte zu hören, daß sie den Riegel vorschob. Sie ging nun ihren Geschäften in der Wirthschaft nach.

Barbara legte sich aber diesmal nicht auf's Bett, sondern zog die von den Mägden zusammengebrachten alten Kleider an, wickelte ein großes Wollentuch so dicht um den Kopf, daß nur für die Augen ein Durchblick frei blieb, nahm einen Korb an den Arm und schlich zur Hausthür hinaus am Hause hin und durch eine kleine Pforte auf den Feldweg hinaus. Sie war von Niemand bemerkt worden, nur der Lieblingshund ihres Mannes, die alte Diana war's, die das Gnadenbrod aß, nachdem er sie aus der Pflege Nathanael's wieder an sich und auf's Land mitgenommen, folgte ihr mit steifen Beinen. Sie bemerkte es erst, als sie schon auf freiem Felde war, und versuchte nicht einmal, das Thier zurückzutreiben. Dieser Begleiter konnte sie nicht verrathen.

Der Weg war ihr nur seiner allgemeinen Richtung nach bekannt. Nachdem sie eine gute Stunde vorwärts gegangen war, so eilig es ihre Kräfte erlaubten, traf sie Leute, die sie anzusprechen wagte. Nun ergab sich, daß sie seitab gekommen war und noch eine Stunde bis zur großen Landstraße hätte; dann sei's bis Didlacken nicht mehr sehr weit. Sie möge den Richtsteig durch den Wald nehmen. Das that sie denn auch. Aber aus der einen Stunde wurden mehr als zwei, bis sie die Gebäude des Gutes vor sich sah. Völlig erschöpft langte sie dort an.

Sie sei eine arme Bäuerin, sagte sie, und wolle die gnädige Frau um eine milde Gabe anflehen. Man ließ sie zu derselben ein. Ihre Kniee zitterten, als sie über die Schwelle trat, aber die Hoffnung, nun endlich ihren sehnlichsten Wunsch befriedigt zu sehen, verlieh ihr neue Kraft.

Und da saß nun Blanche in der Nähe des halbverhängten Fensters vor einem kleinen Pult, auf dem ein Gebetbuch aufgeschlagen lag. Sie hatte darin, vorgebeugt, gelesen, indem sie das Buch mit den aufgelegten Armen gleichsam umfaßte und die Hände oberhalb desselben faltete — schmale, weiße, ungemein zierliche Hände. Die dunkeln Ringellocken hingen bis auf das Blatt und ließen von dem Gesicht nur einen blendend hellen Streifen der Stirn, die langen Augenwimper und die feine Biegung der Nase erkennen. Nun aber sah sie auf und zur Seite; die großen schwarzen Augen richteten sich forschend auf die Eintretende. Sie strich die Locken hinter das kleine Ohr zurück und lehnte sich gegen das gelblederne hohe Polster des Sessels. „Wer seid Ihr,“ fragte sie mit weicher, wie Musik klingender Stimme, „und was ist Euer Begehr?“

Barbara war wie gebannt nahe der Thür stehen geblieben und starrte aus ihrem Kopftuch auf Blanche wie auf eine überirdische Erscheinung hin. Sie verstand die Worte kaum und dachte nicht daran zu antworten. Ja, sie war schön, wunderbar schön, die gefürchtete und doch ersehnte Gegnerin! Ganz anders, als sie sich dieselbe im Wachen und Träumen vorgestellt hatte, aber noch

viel bezaubernder. Kein Maler hätte so fein die Farben mischen können, um diesen zarten Ton der Haut, diesen seidenen Glanz des Haares, dieses flimmernde Leuchten des Auges zu treffen, und die Phantasie war noch ungeschickter gewesen. Sie hatte alle vorgestellte Schönheit vergröbert, in's Kühne und Wilde umgebildet, und nun bot die Wirklichkeit ein Bild von so eigen vergeistigter Lieblichkeit und Zierlichkeit, daß die Fremdheit des Eindrucks nur langsam überwunden werden konnte. Nur immer wiederholte sich der eine Gedanke: sie ist schön — ja, sie ist schön!

Blanche stand auf und näherte sich ihr. Die Figur war mittelgroß und von jener schlanken Fülle, die auch ein weibliches Auge entzücken konnte. Sie lächelte freundlich und nun zeigte der Mund mit den schmalen Lippen auch die schönsten Zähne. „Was ist Euer Begehr?“ fragte sie nochmals. „Sprecht ohne Scheu. Kann ich Euch helfen, so geschieht's gern. Ich möchte allen Menschen helfen, aber ich habe selbst wenig — und bin vielleicht ärmer an Trost als Ihr.“

Das letzte sagte sie den Kopf senkend mit traurigem Ton. Es ging Barbara zu Herzen. „Ich wollt' Euch eine Geschichte erzählen, wie unglücklich mir's ergangen ist,“ sagte sie, oft stockend, „und eine milde Gabe erbitten. Aber ich erkenne nun wohl, daß ich nicht lügen kann. Wisset denn, daß ich nur hierher gekommen bin, die Frau mit Augen zu sehen, die von den armen Leuten als eine Wohlthäterin gerühmt wird. Das ist mir nun geworden, und so lebt wohl.“

„Ihr sprecht nicht wie eine Bäuerin," bemerkte Blanche sehr verwundert. „Von wo kommt Ihr — und wer seid Ihr?"

„Fragt danach nicht," bat Barbara, sich abkehrend. „Ich habe bessere Tage gesehen. Diese Kleider . . . Aber ich sage Euch ja: ich kann nicht lügen und die Wahrheit bin ich Euch nicht schuldig. O — mein Gott!"

Sie fühlte, daß die Kräfte sie verließen. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Sie griff nach der Wand und stützte sich daran. Blanche erkannte ihren Zustand. Sie schob ihr einen Sessel hin und sagte: „So setzt Euch doch — Ihr scheint weit gegangen zu sein. Was konnte Euch daran liegen, eine unglückliche Frau zu sehen, von der Ihr nichts zu erbitten hattet? Das alles ist sehr sonderbar."

Barbara hatte sich niedergelassen. Sie wand sich wie in Schmerzen und wimmerte leise: „Ach, was hab' ich gethan?" Blanche, der die Fremde unheimlich wurde, rief eine Magd herbei. Man solle der Kranken eine Erfrischung reichen und ein Lager anweisen, nach einer Weile wolle sie sich erkundigen, wie es ihr gehe. Barbara ließ sich hinausführen. Im Flur aber machte sie sich los. „Ich muß fort — ich muß fort," sagte sie, „laßt mich gehen." Die Magd zuckte die Achseln. „Wie Ihr wollt." Die sei nicht ganz richtig im Kopf, meinte sie.

Barbara schleppte sich bis auf die Landstraße hinaus. Dort setzte sie sich auf einen Stein unter einem Weidenbaum, dessen gelbe Blätter rings herum lagen. Sie mußte ausruhen. Es stand ihr plötzlich ganz deutlich

vor Augen, welcher Gefahr sie sich ausgesetzt hatte; die ganze Unsinnigkeit ihres Beginnens war ihr klar geworden. Sie konnte nicht begreifen, wie sie diesem Zwange habe nachgeben müssen. Wenn Blanche ihr nachforschte — wenn sie erfuhr, wer sie sei . . . wenn man sie zu Hause vermißte . . . wenn Konrad . . . Und um was, um was?

Es hatte sich ein starker Wind erhoben. Er peitschte die Aeste der Weide und jagte die letzten dürren Blätter herunter. Das finstere Gewölk hatte längst die Sonne erreicht und schüttete in der Ferne über dem Walde dichte, wie graue Fäden hinabhängende Regenschauer aus. Barbara mußte ihnen entgegen. Sie überlegte, daß sie wieder drei Stunden zu gehen haben würde und schauerte. Aber zurück in jenes Haus durfte sie nicht. Sie raffte sich auf und setzte ihren Weg fort. Lieber wollte sie an einem geschützteren Ort nochmals ruhen.

In der Nähe des Waldes suchte sie die Stelle, wo der Richtsteig in die Landstraße eingemündet hatte. Es war ihr nun alles fremd. Endlich glaubte sie ihn gefunden zu haben. Es beruhigte sie jetzt nicht wenig, daß sie den Hund bei sich hatte — doch ein lebendes Wesen. Im Walde war's trotz der Tageszeit so dunkel, daß ihr müder Fuß wiederholt gegen Wurzeln und Steine stieß. Sie wußte nicht, ob sie sich noch auf einem betretenen Pfade befand. Der Hund schnupperte immer vor ihr her: sie ergab sich ganz dessen Leitung. Aber bald konnte sie nicht weiter; ein Krampf warf sie auf's Moos nieder. Sie mußte erst wieder einige Kraft sammeln.

Eine halbe Stunde mochte sie gelegen haben, als der Regen in dichten Tropfen niederprasselte. Aechzend erhob sich Barbara wieder. Sie wählte aus dem Fallholz einen Ast, auf den sie sich stützen könnte. Der Wald lichtete sich, aber das Thürmchen von Barbarischken war nirgends zu sehen, auch kein Haus weit und breit. Ueber die Waldwiese tobte der Wind. Der Hund schien ängstlicher den Weg zu suchen. Er führte die Herrin wieder in den Wald hinein. Ihre Brust keuchte; sie hatte gar keine Gedanken mehr, nur ein namenloses Angstgefühl. Mit letzter Anstrengung durchschritt sie noch eine Lichtung. Dann brach sie unter einer Eiche zusammen, lehnte sich gegen den Stamm und ergab sich ihrem Schicksal.

Der Hund winselte und kläffte zu ihren Füßen. Sie hörte ihn nicht mehr. Eine tiefe Ohnmacht war über sie gekommen.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Küchler hatte sich, als sie aus der Küche in die Stube zurückkehrte, gewundert, daß Barbara sich so lange in der Kammer aufhielt. Sie setzte sich an den Spinnrocken, stand aber nach einer Weile auf und klopfte an die Thür, die ihrer Meinung nach verriegelt war. Da sie keine Antwort erhielt, glaubte sie, daß Barbara schlafe. Als aber noch eine gute Stunde verging, ohne daß sie sich rührte, hielt sie's doch für nöthig, näher nachzuforschen. Wieder war ihr Klopfen vergeblich. Nun zog sie die Klinke der Thür. Dieselbe öffnete sich ohne Widerstand.

Das Bett war leer. Auf demselben lagen nur die

Kleider der Frau in Unordnung. Sie schaute sich in der ganzen Kammer um — keine Spur von Barbara. Das Fenster war geschlossen. Es blieb ihr ein Räthsel, was vorgegangen sein konnte.

Sie fragte im Hause nach. Niemand hatte die Frau bemerkt. Die Nachsuchung in allen Kammern und Winkeln brachte kein Ergebniß. Auch die Hofleute wußten nichts. Nur der Pferdejunge, der Grummet von der Wiese nach dem Stall brachte, hatte eine Weibsperson, ganz in ein Tuch gehüllt, aus dem Hause kommen sehen. Das könne aber die gnädige Frau nicht gewesen sein.

Frau Küchler wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Wenn Barbara Haus und Hof verlassen hatte, so war ganz unberechenbar, wohin sie sich gewandt haben konnte. Sie schickte zwar Leute nach ihr aus, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Eine von den Mägden, die sich gegen das aufziehende Unwetter besser schützen wollte, vermißte einige ihrer alten Kleidungsstücke. Die gnädige Frau konnte sie genommen und an Stelle der eigenen angezogen haben. Auch fehlte ein großes Tuch. Das half aber nicht auf die Spur. Frau Küchler hielt es endlich am gerathensten, Born den Kämmerer zu Pferde entgegenzuschicken.

Darüber war längere Zeit vergangen. Der Kämmerer traf die Fuhre auf der Landstraße nicht weit von der Stadt. Unterwegs hatte er sich nach allen Seiten umgeschaut, aber die Frau nicht entdecken können. Nun berichtete er seinem Herrn, was geschehen war, auch daß sie wahrscheinlich den Hund mitgenommen habe. Born

hörte ihm mit ganz entsetztem Gesicht zu. „Gieb mir Dein Pferd,“ rief er, als er ein wenig zu sich gekommen war, „und Ihr fahrt mitten durch den Wald nach Hause zurück.“ Er sprang auf und jagte davon.

Eine Weile völlig ziellos. Aber so unruhig sein Herz schlug, so arbeitete doch sein Kopf, irgend eine denkbare Möglichkeit aufzuspüren, die auf die Spur leiten könnte. Es kam ihm der Gedanke, Barbara könnte sich in ihrer unglücklichen Stimmung ein Leid angethan haben. Aber er verwarf ihn gleich wieder. Bei ihrem religiösen Sinn hätte sie nicht unbedacht gelassen, daß sie nicht über ihr Leben allein verfügte. Auch hätte der Hund sich wieder zu Hause eingefunden. Und weshalb dann auch die Verkleidung? Die Verkleidung — die Verkleidung ... Welchen Zweck konnte sie gehabt haben? Nur bei diesem Punkt ließ sich ansetzen. Es mußte eine Verbindung mit der krankhaften Vorstellung gesucht werden, die sie quälte und zu unbegreiflichen Entschlüssen bestimmen konnte. Blanche ... Sicher war ihre Person mit im Spiel. Wenn Barbara sie fürchtete — vielleicht heimlich haßte ... wenn sie etwas Feindliches gegen sie ... Ah! Das leuchtete in seinem Hirn wie ein Blitz auf. Oder wenn sie geargwohnt hätte, er würde die Reise nach Insterburg vorschieben, um mit Blanche ... und aus Eifersucht ... So oder so, bei Blanche mußte angefragt werden.

Er befand sich auf der Straße nach Didlacken. Dorthin! Er spornte sein Pferd, daß es in rasender Eile weiterjagte gegen Sturm und Regen. Auf dem

Hof sprang er ab, warf den Zügel einem Knecht zu, fragte im Hause nach Frau von Görtzke und trat, ohne die Anmeldung abzuwarten, in deren Zimmer.

Er sah ganz verstört aus. Blanche war sehr erschrocken. „Capitän —" rief sie, „was ist geschehen? Ihr kommt zu mir . . .?"

„Barbara . . ." stammelte er. „Habt Ihr Barbara gesehen?"

Sie stutzte. „Barbara —? Eure Liebste? Wie soll ich —?"

„Sie war nicht hier?"

„Nicht daß ich wüßte. Eine Frau allerdings —"

„Eine Frau? In was für Kleidern?"

„In denen einer armen Bäuerin."

„Ja — ja! Das trifft zu. Und was wollte sie?"

„Es ist närrisch zu sagen —: mich einmal sehen."

„Euch sehen! Sie nannte sich?"

„Nein."

„Wo blieb sie?"

„Ich weiß es nicht. Sie wurde krank — meine Magd nahm sie unter ihre Obhut — sie hat sich aber ohne Aufenthalt aus dem Hause entfernt."

„Und wohin —?"

„Ich weiß es nicht."

„Und nur Euch sehen wollte sie?"

„Nur das. Diese Frau war . . .?"

„Fragt nicht, fragt nicht. Lebt wohl!"

Fragen und Antworten hatten einander überhastet.

Born eilte fort, schwang sich wieder auf's Pferd, jagte davon.

Blanche sah ihm zitternd durch's Fenster nach. „Barbara . . .“ bebten ihre Lippen, „das war Barbara.“

Nun blieb Born nichts weiter übrig, als auf dem geradesten Wege nach Hause zu reiten. Vielleicht daß inzwischen die arme Frau dort wieder angelangt war. Er ritt durch den Wald ohne Weg und Steg. Die dürren Aeste zerrissen ihm Gesicht und Hände; er achtete nicht darauf. Da plötzlich war's ihm, als ob er durch das Heulen des Windes und das Prasseln des Regens Hundegebell vernahm. Er ritt ihm nach, rief — mehrmals vergeblich. Nun aber rasselte es im Unterholz. Er erkannte seine Diana. Das Thier schien wieder jung geworden zu sein, sprang wie toll am Pferde auf, kläffte mit heiserer Stimme, lief voran, kehrte wieder um, wiederholte seine Sprünge, überschlug sich und fiel todt zu Boden nieder.

Aber dort, unter der Eiche, lag auch seine Herrin. Der Hund hatte ihr den letzten treuen Dienst gethan. Sie lebte, war wach, wimmerte leise. Ihm die Arme entgegenstreckend, sagte sie: „Verzeih', Konrad, verzeih'! Es war ein wahnsinniges Gelüste — aber ich konnte nicht widerstehen.“ Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie. Ihr Zustand war der kläglichste. Sie war völlig durchnäßt und von der Kälte erstarrt. „Armes — armes Weib,“ beklagte er sie. „Gott wolle weiteres Unheil abwenden.“

„Es ist mein Tod,“ flüsterte sie, „aber ich habe

Blanche gesehen. Sie ist sehr schön und sehr gütig — und sie leidet, wie Du."

Er suchte sie aufzurichten. „O, sprich nicht von ihr," bat er. „Alles, wofür ich lebe, halte ich in meinen Armen. Nimm mir das nicht!"

Barbara schmiegte sich an ihn. Seine liebevollen Worte thaten ihr wohl. Sie konnte nicht stehen, ohne daß er sie hielt. Die Glieder waren ihr so steif, daß ihr die wenigen Schritte bis zum Pferde schwer wurden. Er bemühte sich, sie hinaufzuheben. Es gelang endlich. Aber obschon er sie beständig umfaßt hielt, glitt sie schon nach einer kurzen Strecke vom Sattel hinab.

Er schnallte ihn ab und ließ ihn im Walde. Aber die lose Decke bot ihr nicht besseren Halt. Die stoßende und oft stolpernde Bewegung des Pferdes verursachte ihr unsägliche Schmerzen. Konrad erkannte bald, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

„So geht's nicht weiter," sagte er. Er streifte den Zügel des Pferdes über den Arm, so daß es folgen mußte, und trug sie. „Es ist nicht mehr weit bis nach Hause," versicherte er sie, da sie ihm wehren wollte. „Hänge Dich nur an meinen Hals, so wird mir's leichter auszudauern."

Die Gefahr gab ihm Riesenkraft. Aber die Last war zu unbequem, er keuchte bald und mußte sie absetzen, um seine Lungen zu beruhigen. Immer wieder nahm er sie auf. Endlich wurde das Thürmchen von Barbarischken sichtbar. Und da kamen ihnen auch Leute entgegen, die der Kämmerer ausgeschickt hatte. Nun

wartete Konrad, bis sie ihm Beistand leisten konnten. Zwei und zwei bildeten aus ihren Armen eine Trage. So erreichte man bald den Hof.

„Verschonet sie mit allen Vorwürfen,“ zischelte Konrad Frau Küchler zu, die sie mit Händeringen und lautem Lamento empfing. Barbara wurde entkleidet, in das erwärmte Bett gebracht, mit wollenen Tüchern gerieben. Sie fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst in der Nacht erwachte. Konrad saß an ihrem Bett. „Du guter — guter Mann,“ sagte sie leise und wiederholte die Worte noch oft. Einmal setzte sie auch hinzu: „Ich weiß es jetzt, Du hast mich doch lieb gehabt.“

Am andern Tage gab sie einem Mägdlein das Leben. Das Kind war ganz gesund. Als man es ihr in den Arm legte, sagte sie zu Konrad: „Nimm das für mich.“

„Ich behalte euch Beide,“ rief er überselig.

Sie schüttelte den Kopf. Da er sich aber niederbeugte, sie zu küssen, seufzte sie recht schmerzlich: „Daß es nicht sein kann! Aber es ist gewiß gut so — für mich und für Dich.“

Drei Tage darauf lag sie im heftigsten Fieber. Der Stadtarzt wurde geholt, versuchte seine Gegenmittel vergebens, fuhr ab und kam nochmals wieder, um zu constatiren, daß der Zustand der Kranken sich verschlechtert habe.

Das dritte Mal begleitete ihn Heineken.

Er ließ Born hinausbitten. „Ich muß es Euch doch mittheilen,“ sagte er ängstlich, da er sein verstörtes

Gesicht bemerkte. „Es ist ein Schreiben aus Königsberg angelangt — vom Herrn Kurfürsten — er will Euch sehen und sprechen — wegen des Memorials . . .“

Born starrte ihn an, als ob er ihn gar nicht verstünde. Heineken wiederholte seine Meldung noch ängstlicher. „Mein Gott — was ist geschehen?“ fragte er, als Born plötzlich in Thränen ausbrach.

„Und wenn der römische Kaiser selbst mich forderte,“ schluchzte der arme Mensch, „ich könnt' ihm jetzt nicht zu Diensten sein!“

Er faßte die zitternde Hand des Amtsschreibers und führte ihn durch die Stube in die Schlafkammer.

Da lag auf dem Bett eine Todte, und auf Frau Küchler's Arm wimmerte ein Kindlein kläglich.

Er nahm es ihr ab und drückte es an sein vergrämtes Gesicht. „Das ist nun mein Ein und Alles.“

Neuntes Capitel.

Treuer Dienste Lohn.

Der Kurfürst residirte im Schloß zu Königsberg.

Er hatte sich diesmal auf längeres Bleiben eingerichtet. Den ganzen Winter über wollte er hier Hof halten. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Königswahl in Polen einen raschen Fortgang haben werde. Zu widerstreitend zeigten sich schon jetzt die Interessen der Parteien und der auswärtigen Mächte, die für ihre Throncandidaten mit allen Mitteln warben. Keinem lag so sehr daran, als ihm, daß mindestens kein entschiedener Gegner seiner Politik an die Spitze der Republik gelangte. Es gab genug unruhige Köpfe hüben und drüben, die nur auf einen mächtigen Führer warteten, um alle seine Erfolge wieder in Frage zu stellen. Es war sein Glück, daß man sich nicht einigte; aber auch von der Anarchie drohte Gefahr. Die Verträge bedurften beim Wechsel der Dynastie einer neuen Bestätigung. Nur wenn man ihn

bereit sah, im Nothfall nochmals das Schwert in die Wage zu werfen, konnte er, wer immer den Wahlsieg davontragen mochte, auf williges Entgegenkommen rechnen.

Er war nicht mehr der Fürst, der über die Grenzen seiner Macht mit den Ständen paktirte. Als ein souveräner Herr kam er zu seinen Unterthanen. Die ganze Art seines Auftretens sprach dies deutlich aus. Der vertrauliche Ton, in dem er vor der Huldigung trotz aller Selbstbewußtheit noch oft mit seinen Oberräthen zu verhandeln pflegte, war ganz verschwunden.

Er befahl, wenn es sein konnte, mit Freundlichkeit, aber er befahl und litt keinen Widerspruch. Er hatte wieder seine Märkischen Räthe mitgebracht und machte zwischen Brandenburgischen und Preußischen Angelegenheiten wenig Unterschied. Man sollte sich daran gewöhnen, Brandenburg-Preußen als ein Corpus zu denken; in ihm sollten die Glieder unzertrennlich zusammenwachsen. Schon in seiner Haltung war das Gefühl majestätischer Würde sicher ausgeprägt. Wer sich ihm nahte, wußte sogleich, daß der Abstand unermeßlich geworden war. Er empfing die Huldigungen des Adels mit der Gleichgültigkeit, die auch dem Vornehmsten keinen Zweifel lassen sollte, daß er nur das Gebührende that. Auch wer sich innerlich darüber ärgerte — und viele hatten die frühere mehr leutselige Art des Verkehrs noch gut im Gedächtniß — betonte doch laut seine Unterthänigkeit. Am leichtesten fand sich noch Kalnein mit der Nothwendigkeit ab, ein anderes Register aufzuziehen. Er war lange genug in Paris gewesen, um die höfische Manier zu kennen, und

handhabte deren Formen mit viel Geschick und gutem Anstand. Er widmete sich voll chevaleresker Aufmerksamkeit der jungen Kurfürstin und täuschte sich nicht darin, für solchen Dienst auch die Anerkennung seines allergnädigsten Herrn zu finden.

Der Kurfürst ließ sich jetzt selten ohne ein große Perrücke blicken. Sie gab seinem scharfgeschnittenen Gesicht ein martialisches Ansehen. Auf seiner Stirn saß eine Zornfalte fest; die buschigen Augenbrauen senkten sich gegen die Adlernase hin; von der kurzen Oberlippe standen die beiden Spitzen des kleinen Bärtchens auf, die kräftigen Lippen schoben sich vor, das breite Kinn drückte sich energisch gegen die Halsbinde. Wer von einem Blick seines Auges getroffen wurde, neigte unwillkürlich tief das Haupt.

Auch die Kurfürstin Dorothea schien sich in seiner Nähe selten ganz frei von einer beklemmenden Empfindung ehrfurchtsvoller Scheu zu fühlen. Der hohe Gemahl behandelte sie immer sehr ritterlich und mit Courtoisie. Aber ein herzlicheres Verhältniß trat nicht zu Tage. Wer ihn mit seiner Luise freundschaftlich verkehren gesehen hatte, mußte sich sagen, daß Dorothea ihm ihre Stelle nicht ersetzt haben konnte. Die Frau Kurfürstin selbst hatte etwas Gemessenes, Kühles, Abweisendes in ihrem Benehmen. Stets war sie die hochgeborene Fürstin, deren gnädige Herablassung gewürdigt werden sollte. Absichtlich schien sie jeden Vergleich mit ihrer Vorgängerin ausschließen zu wollen. Die Zeiten waren andere geworden und die Menschen auch.

Gleich nach seiner Ankunft beschäftigte der Kurfürst sich mit der Kalckstein'schen Angelegenheit. Man suchte ihn durch die Kurfürstin milder zu stimmen und bewog sie unschwer zu einer Fürsprache, da sie wohl einsah, daß sie sich den gesammten Adel durch das Eintreten für eines seiner Häupter verbinden würde. Auch durfte sie diesmal auf ein gütiges Entgegenkommen ihres Gemahls rechnen, der wünschen mußte, die Gelegenheit zu erhalten, den Unterthanen im Herzogthum gerade durch sie einen ersten Huldbeweis zu geben und so ihre landesmütterliche Autorität zu stärken. Dem Oberst Kalckstein wurde denn auch zwar das von den Commissarien gefällte Urtheil publicirt, aber auf höchsten Befehl zugleich zu erkennen gegeben, daß der Herr Kurfürst „sowohl aus angeborener Gnade, als auch auf Fürbitte der Kurfürstin und Intercession der Preußischen Oberräthe und anderer Kurfürstlicher Minister" sich bewogen gefühlt habe, die Strafe auf die Erlegung von zehntausend Thalern und Abtretung der Elchjagd auf den Knauten'schen Gütern „zu moderiren".

Kalckstein lag krank an der Gicht in seinem Gefängniß. Er hatte erfahren, daß der Kurfürst nach Preußen gekommen war, und zuversichtlich auf völlige Begnadigung gerechnet, da die Publication so lange verschoben war. Nun traf ihn dies wie ein Donnerschlag. Zehntausend Thaler waren eine unerschwingliche Summe. Der Kurfürst wolle ihn gänzlich ruiniren, sagte er seiner Frau, die zu ihm geeilt war, mit großer Bitterkeit. „Er weiß, daß ich das Geld nicht aufbringen kann. So ist seine Gnade nur Schein. Nie werde ich die Freiheit wieder

erlangen, wenn diese Bedingung bestehen bleibt. Wenn ich meine Güter verkaufen wollte, wer nähme mir sie ab und könnte einen solchen Betrag baar zahlen? Nein! lieber mag ich selbst in diesem feuchten Loch zu Grunde gehen, als daß meine Kinder Bettler werden."

Sie wußte, wie sehr er Recht hatte. Nur um ihn augenblicklich zu trösten, versprach sie Nachfrage zu halten, ob sich Jemand bewegen lassen wolle ihn auszulösen. Er verbot ihr mit aller Strenge, in dieser Richtung Schritte zu thun. Seine Kinder sollten ihm dereinst nicht nachsagen dürfen, daß er mehr an sich als an sie gedacht und seine Freiheit gegen so unwürdige Bedingungen erkauft habe. Es empörte ihn besonders, daß der Kurfürst auch die Abtretung der hohen Jagd forderte. „Das ist ein Schimpf, der dem Edelmann gilt," sagte er. „Verkleinern will der Kurfürst mich vor meinen Standesgenossen. Aufgeben soll ich, was meine Voreltern in Ehren besessen haben; auf meinem eigenen Grund und Boden soll ich nicht ein freier Herr sein; seinen Wildnißbereiter setzt er über mich. Mag er mir lieber den Kopf abschlagen lassen, so hat's ein Ende!"

Frau Marie Elisabeth that doch, was sie für ihre Frauen- und Mutterpflicht hielt. Sie sprach mit einem reichen Mälzenbräuer im Löbnicht Namens Feyerabend, der bereits früher tausend Thaler vorgeschossen hatte. Er war aber schon dieses Darlehns wegen besorgt und wollte sich auf nichts weiter einlassen. Die Güter seien schon durch die Erbabfindungen schwer belastet; wer sein Kapital daran wage, riskire selbst die Zinsen. „Die

Herren vom Adel können sich ja doch nicht einschränken, wie wir Bürgerliche," meinte er. „Da heißt's nicht: was nehmen wir ein und wie leben wir danach? Sondern erst leben wir standesgemäß und dann sehen wir uns um, wo's herkommt. Ich will's nicht tadeln, weil es mich nichts angeht — es liegt einmal so in der adligen Lebensart. Aber ich sag's der gnädigen Frau unverhohlen: die Güter bringen das nicht ein und ich lasse deshalb meine Hand davon. Glaub' auch nicht, daß sich ein anderer verständiger Mann zu solchem Handel findet." Es leuchtete auch die Furcht durch, sich dem Herrn Kurfürsten mißliebig zu machen.

Sie wendete sich nun an den Oberburggrafen. Ihr Vater war lange mit ihm zusammen im Amt gewesen; er konnte die Tochter eines alten Collegen nicht im Stich lassen. Sie kannte ihn ja auch von Kindesbeinen an und wußte, daß er, wie schmiegsam er sich auch den Verhältnissen anzubequemen wußte, doch im Herzen noch immer auf Seiten der Standesgenossen verblieb und das Ansehen des Adels nicht geschmälert wünschte. Gerade er, der dem Kurfürsten in der Commission bewiesen hatte, wie er nach strengster Gerechtigkeit zu verfahren geneigt war, sollte nun wohl auch zur Billigkeit mahnen dürfen. Sie mußte sich doch überzeugen, daß selbst er in seinem hohen Amt es für bedenklich hielt, für den schon einmal Begnadigten nochmals das Wort zu ergreifen. „Euer Mann hat leider nie gelernt, der Zeiten Wechsel gebührend Rechnung zu tragen. Hätte sich wohl denken können, daß die Souveränetät ein Blümchen Rühr-mich-nicht-an

sei, hat aber wie ein rechter Poltron in Polen und Preußen mit großen Reden dagegen angestürmt. Wir wissen alle, daß die Untersuchung nur einen kleinen Theil davon an's Licht gebracht hat. Widersprecht dem nicht — Ihr kennt seine Gesinnung so gut wie ich. Es ist möglich, daß er sich so Schlimmes dabei nicht gedacht hat, aber wer steht dem Herrn Kurfürsten dafür, daß er nicht das alte Spiel gleich wieder beginnt, wenn ihn nicht der nachdrückliche Verlust bei Besinnung hält? Er hat's nicht in seiner Art, sich mäßigen zu können. Von dem Verzicht auf die hohe Jagd läßt der Herr Kurfürst auch auf keinen Fall ab. Er hält dafür, daß der Adel sie sich ohne Recht angemaßt habe, und nimmt gern die Gelegenheit wahr, sie wieder an die Herrschaft zurückzubringen. Disputiren wir nicht darüber — ich weiß, wie die Dinge stehen. Der General hat's auch seiner Zeit zu arg getrieben."

Endlich ließ er sich doch durch vieles Bitten bewegen, der Sache näher zu treten. Er sah selbst ein, daß Kalckstein eine so hohe Summe nicht aufbringen könne. Es mußte dem Ansehen des Kurfürsten schaden, wenn er dem Mann, dem er doch die Gefängnißstrafe in Gnaden erlassen hatte, eine unerschwingliche Bedingung zur Erlangung der Freiheit auflegte. „Wir müssen versuchen, die Frau Kurfürstin zu gewinnen," äußerte er sich, noch immer sehr vorsichtig, aber doch freundlicher. „Ich kann freilich dazu nicht mehr thun, als daß ich die hohe Frau geneigt stimme, Euch anzuhören. Wollt Ihr Euch demüthigen und vor ihr einen Fußfall thun, so will ich mich bemühen, Euch dazu Gelegenheit zu schaffen. Ich weiß freilich nicht, wie's

der Herr Kurfürst aufnimmt, will's aber meinetwegen darauf ankommen lassen und hoffe, mich rechtfertigen zu können."

„Ich will mich demüthigen," antwortete Frau Marie Elisabeth finster, „obschon mein Mann mir's vielleicht verargt. Hab' ich doch an unsere Kinder zu denken. Thut, was Ihr könnt, lieber Gevatter, uns von dieser schweren Sorge zu befreien."

Kalnein ließ bei der Frau Kurfürstin alle seine hofmännischen Künste glänzen. Er war sehr gutmüthig und that nun wirklich sein Mögliches, ihr Mitleid zu erregen und ihr ein Versprechen abzuschmeicheln. Längere Zeit widerstand sie aber. Sie fürchtete eine abschlägige Antwort ihres hohen Gemahls und war auch als strenge Lutheranerin gegen den Mann eingenommen, der den Eid mißachtet hatte. Wer vor Gott solchen Vorbehalt mache, wendete sie immer wieder ein, der könne sich auch nicht aufrichtig seinem Fürsten verpflichten. Kalnein versicherte im Eifer, was er kaum versichern durfte: daß Kalckstein seine bösen Reden gegen den Kurfürsten ernstlich bereue und Hochdemselben zu allen unterthänigen Diensten gewärtig sein wolle. Die kluge und zum Argwohn geneigte Frau schenkte ihm doch nur einen halben Glauben. Endlich gelang es ihm ein vorsichtiges Zugeständniß zu erhalten, daß sie's sich überlegen wolle. Nun meinte er einen kühneren Schritt thun zu dürfen. Er gab sich den Anschein, von ihr selbst ermuthigt zu sein und überrumpelte sie eines Tages durch die Meldung, die Obristin sei im Vorzimmer und hoffe auf die gnädige Erhörung der Bitte,

das Wohl ihrer kleinen Waisen der Frau Kurfürstin an das landesmütterliche Herz legen zu dürfen."

Dorothea war überrascht, lehnte nicht mit Entschiedenheit ab. Nun öffnete er die Thür und ließ die Obristin ein. Sie that einen Fußfall und vergoß viele Thränen und versprach, ihre Söhne so erziehen zu wollen, daß sie sich mit beständigem Dank der Gnade erinnerten, die ihrem Vater zu Theil geworden, und sie durch treue ihrem theuersten Landesherrn und dem Vaterlande geleistete Dienste wett zu machen bemüht sein würden. Wirklich gerührt hob die Kurfürstin sie auf und versprach, ihrem hohen Gemahl mitzutheilen, was sie eben gehört. Sie hielt auch Wort.

Der Kurfürst war doch nur sehr schwer zu größerer Milde zu bewegen. Er könne Kalckstein verzeihen, sagte er, was er gegen ihn selbst unternommen, dürfe aber nicht vergessen, daß er durch seine Gewissenlosigkeit thörichte Menschen vor Gott in's Verderben gebracht. „Es hieße der Gerechtigkeit einen Fußtritt geben," rief er, „wenn ich ihn begnadigte, nachdem sie harte Strafen erlitten. Es soll nicht heißen, daß die vom Adel in Preußen das Privilegium haben, ungestraft die zehn Gebote verletzen zu dürfen." Zuletzt gab er doch so weit nach, daß er die hohe Geldbuße auf die Hälfte herabsetzte. Dabei müsse es nun bleiben.

Frau Marie Elisabeth war dessen nur wenig froh. Sie wußte, daß ihres Mannes störrischer Sinn auch so nicht leicht zu beugen sein würde. Sie fand ihn in seinem Gefängniß, obschon man die Haft erleichtert hatte, im

allerkläglichsten Zustande. Das naßkalte Wetter in dieser späten Herbstzeit hatte seine gichtischen Leiden verschlimmert. Seine Beine waren geschwollen, seine Finger steif. Aber als er erfuhr, was des Herrn Kurfürsten letztes Wort gewesen, glühten seine Augen zornig. „Ihr habt Euch in den Staub geworfen," schalt er, „und habt nichts aufgehoben, als eine Hand voll Sand. Fünftausend Thaler sind mir so unerschwinglich, als zehntausend. Das ist eine Begnadigung vom langen Strick zum kurzen. Er lasse mich hier im Elend umkommen, so bin ich doch ein warnendes Beispiel für jeden, der seine Zunge gegen den Mächtigen nicht hütet und die Wahrheit zu sagen wagt."

„Sprecht nicht so laut, lieber Herr," bat sie, „die Wände haben Ohren. Bedenkt nicht Eure Unschuld, sondern, daß Ihr in der Verblendung gesündigt habt, und nehmet die Strafe hin als eine Buße, die auch mir auferlegt ist.

„Ich hoffe, daß Gott mir ein gnädiger Richter sein wird," rief er, „denn ihm ist's bewußt, wie ich bis zum Wahnsinn gequält bin, daß ich in der Sünde Rettung suchte. Er wird auch Dir vergeben, was Du aus Liebe zu mir gethan."

„So mag es geschehen," antwortete sie. „Er strafe unsere Schuld an denen, die uns in dieses Unglück gebracht. Doch sehet Euch für jetzt mehr auf Erden um, daß Ihr Euer Leiden nicht häuft und den unschuldigen Kindlein den Vater erhaltet. Könntet Ihr mir in's Herz sehen, wie es voll Schmerz und Wehe um Euch ist, Ihr würdet mitleidiger mit Euch selbst sein."

Er streichelte ihre Hand. „Gebe Gott jedem, der ihn liebt, ein so gutes, braves Weib," sagte er. „Aber was kann ich thun? Wie soll ich mich zu etwas verpflichten, das ich doch nicht halten kann?"

„Versprecht immerhin, was man von Euch verlangt," entgegnete sie, „damit Ihr nur erst von Euren Banden freikommt. Bleibt Ihr hier länger, so ist's wahrlich Euer Tod."

„Rathe mir nicht dazu, mein Seelchen," bat er, „es kann uns viel Unheil davon kommen."

„Gewiß nicht mehr," versicherte sie, „als uns allen jetzt von Eurer Hartnäckigkeit droht. Bedenkt, daß es im Sprüchwort heißt: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ihr habt jetzt nicht Euren freien Willen; thut also, was man Euch befiehlt. Hinterher ändert sich wohl manches, wenn des Herrn Kurfürsten Zorn verraucht ist."

Er wollte doch nicht nachgeben. Erst als sie ihm sein ältestes Söhnlein in's Gefängniß brachte, widerstand er nicht länger. „So schafft mir eine reichliche Frist," sagte er, „daß ich das Geld zu beschaffen versuchen kann. Der Wald wird mir doch schon alle Zeit verleidet sein, wenn ich das Elchwild nicht mehr jagen darf."

Die Obristin wendete sich wieder an Kalnein. Es wurde her und hin verhandelt und endlich Kalckstein's Freilassung gegen einen Verpflichtungsschein gestattet. Und so schrieb er denn am Heiligenabend vor Weihnachten auf des Notars Dictat eigenhändig: Zur Aufbringung der aus doppelter Gnade auf eine Buße von fünftausend Thaler herabgesetzten Strafe sei ihm eine Frist bis zum

24. April des folgenden Jahres gewährt. Und so „gelobe ich hiermit freiwillig" —, dabei seufzte er aus tiefster Brust — „wohlbedächtig bei ehrlichen wahren Worten und an Eidesstatt für mich, meine Erben und Erbnehmer," diese Summe in hartem Gelde zu zahlen. Sollte er mit der Zahlung säumig sein, so verpflichtete er sich weiter, „daß ich mich alsdann entweder für mich selbst in meine vorige Verhaft wieder stellen" — er schüttelte sich unwillkürlich — „oder, da ich solches nicht thäte, erwarten will, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht durch zulängliche Wege mich darin wieder bringen oder sonst gegen meine Person und alles meinige nach eigenem Gefallen verfahren lasse." Dafür bestellte er Pfand mit allen seinen Gütern und verzichtete auf die Elendsjagd zu ewigen Zeiten.

Er zögerte einen Augenblick seinen Namen darunter zu setzen. Dann aber dachte er an Weib und Kind und schrieb mit fester Hand: „Christian Ludwig von Kalckstein."

Noch denselben Tag, nachdem er Urfehde geschworen hatte, sich nicht rächen zu wollen, wurde er in Freiheit gesetzt. Die Kutsche wartete schon auf ihn. Das Weihnachtsfest verlebte er in Knauten bei den Seinen, traurig genug freilich im Bette und in großen Schmerzen.

Aber die Kinder unter Leitung des Präceptors Gnekovius sangen ihm doch das Weihnachtslied. — — —

Bald nach Neujahr, bei guter Schlittbahn, kam endlich Konrad Born nach Königsberg.

Heineken hatte ihn, eigentlich ohne Auftrag, in einem langen Schreiben entschuldigt und sein gehorsames Erscheinen zugesagt, sobald die schwerste Trauerzeit vorüber.

Er hatte dann nicht unterlassen, öfters zu mahnen und zugleich gut zuzureden, daß er sich nicht allzu sehr dem Kummer hingeben und Gott dankbar sein wolle, daß er ihm das Kindlein geschenkt und nicht mit der Mutter wieder von dieser Welt genommen, was als ein rechtes Wunder seiner Gnade zu erachten. Er wußte viele Trostsprüche herzusagen, lateinische und deutsche, sparte sie auch nicht. „Glück und Unglück“ — recitirte er — „ist alle Morgen mein Frühstück — es stehet alles in Gottes Händen — der kann solches alles wenden,“ und mehr dergleichen gutgemeinte Reimlein. „Ihr braucht Arbeit, von den traurigen Gedanken loszukommen; vielleicht giebt sie der Herr Kurfürst Euch auf. Hier ist jetzt im Winter nicht genug für Euch zu thun, Ihr müßtet denn das stundenlange Sitzen an der Wiege für etwas rechnen, was Euch doch aber noch grämlicher stimmt. Beißt die Zähne zusammen und versucht, wie Euch draußen zu Muth wird.“ Da das kleine Mägdlein bei der Amme gut gedieh und die Vorstellung beim Herrn Kurfürsten doch einmal nicht umgangen werden konnte, reiste Born dann wirklich ab, Frau Küchler das Haus empfehlend. Des Kindes wegen konnte er sich auf sie besser verlassen, als auf sich selbst.

Ganz schwarz gekleidet und eine lange Florschleife auf der Schulter meldete er sich auf dem Schloß und fragte zuerst nach dem Obersecretarius Sandius, der ihn zurechtweisen sollte. Zu seiner großen Verwunderung erfuhr er in der Canzlei von einem fremden Manne, der an seinem Tische stand, Sandius sei nicht mehr im Amt.

„Nicht mehr im Amt?“ fragte er. „Ihr wollet doch damit nicht andeuten . . .“

„Nein, nein,“ war die Antwort, „er ist sonst gesund und bei guten Kräften, wenn auch von den Ereignissen der letzten Zeit etwas mitgenommen. Aber wie ich dem Herrn schon bemerkte, er ist kürzlich aus dem Amt entlassen.“

„Aber wie konnte das geschehen? Er war wie Jedermann rühmte, der tüchtigste und pflichttreueste Beamte.“

Sein Nachfolger zuckte die Achseln. „Ja wohl, ja wohl — ohne Zweifel! Und ist auch nicht gerade in Ungnaden entlassen worden, wiewohl . . . Wenn der Herr ihn so gut gekannt hat, wird er ja wohl auch wissen, daß der sehr gelehrte Mann in Religionssachen seinen eigenen Weg zu gehen liebte. Das hat ihm denn das Amt gekostet.“

„Das —? Aber er war fromm und gottesfürchtig.“

„Ja — — freilich in seiner Weise. Es konnte des guten Beispiels wegen auf die Dauer nicht gelitten werden, daß er darin seine eigene Weise haben wollte. Wäre er zu den Reformirten übergegangen, so hätt' man ihm nichts anhaben können. Aber er wollte von allen Kirchen nichts wissen und bei keiner das heilige Abendmahl nehmen. Da hat ihn denn das Consistorium vorgefordert und durch zwei gelehrte Professoren der Theologie scharf examiniren lassen, wie er sich zu Christi Göttlichkeit und dem heiligen Geist und der Sündenvergebung stelle, worauf er leidlich geantwortet, daß man ihn allenfalls noch für einen Christen halten möchte, aber doch überall durchblicken lassen, daß

ihm der rechte Glaube fehle. Was denn viel Aergerniß gegeben. Das Protocoll ist mit einem Gutachten den Herren Oberräthen eingereicht worden. Die haben sich viel löbliche Mühe gegeben, ihn auf andere Wege zu bringen. Hat aber nicht widerrufen und sich besser rechtfertigen wollen, auch gesagt, daß er wohl in seinem Glauben selig zu werden hoffe. Ist also den Herren Oberräthen zu ihrem großen Kummer nichts übrig geblieben, als die Sache dem Herrn Kurfürsten vorzustellen, der ihm darauf noch eine letzte Frist gesetzet. Da die jedoch fruchtlos abgelaufen, hat man ihn nicht halten können."

Und der Herr Kurfürst hat also den Eiferern zu Liebe einen treuen Diener —"

„Ja, was wollt Ihr? Die Geistlichkeit war in ihrem Recht. Der Unglaube nimmt, namentlich bei den Gelehrten, immer mehr überhand. Es kann nicht gelitten werden, daß die Unitarier gleichsam unter des Herrn Kurfürsten Schutz ihr Wesen treiben. Und da man die Reformirten nicht mehr öffentlich anzufechten wagen darf, thut's um so mehr Noth, den Glauben rein zu halten. Sandius hat sich's selbst zugezogen."

Dazu schüttelte Born bedenklich den Kopf, konnte aber doch nichts entgegnen, als daß es ihm sehr leid thue. Er erkundigte sich nun, an wen er sich wegen der befohlenen Audienz zu wenden habe und erhielt mit großer Devotion Auskunft. Wer vom Herrn Kurfürsten zur Audienz befohlen war, mußte wohl ein Mann sein, dem man sich zu eigenem Vortheil nicht genug gefällig bezeigen konnte.

Er wurde zum Oberburggrafen geführt, der ihn sehr freundlich aufnahm. Der war soweit informirt, um ihn gleich darauf anreden zu können, was ihn hergeführt habe. „Euer Memorial," sagte er, „hat der Herr Kurfürst bald nach Empfang hierher zur Begutachtung eingeschickt. Ich will Euch nicht verhehlen, daß man in der Oberrathsstube etwas ungläubig war und demgemäß auch berichtete. Doch mußte anerkannt werden, daß Ihr über die Sachlage gut unterrichtet schienet und viel brauchbares Material beibrächtet. Wir hielten, aufrichtig gesagt, die Vorlage damit abgethan, zumal Kurfürstliche Durchlaucht nicht weiter rescribirten. Nun ergiebt sich jedoch, daß die Sache unserm allergnädigsten Herrn nicht in Vergessenheit gekommen ist. Sehet also zu, wie Ihr Euch bei ihm gut insinuirt, damit er zu Euren Vorschlägen volles Vertrauen gewinnt. Es wird uns nur lieb sein können, wenn sich ohne Belastung des Landes Verbesserungen einführen lassen, aus denen die Renteicasse Vortheil zieht. Bin aber doch im Zweifel, ob die hergebrachte Verwaltung sich dergleichen tief einschneidenden Neuerungen würde accommodiren können."

„Dieser Zweifel ist gewiß begründet, Excellenz," antwortete Born. „Darum bin ich auch darauf bedacht gewesen, für Littauen eine andere Verwaltungsweise als nothwendig und wohl möglich darzustellen. Man kann den Zweck nicht erreichen, wenn man die geeigneten Mittel versagt."

„Ja, seht Ihr, da liegt der wunde Punkt Eures Projects," bemerkte Kalnein. „Es hat bei uns seit Jahr-

hunderten alles seine feststehende Einrichtung, an der zu rütteln sehr bedenklich erscheint. Sie mag nicht die wirksamste sein, besonders wenn das landesherrliche Interesse obenan in Frage kommt, aber es geht damit wie mit einem alten Uhrwerk: die Räder greifen nun einmal so in einander und die Feder ist gerade stark genug sie zu treiben. Wollte man irgendwo ein neues Rad einsetzen, so müßte der ganze Organismus in's Stocken kommen, so gut seine Wirkung auch an sich berechnet wäre. Dazu kommt, daß jede Einrichtung mit Mißtrauen von allen denen aufgenommen werden muß, die sich in die bisherige Ordnung der Dinge eingelebt haben. Macht Euch also auf Anfechtung von allen Seiten gefaßt."

„Dieser Widerstand würde wohl beseitigt werden können, Excellenz," meinte Born, „wenn der Herr Kurfürst seinen ernstlichen Willen zu erkennen geben wollte. Noch aber weiß ich nicht einmal, wie er über meine Vorschläge denkt. Wolle Ew. Excellenz nur überzeugt sein, daß ich dabei nichts im Auge gehabt habe, als meines allergnädigsten Herrn und des Landes Wohl."

„Gewiß, gewiß," versicherte Kalnein geschmeidig. Er lud den Capitän zu Tisch. Born entschuldigte sich wegen seiner Trauer. Das wollte jedoch der Oberburggraf nicht gelten lassen. Es handle sich nicht um eine große Gasterei. Wenige Herren seien geladen, darunter aber der Obermarschall von Kreutzen, der ihm bei Hofe behilflich sein könne. „Auch findet Ihr, wie ich hoffe, den Geheimen Rath von Jena, der des Herrn Kurfürsten rechte Hand ist, und erhaltet vielleicht Gelegenheit, Euch ihm bekannt

zu machen. Der Oberst von Schöning, der mir zweifellos die Ehre geben will, ist Euch sicher nicht fremd. Und daß ich Euch dann gleich den letzten nenne, so hat mir auch der Capitän Montgomery zugesagt, der bei des Generals von Görtzke Regiment dient und von ihm aus Memel mit Briefen an den Herrn Kurfürsten geschickt ist. Er ist ein Schotte von Geburt, weit in der Welt herumgekommen, früher auch in polnischen Diensten gewesen und ein Mann, der von allerhand Abenteuern gut zu erzählen weiß. Darf also wohl annehmen, daß Ihr Euch erträglich bei mir unterhaltet."

Born konnte nun nicht gut ausweichen. Offenbar legte der Oberburggraf Werth darauf, ihm eine Freundlichkeit zu erweisen. Er selbst kam sich ganz wunderlich vor, da seine Person plötzlich solche Beachtung fand. Er merkte wohl, daß er für die Sache, die er vertrat, an dieser Stelle auf Unterstützung kaum zu rechnen habe. Aber der Kurfürst hatte ihn berufen; das genügte selbst so großen Herren, in ihm schon einen Bevorzugten zu erkennen, mit dem man sich auf guten Fuß zu stellen habe.

Als er über den Schloßhof ging, trat eben aus einer der von den Leibgardisten bewachten Thüren des Hauptgebäudes ein kleiner corpulenter Herr in hoher Pelzmütze und langem Pelz, den er behaglich über dem runden Bäuchlein zusammenschlug, was seine Weite bequem erlaubte. Es folgte ihm ein junger Mensch, der einen Kasten von polirtem Holz, mit Hängeriemen versehen am Arm trug und sich nun in gemessener Entfernung hielt. Der Herr ging mit kurzen, langsamen Schritten, den Kopf

im Pelzkragen hoch aufgerichtet, und spähte über die großen Gläser der auf die Nasenspitze geklemmten Brille nach den Soldaten, Lakaien, Reitknechten und Jägern aus, die sich auf dem Hof herumtummelten, vielleicht weniger um sie zu sehen, als ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: gebt Acht! ich komme aus dem Schloß!

Born erkannte sofort den Obermeister Klews. Es war seine Absicht gewesen, diesmal sich in seinem Hause gar nicht blicken zu lassen, um über sein trauriges Schicksal nicht Auskunft geben zu dürfen, und er überlegte deshalb auch jetzt schnell, ob noch ein Ausweichen möglich sein würde. Aber Klews hatte ihn ebenfalls schon in's Auge gefaßt und winkte von weitem durch eine kurze Bewegung der Hand, wie Jemand, der zu commandiren hat. Er beeilte, da Born nun wirklich stehen blieb, auch keineswegs den Schritt, sondern schien eher ein Entgegenkommen zu erwarten. Er hatte die Unterlippe gegen die Oberlippe gestemmt und zugleich die Mundwinkel herabgezogen, was seinem Gesicht den Ausdruck überlegener Würde gab. „Ei — ei — ei!" sagte er lächelnd, „treffe ich den Herrn Capitän hier quasi zufällig im Schloß, wo ich eben ein Paar seidener Schuhe für die Frau Kurfürstin abgegeben habe?" Er senkte die Augen und schluckte wie ein Huhn, das Wasser trinkt. „Für die Frau Kurfürstin Durchlaucht," wiederholte er und schlug dann die Augen groß auf, um sich des mächtigen Eindrucks dieser Worte zu vergewissern. Erst nach einer Pause fuhr er fort: „Scheint dem Herrn Capitän in meinem Quartier nicht gefallen zu haben, daß er uns diesmal nicht beehrt

hat. Ist freilich nur ein bescheiden Stüblein bei bescheidenen Leuten. Ja, ja, ja, — ein Handwerker, und wenn er für den Herrn Kurfürsten und die Frau Kurfürstin arbeitet, bleibt immer ein Handwerker und ladet den Herrn Capitän quasi anmaßlich ein für alle Mal zu Gast ein — quasi.“

„Ihr solltet mich wohl besser kennen, Meister Klews,“ antwortete Born, ihm die Hand reichend. „Hätte wohl wieder bei Euch angeklopft, wo mir's so gut geworden, wenn ich nicht bedacht gewesen wäre, Euch und Euer Haus mit meiner Trübsal unbeschwert zu lassen.“ Er erzählte nun kurz, wie es ihm ergangen war. Die Augen wurden ihm dabei naß.

„Ja, ja,“ nickte der Alte, „so weiß man immer nicht, was man sich quasi wünschen soll“ — er mußte das Wort aus irgend einem hohen Munde aufgeschnappt haben und hielt den Gebrauch nun offenbar für sehr vornehm. „Dem Tod kein Kraut gewachsen ist! die arme Frau — Gott habe sie selig, und das Kindlein jetzt ohne Mutter — o, o, oh! Wenn ich denke, daß Miendchen . . . Aber sie macht's immer ganz glatt ab. Der Segen ist fast schon zu groß. Nun — Ihr seid noch jung — müßt Euch das nicht so zu Herzen nehmen — könnt bald wieder auf Freiersfüßen gehen —“

„Meister Klews —!“

„Quasi des Würmleins wegen. Seid Ihr dem's nicht schuldig? Und laßt das Dingelchen nicht zu alt werden bis dahin, es merkt dann nicht einmal, daß ihm etwas gefehlt hat, und auch von der andern Seite gewöhnt

man sich besser hinein. Ich will nichts weiter sagen; die Welt geht ihren Lauf. Das thut sie, das thut sie, man mag sagen, was man will. Hätt' ich mir's doch vor zehn Jahren nicht träumen lassen, daß ich den Leisten für einen durchlauchtigsten Fuß parat halten müßte — übrigens einen kleinen, sehr zierlichen, echt prinzeßlichen Fuß — und nun versteht sich das so von selbst, wie daß der Leibmedicus gerufen wird. Seht einmal da . . . Anton, weise den Kasten vor —! Diese Schatulle hab' ich mir quasi extra für's Schloß anfertigen lassen, damit das hohe Schuhwerk gar niemalen in gemeine Gesellschaft kommen kann. Inwendig schwere blaue Seide und mit Golddaufdruck mein Name und nähere Beschreibung. Hat viel Geld gekostet, aber bringt sich ein. Ich will nicht sagen, auf die gewöhnliche Art, aber, Ihr wißt ja, Capitän, was man Ehre nennt. Hm —! Die ganze Stadt weiß, was dieser Kasten zu bedeuten hat. Geh' voran, Anton, aber laß' ihn quasi nicht fallen, und zu Hause gieb ihn gleich der Frau Obermeisterin ab. Ja — ja — ja. Das ist der Welt Lauf."

Born fragte nach Nathanael. Dazu steckte Klews den Kopf tief in den Pelzkragen hinein und blinzelte eine Weile mit den Augen herum. „O nun — ach ja — hm, hm!" ließ er sich etwas räthselhaft vernehmen, „was soll ich Euch sagen, Herr Capitän? Es geht ihm ja so leidlich — aber — quasi . . . Mit einem Wort: in meinem Hause ist er nicht mehr, sondern —"

„Nathanael nicht mehr in Eurem Hause, Meister? Wie versteh' ich das?"

„Ja — alte Leute sind oft wunderlich. Er hat immer seinen eigenen Kopf gehabt. Das hab' ich ihm denn auch ganz gutwillig nachgesehn, wie Ihr selbst mir's bezeugen könnt. Aber als kurfürstlicher Hofschuster kann man sich doch nicht alles bieten lassen. Und meine Frau ebensowenig. Er hat mit der Zeit so eine Manier angenommen — wie soll ich's Euch beschreiben, was für eine Manier? Es war eigentlich keine Manier; sondern wenn ich sagte: dies und das muß jetzt anders werden und eine Manier haben, so durft' ich ihn nur ansehen und wußt' gleich, daß er nicht einverstanden war. Und der dümmste Lehrjunge wußt's auch. Wenn Dorchen sich gefreut hat, daß ihm das Essen ja noch immer so gut schmecke, hat er die Schüssel stehen lassen und ist in seine Kammer gegangen, als ob sie ihm's vorgeworfen hätte, daß er wegen Schwachheit der Augen und Hände nicht mehr arbeiten könnte. Als aber gar einmal mein kleiner Enkel unter seinen Sachen gekramt und ihm ein paar Blätter aus einem alten Buch ausgerissen, das er längst auswendig weiß, hat er sich unterfangen, dem Buben auf die Finger zu klopfen — was sagt Ihr dazu? Und so hat ihm allerlei füglich nicht gepaßt. Endlich ist es zwischen uns zum Aussprechen gekommen — ganz liebevoll; und ist gar nichts weiter geschehen, als daß ich ihn, da er mir den Hofschuster durch die Zähne zog, einen übergeschnappten Hanswursten und alten Narren nannte. Das hat er nun seinem alten Meister übel genommen und gesagt: Wir gönnten ihm bei uns das ruhige Sterben nicht. Solche Bosheit! Als ob das nichts bedeuten will,

daß wir ihn schon Jahre lang gefüttert haben, ohne an ihm einen gebogenen Groschen zu verdienen — aus reiner christlichen Mildherzigkeit. Aber das war schon des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin excellenzliche Meinung: Undank ist der Welt Lohn."

Born wiegte recht verstimmt den Kopf. „Hättet doch den alten, braven Menschen glimpflicher behandeln sollen," sagte er.

„Ihr habt gut reden," eiferte der Meister. „Aber seht einmal da tagaus tagein einen sitzen, der nur darauf lauert, daß ihm irgend ein unliebsames Wort gesagt wird. Ich bin wahrlich geduldig wie ein Lamm und gar nicht hochmüthig, aber —"

„Und wohin ist er nun gegangen," fiel Born fragend ein.

„In's große Hospital im Löbnicht. Hat sich da eingekauft. Ja, ja! ein hübsch Stück Geld muß er bei mir erspart haben, denn all' sein Bedürfniß war gering. Und hab' auch stets für gewiß angenommen, daß es in meinem Hause bleiben sollt'. Das ist nun verscherzt, durch seine Rappelköpfigkeit und könnt' mich quasi ärgern, wenn ich so einer wär', dem's nur um's Geld zu thun ist. Aber es ärgert mich, ehrlich gesagt, etwas ganz anderes: daß nun sein Schemel leer steht, und mir die dumme Geschichte allemal wieder einfällt, wenn ich d'rauf hinsehe, und möcht' den alten Kerl gern wieder d'rauf setzen, kann's aber nimmermehr. Nicht gerade, daß es mir das Gewissen beschwerte — aber verdrießlich ist's doch, quasi verdrießlich, und dabei bleibt's nun schon."

Da der Capitän ihn nicht begleiten wollte, verabschiedete er sich, die Hoffnung aussprechend, daß er ihm in der Altstadt nicht vorbeigehen werde, klappte den Pelz über den Bauch zusammen und entfernte sich. Nach einigen Schritten kehrte er nochmals zurück. „Wenn Ihr im Hospital einen Besuch abstattet, wie ich vermuthe,“ sagte er knurrig und augenscheinlich nicht ohne Ueberwindung, „grüßt mir den alten Knaben, hätt' meinetwegen nicht so kommen dürfen.“ —

An der Tafel des Oberburggrafen, die mit kostbarem alten Geschirr von Silber und chinesischem Porzellan, aber auch mit ebenso kostbaren alten Weinen besetzt war, verhielt Born sich meist schweigend. Um so lauter war sein Nachbar, der Hauptmann Montgomery, so lange man seine Aufschneidereien und bombastischen Schilderungen der eigenen Kriegsthaten irgend anhören wollte. Er wußte bei den Franzosen, Schweden, Polen und Kaiserlichen Bescheid, war in türkischer und moskowitischer Gefangenschaft gewesen, endlich in „des glorreichsten Fürsten der Christenheit“ Dienste getreten und wünschte nichts sehnlicher, als daß bald wieder der faule Friede aufhöre, in dem „die Tugend der Tapferkeit gänzlich außer Uebung kommen und ein unternehmender Geist in den Zustand der Schläfrigkeit degenerirt werden müßte“. Sein Gesicht war pockennarbig und von Säbelhieben zerfetzt. Er sprach ein gebrochenes mit allerhand Fremdworten untermischtes Deutsch, aber auch ein ziemlich geläufiges Französisch, von dem er gern Gebrauch machte, da er Kalnein dieser Sprache völlig gewachsen fand. Er sprach mit demselben Entzücken

von schönen Pferden und schönen Weibern, nannte auch ungeheure Summen, die er hier und dort im Spiel gewonnen, aber aus Noblesse ebenso rasch wieder verloren habe. Born fand ihn widerwärtig und verzog bei seinen auserlesensten Soldatenwitzen kaum den Mund. Ein um so dankbarerer Zuhörer war der Oberst von Schöning. Auch Kreutzen fand an einem derben Spaß Gefallen.

Bald jedoch zog der Geheime Rath von Jena die Unterhaltung mehr und mehr an sich und wußte so zu fesseln, daß der Schotte sich nur noch durch dreistes Eingreifen geltend zu machen vermochte. Born konnte nicht müde werden, das feinprofilirte Gesicht mit den klugen Augen zu betrachten und der weltmännischen Rede zu lauschen. Auch an ihn wurden nun Fragen gerichtet, die er mit so viel Sicherheit als Bescheidenheit beantwortete. Nach beendeter Mahlzeit zog ihn der Geheime Rath in ein Fenster, und sagte: „Euer Memorial hab' ich mit Vergnügen gelesen. Der Herr Kurfürst selbst hat mir's empfohlen, und ihm allein habt Ihr's zu danken, wenn davon weiter Notiz genommen wird. Ich bin nicht Decernent in diesen Angelegenheiten. Die Herren Collegen aber, denen das Schriftstück in die Hand kam, brachten ihm wenig Vertrauen entgegen und wurden durch den gutachtlichen Bericht der hiesigen Räthe noch mehr herabgestimmt. Es geschah eigentlich nur pro forma, daß es dem Herrn Kurfürsten vor der Einsargung in die Acten nochmals auf den Tisch gelegt wurde. Aber unser hoher Herr hat allezeit offene Augen und liebt es, selbst zu prüfen. Ob ihm nun Euer Name in Erinnerung gewesen

ist, ob ihm gleich Eure Einleitung gefallen hat, kurz, er hat das Schriftstück ganz durchgelesen und am Rande höchst eigenhändig mit Glossen versehen, auch meine Meinung darüber erfordert; dann hat Kurfürstliche Durchlaucht angeordnet, daß es bei der bevorstehenden Reise in's Herzogthum mitgenommen und in Königsberg wieder vorgelegt werde, wie es denn auch geschehen. Nehmt nun weiter Euren Vortheil wahr."

„Ich bin Euer Excellenz sehr dankbar," antwortete Born, „sowohl für diese mich hochbeglückende Mittheilung, als für Hochdero Unterstützung. Wolle Euer Excellenz mir aber Glauben schenken, daß ich mir selbst keinen Vortheil gesucht, sondern nur aus innerstem Drange aufgeschrieben habe, was ich nach meiner Erfahrung und langem Nachdenken meinte zum allgemeinen Besten in Vorschlag bringen zu können, wollte man's nun annehmen oder verwerfen. Findet der Herr Kurfürst etwas Nützliches darin, so freu' ich mich dessen von Herzen, rechne mir aber kein Verdienst dabei zu und erwarte keinen Lohn."

Der Geheime Rath zuckte mit den schmalen Lippen und ließ einen lächelnden Blick über ihn hingleiten. Born sah ihn aber so grundehrlich an, daß er gleich wieder mit seinem freundlichen Ernst fortfuhr: „Ihr sprecht von Eurer Erfahrung, seid aber noch jung und längere Zeit, wenn ich nicht irre, als Soldat in kurfürstlichem Dienst gewesen. Wie habt Ihr von der littauischen Wildniß so subtile Kenntniß erhalten?"

„Ich bin darin aufgewachsen, Excellenz," entgegnete Born, „als eines Wildnißbereiters Sohn und habe bis

über mein zwanzigstes Jahr hinaus nicht anders gemeint, als daß ich auch ein Wildnißbereiter werden würde. Nach meines Vaters jähem Tode hat man mich aber bei Seite geschoben und nicht in sein Amt einsetzen wollen. Deshalb hab' ich's dann auf eine andere Art in der Welt versucht."

Jerr von Jena wollte wissen, wie das näher zugegangen sei, und Born berichtete der Wahrheit gemäß, nicht ohne sich selbst des Eigensinns anzuschuldigen, daß er nicht eine andere Stelle angenommen habe. „Würde vielleicht da an meinem richtigen Platz geblieben sein."

„Die Wildniß ist Euch wohl noch immer besonders lieb?" fragte Jena, der sichtlich lebhaften Antheil nahm.

Born leuchteten die Augen. „Das muß ich bekennen, Excellenz," sagte er. „Im Walde geht mir das Herz auf, daß ich nirgends anderswo meine dem lieben Gott so nah' zu sein, der ihn so herrlich geschaffen hat. Aber ich hab' gleichwohl ein Einsehen, daß der Wildniß allzuviel ist in Preußen und wo jetzt nur Wenige als Köhler, Beutner und Holzschläger kümmerlich leben, viele tausend fleißige Landbauer reichliche Nahrung finden und auch in des Herrn Kurfürsten Casse arbeiten könnten. Das ist mir nun erst recht aufgegangen, seit ich selbst ein Landwirth mitten in der Wildniß geworden bin."

Der Geheime Rath erkundigte sich nach vielen Einzelheiten und schien durch die Auskunft sehr befriedigt. „Sagt das Alles morgen bei der Audienz Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht eben so frei heraus," bemerkte er wohlgefällig. „Ihr habt eine gute Art zu überzeugen, und

es scheint mir auch, daß Ihr praktisch bedenkt, was den Umständen nach sein kann und was nicht. Glaubt Ihr nun das Rechte zu wissen, so ist's nicht genug, daß Ihr's einmal ausspreckt und dann sich selbst überlasset, sondern Ihr müßt auch als ein braver Mann alle Mühe daran wenden, daß es zur Geltung komme. Es ist in diesem Lande noch viel Arbeit zu verrichten. Nach dem alten Schlendrian wird aber nichts gefördert und soll auch alles möglichst bleiben, wie es ist. Die das Heft in der Hand haben, hüten sich in das Gewohnte einzuschneiden, immer in der Furcht, es könnte ihren Privilegien Abbruch geschehen. So steht alle Hoffnung darauf, daß der Landesfürst kräftig durchgreift und sich an kein unverständiges und übelwollendes Geschrei kehrt. Soll er aber mit der Zeit Erfolg haben, alle die gebundenen Kräfte zu lösen und gedeihlich in Thätigkeit zu setzen, so braucht er gute Köpfe und fleißige Hände, die ihm bei solchem Werk helfen. Das bedenkt, wenn er morgen mit Euch spricht."

Er nickte Born freundlich zu und entfernte sich aus der Fensternische, um sich von seinem Wirth zu verabschieden. Auch Born empfahl sich nun bald.

Der Tag war noch lang. Er hatte keine bestimmten Geschäfte. So glaubte er die Zeit wenigstens nicht unnützlich anzuwenden, wenn er Sandius besuchte. Vielleicht, daß er ihm noch einen guten Wink geben könne, wie er sich bei der Audienz zu verhalten habe. Als Offizier hätte er wohl selbst Bescheid gewußt, aber in dieser Eigenschaft sollte er ja nicht empfangen werden. Auch zog es ihn schon deshalb zu dem alten Herrn, weil er ihm zeigen

wollte, daß er nichts in seiner Achtung eingebüßt habe, weil er der Religion wegen sein Amt verloren.

Er traf ihn bei einer kleinen Lampe mit grünem Schirm allein unter seinen Büchern an. Doch hatte er eben vorgelesen. Die Thür nach dem Nebenzimmer war offen. Livia liege dort krank, sagte er, und höre alles, was hier gesprochen werde. So sehe man sie nicht und unterhalte sie doch. Born versicherte, daß er lieber nicht gekommen wäre, wenn er gewußt hätte . . . Aber Sandius fiel gleich ein und beruhigte ihn, Livia habe solchen — „Besuch aus der Entfernung“ sehr gern. Sie müsse nun schon seit Monaten das Bett hüten und erfahre dann doch einmal etwas Neues von außen. „Meine Bücher sind ihr schon sämmtlich bekannt, und ich gehe jetzt selten aus,“ setzte er hinzu, „seit ich nicht mehr den täglichen Gang nach der Canzlei zu machen habe.“ Aus der Nebenstube ließ sich ein heiseres Stimmchen vernehmen: „Der Herr Capitän ist sehr willkommen. Wie gehts zu Hause?“

Darauf hielt er die Antwort zurück. Sein Gesicht mochte sich auch wohl merklich verändert haben, denn Sandius sagte: „Ihr seht recht schmal aus und geht ganz in Schwarz gekleidet. Habt wohl indeß Betrübliches erfahren?“

„Betrübliches und Frohes,“ entgegnete Born, „aber das Betrübliche drängt die Freude noch allzusehr zurück. Mir ist mein liebes Weib gestorben, nachdem uns ein Töchterchen geboren worden.“

„Rohde's Tochter!“ rief Sandius. „Es ist viel Unglück in der Familie. — Ich will Euch nicht auffordern

zu erzählen, wie's zugegangen ist, damit das Leid nicht neue Nahrung gewinne. Unseres herzlichen Antheils seid Ihr gewiß."

Aus der Nebenstube wurde ein Seufzer hörbar. „Arme Barbara —! Und sie konnte so glücklich sein! Ja, Gott thut, was er will, und unser Glaube muß doch sein, daß Alles zu unserm Besten geschieht."

„Wohin kämen wir sonst mit unseres Herzens Ungeduld?" bestätigte Sandius. Er blickte dabei recht trübselig nach der Thür. Gleich aber hob er wieder den Kopf. „Und das Kindlein ist wohl?"

„Ich hoff's," sagte Born, „da ich von Hause ging, war's bei gutem Wohlsein. Wie ist's Euch aber ergangen? Auch Ihr habt inzwischen viel Widerwärtiges erlebt, wie ich höre. Man hat Euch Eures Amtes entsetzt. Das bedaure ich sehr."

„Es mag wohl auch bedauerlich sein," bemerkte Sandius lächelnd. „Denn es hätte nicht geschehen können, wenn nicht geistliche Buchstabengläubigkeit ihr Opfer hätte haben müssen. Daß ich aber meines Amtes und Herrendienstes ledig bin, solltet Ihr wahrlich nicht bedauern, wie ich selbst darüber keinen Kummer empfinde. Hat man sich eine Last aufgebürdet, so meint man zuletzt wohl, man könnte ohne sie gar nicht mehr des Lebens froh sein. Hat man sie gezwungen abgeworfen, so fühlt man's erst, wie gut einem in der Freiheit zu Muth ist. Recht wie neu geboren fühl' ich mich, da ich nun auf keines Vorgesetzten Laune zu achten und nur dem eigenen Befehl zu gehorsamen habe. Ich will bei Leibe das Amt nicht

schmähen, oder der Jugend abrathen, ihre Kraft dem Allgemeinen nutzbar zu machen; aber einem alten Knecht mag's nicht übel gedeutet werden, wenn er sich der Ruhezeit erfreut, die man ihm wider seinen Willen gönnte. Ich passe heut' auch nicht mehr in die Canzlei hinein, bin zu störrisch in meinem Wesen, zu rechthaberisch. Als ich in den Dienst trat, litten die Herren Oberräthe noch eine eigene Meinung, weil sie selbst sie haben durften. Jetzt sind sie selbst nur die gehorsamen Diener und können natürlich auch nur gehorsame Diener brauchen. Es mag so gut sein und nöthig, aber ein alter Mensch vergleicht doch."

„Da sitzt Ihr wohl nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinter den Büchern," fragte Born, „und holt nach, was Ihr während der Dienststunden habt versäumen müssen?"

„Darauf kommt's so ziemlich heraus," antwortete der Alte. „Es besuchen mich aber auch einige junge Studentlein, die sich's nicht nehmen lassen, daß ich in den theologischen und philosophischen Schriften besser unterrichtet sei, als ihre Herren Professoren, vornehmlich aber ihrer Vernunft keinen so argen Zwang anthue. Wird zwar nicht gern gesehen und muß mit einiger Heimlichkeit betrieben werden, scheint mir aber doch nicht sündlich. Denn derer ist allezeit eine große Menge, die sich eine erforderliche Quantität Wissen einbläuen lassen, um nur bald auf die Kanzel oder das Katheder steigen zu können. Achten auch wenig darauf, daß ihnen das Bischen menschlicher Verstand durch die fremde Weisheit gänzlich ausgetrieben werde, wie es denn im Gegentheil guten Gewinn bringt,

in verba magistri zu schwören. Möcht's aber doch für ein Glück halten, daß es stets einige Wenige gegeben hat und stets auch geben wird, die von eigener Prüfung nicht ablassen können, es gehe ihnen deshalb gut oder übel. Denn sie sorgen dafür, daß kein Stillstand in die Welt kommt. Ein Honorar zahlen meine Schüler mir freilich nicht."

„Wenn Ihr nur sonst zu leben habt," meinte der Capitän.

Sandius zog den Kopf ein. „Je nun — Schmalhans ist freilich jetzt meist bei uns Küchenmeister. Aber er läßt uns nicht hungern. Das Haus gehört mir, der Garten giebt Obst und Gemüse, unsere Hühnchen legen Eier und zu einem Stücklein Fleisch und Kruge Bier langt's ja auch noch. Einen neuen Rock werd' ich nicht mehr brauchen. Man muß sich nach der Decke strecken. Will man frei sein, darf man nicht viel bedürfen. Zu des Diogenes Beispiel hab' ich mich noch immer nicht zu bekehren nöthig, der bekanntlich in einer Tonne wohnte, nur aus der Hand Wasser trank und kein größeres Vergnügen begehrte, als sich in der Sonne braten zu lassen."

Dazu lachte Livia von ihrem Lager her Beifall.

Born mußte auch diesmal zum Abendessen bleiben. Er konnte nicht ablehnen, ohne den alten freundlichen Herrn zu kränken. Dann sagte er Livia durch die Thür gute Nacht, indem er zugleich gute Besserung wünschte. Sandius begleitete ihn hinaus. „Da seht meine Sorge und meinen Kummer," sagte er ganz leise. „Es ist auf keine Besserung zu hoffen. Und sie selbst, mit so himm-

lischer Geduld sie ihr Leiden trägt, wünscht auch selbst nur bald erlöst zu werden. Gott erhalt' Euch, was Ihr habt."

Er drückte dem jungen Freunde die Hand und entließ ihn mit einem herzlichen: „Glück auf!" —

Am nächsten Vormittage stand der Capitän de Born schon eine Weile vor der angesetzten Zeit im Vorzimmer des Kurfürsten. Fast mit dem Glockenschlage erschien ein Adjutant, ihn in das Cabinet zu führen.

Friedrich Wilhelm saß an seinem mit Papieren überhäuften Arbeitstische, hatte das Memorial in der Hand und blätterte darin. Sobald der Capitän, der an der Thür stehen geblieben, ihm gemeldet war, blickte er auf und sagte: „Tretet näher."

Es geschah. Born verneigte sich tief und stand dann kerzengerade, die Arme angezogen und die Augen fest auf den Fürsten gerichtet, als Soldat seine Befehle zu erwarten.

Der Kurfürst schien die hohe, kräftige Gestalt mit Wohlgefallen zu betrachten. „Ihr habt vor einigen Jahren den Abschied genommen," fuhr er fort, „— der Frau wegen, erinnere mich wohl. Sie ist, wie ich höre, vor Kurzem verstorben. Weiß aus eigener Erfahrung, wie tief das geht. Müssen doch Gottes Fügung ohne Murren hinnehmen. Er giebt und nimmt und giebt wieder." Er legte das Heft auf den Tisch und rückte den Sessel ein wenig herum. „Seid indessen nicht müßig gewesen. Höre gern, daß Ihr ein tüchtiger Landwirth geworden seid, nichts Fertiges übernommen, sondern Euch die Wirthschaft selbst aus dem Gröbsten geschaffen habt. Vertraue

um so mehr Eurem Urtheil. Was mir da von Euch schriftlich eingereicht ist, hat Hand und Fuß. Ihr operirt nicht mit kleinen Mittelchen, sondern stellt einen förmlichen Schlachtplan auf, wie die Wildniß der Cultur zu erobern. Sehr brav! Steht aber vorläufig nur auf dem Papier. Seid Ihr denn überzeugt, daß sich auch praktisch ausführen läßt, was Ihr da proponirt?"

„Davon bin ich fest überzeugt, Kurfürstliche Durchlaucht," antwortete Born, „denn hier in der Wildniß entscheidet allein des Fürsten mächtiger Wille. So stark er ist, so viel Hoffnung hat das Werk."

„Wie das?"

„Kurfürstliche Durchlaucht! Als der Deutsche Orden Preußen in Besitz nahm, hat er das Land an die Einzöglinge vertheilt und sich nur deren Dienste vorbehalten, den breiten Strich an der Grenze hin hat er aber als Wildniß liegen lassen zum Schutz gegen feindlichen Einfall. In den folgenden traurigen Zeiten, als Preußen ein Lehn von Polen geworden, ist dann dieser Landstrich wenig beachtet, aber fürstliches Kammergut geblieben und von den Aemtern aus durch die herzoglichen Beamten verwaltet. So ist meine unterthänigste Meinung, daß auch jetzt der Landesherr freie Hand hat, darüber nach seiner besten Einsicht zu verfügen, dem Lande zum Gedeihen und zur Mehrung seiner Einkünfte. Und hat mir's ein Großes erscheinen wollen, wenn unser durchlauchtigster Herr, nachdem er Preußen von der polnischen Lehnshoheit losgemacht und wieder auf freien Fuß gestellt, auch des deutschen Ordens Arbeit wieder aufzunehmen und auch

diesen noch immer meist wüsten Strich Landes in Cultur zu setzen sich entschließen könnte. So hab' ich's gewagt, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht diese Vorschläge in Unterthänigkeit zu unterbreiten, ob es Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht gefallen wolle, sie zu prüfen und gelten zu lassen."

„Und wenn ich Euch meine Zufriedenheit zu erkennen gäbe — woher die Leute nehmen, mit denen dieses Culturwerk zu beginnen?"

„Kurfürstliche Durchlaucht, die Littauer sind ein gar kräftiger Menschenschlag und als Bauerwirthe sehr brauchbar. Sie leben jetzt meist in Familien zusammen, Großeltern, Eltern, Kinder und Kindeskinder; die Geschwister des Wirths dienen ihm als Knechte und Mägde. So sind die Höfe überfüllt, und reicht die Nahrung nur kümmerlich für so viele aus. Weil sich fast Niemand um sie kümmert und auch der Kirchen zu wenige sind, stecken sie noch in tiefem Aberglauben und halten an alten schädlichen Gebräuchen fest. Könnt' es geschehen, daß ihnen Land angewiesen würde und Holz zum Aufbau von Häusern, auch besseres Ackergeräth, so möchte sich wohl in Kurzem die Zahl der Nahrungsstellen verdoppeln und verdreifachen. Das aber reichte doch noch nicht zu. Sondern es müßte auch gesorgt werden, daß sich deutsche Bauern unter ihnen ansiedelten und sie eine bessere Wirthschaft lehrten. Die aber müßten von fernher berufen werden, wo ihrer im Lande zu viele oder wo sie der Religion wegen bedrückt sind oder aus anderen Ursachen ungern bleiben. Würden ihnen gute Bedingungen gesetzt, daß sie nach einigen Jahren zu einigem Wohlstand gelangen könnten

bei Fleiß und Redlichkeit, so möchten sie wohl Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Ruf folgen und bald andere aus ihrer Heimat nachziehen. Und so könnte dann die Wildniß überall vom Rande her angegriffen und besser nutzbar gemacht werden. Ist auch nur ein Anfang, was jetzt geschieht, so giebt hoffentlich doch Gott guten Fortgang."

Der Kurfürst ließ sich nun über vieles Einzelne noch genauere Auskunft geben und sagte dann: „Ich sehe, daß Ihr gut unterrichtet seid und die Dinge wohl erwogen habt, auch daß Ihr nicht übereilt, sondern langsam und stetig zu bessern proponiret. Wenn ich Euch nun beriefe, selbst solchem löblichen Beginnen die rechten Wege zu zeigen, wolltet Ihr mir zu Dienst sein?"

Diese Frage überraschte Born. „Kurfürstliche Durchlaucht haben über mich zu befehlen," antwortete er, sich verbeugend. „Doch wag' ich unterthänigst zu bemerken, daß es nicht meine Absicht war, mit meiner Person —"

„Schon gut, schon gut," fiel der Kurfürst ein, „rechne gleichwohl auf Euren willigen Gehorsam."

„Was ein Landwirth vermag, der die Ehre gehabt hat, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht als Soldat zu dienen —"

„Ihr müßt in ein Amt gesetzt werden, das Euch Vollmacht giebt, an der richtigen Stelle nachdrücklich zu wirken. Der eine von meinen beiden Oberförstern ist kürzlich mit Tode abgegangen. Ihr sollt sein Nachfolger sein und den samländischen Kreis erhalten, zu dem auch Littauen gehört. So werdet Ihr in allem, was die Wildniß angeht, von den Aemtern unabhängig und nur dem

Oberforstmeister unterstellt sein, den ich instruiren will, daß er Euch kein Hinderniß in den Weg lege."

Born glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Oberförster — er, den man nicht als Wildnißbereiter hatte anstellen wollen! Und sollte nun ein halbes Hundert Wildnißbereiter commandiren? Wie hatte er einst zu dem von Oppen aufgesehen, als zu einem höheren Wesen, und war nun selbst in sein Amt berufen! In diesem Augenblick kam aller häuslicher Kummer in Vergessenheit. Sein Herz war voll von stolzer Freude und seine Augen leuchteten in verklärtem Glanz. „Oberförster —" stammelte er, „ich Oberförster, Kurfürstliche Durchlaucht? O, wie verdien' ich solche Gnade? Wie kann ich je . . ."

„Ihr seid freilich noch sehr jung," sagte der Kurfürst, „aber man giebt Euch das beste Lob, daß Ihr die Forstwirthschaft aus dem Grunde versteht. Das ist vorläufig die Hauptsache. Zu einem neuen Werk gehört eine junge Kraft. Habt Ihr noch ein langes Leben in Aussicht, so mag ihm das zu Statten kommen. Seid Ihr also einverstanden, wieder in unsern Dienst zu treten, so stellt Euch dem Oberforstmeister vor und nehmt von ihm die Bestallung in Empfang. Hoffe, daß Ihr dem kurfürstlichen Offizier Ehre machen werdet."

Der Capitän küßte seine Hand. „Der letzte Blutstropfen gehört Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht," rief er. „Jetzt weiß ich, daß ich nicht umsonst lebe."

Der Kurfürst entließ ihn, augenscheinlich befriedigt. Er sollte sein Amt antreten, sobald er seine Verhältnisse daheim geordnet, spätestens zu Ostern. Dann würde auch

die Familie des verstorbenen Oberförsters den Jägerhof auf der Schloßfreiheit geräumt haben.

Born suchte sofort den Geheimen Rath von Jena auf. Ihm vornehmlich glaubte er für diese unverhoffte Beförderung Dank schuldig zu sein. „Wenn der Herr Kurfürst mich zum Obersten ernannt und mir ein Regiment anvertraut hätte,“ sagte er ihm, „hätte mich's so nicht erfreuen können! Nun gehört mir die Wildniß, die meine älteste Liebe ist! Ja, von Herzen lieb' ich den Wald, und er soll's wohl noch erfahren.“ Auch beim Oberburggrafen versäumte er die Aufwartung nicht. Es sei sonst freilich Brauch gewesen, meinte derselbe, daß vor Besetzung solcher Aemter der Oberräthe Gutachten eingefordert wurde. Doch könne er dem Herrn Kurfürsten zu dieser Wahl nur Glück wünschen, setzte er verbindlich hinzu. „Seid Ihr nicht vom eingeborenen Adel, so seid Ihr doch ein Eingeborener und in den Adelstand erhoben. Ich zweifle nicht, Ihr werdet Euch so geschickt zu benehmen wissen, daß man Euch nicht als einen Eindringling betrachtet, vielmehr in allem nach Verdienst würdigt. An meinem guten Beispiel soll es nicht fehlen.“

In seinem Glück hatte Born gar nicht bedacht, daß er jetzt seinem Barbarischken nur noch geringe Aufmerksamkeit würde zuwenden können. Nun sein Jubel durch den Oberburggrafen ein wenig gedämpft war, fiel ihm auch das auf's Gemüth. Doch hatte er dort in letzter Zeit so viel Trauriges erlebt, daß ihn der Gedanke, das Gut die längste Zeit des Jahres einem Verwalter überlassen zu müssen, nicht so sehr bedrückte. Er wollte sogleich nach

Hause zurückreisen, mit Heineken sprechen und mit seinem Beistand alle erforderliche Anordnung treffen.

Den alten Freund Nathanael vergaß er doch nicht. Er hatte im großen Hospital ein Stübchen auf der vielbegehrten Sonnenseite. Born fand ihn im Bette, das er nur noch auf ein kurzes Stündchen in der Mittagszeit zu verlassen pflegte. Am Fenster hing sein Zeisigbauer. „Der Vogel ist nun fast meine einzige Gesellschaft," sagte er, nachdem er den Gast mit allen Zeichen der Freude begrüßt hatte. „Ihm gönne ich das bischen Wintersonne mehr als mir selbst. Seine Fröhlichkeit kommt mir auch wieder zu gut. Er singt mir etwas vor, und ich träume dann, daß ich in einem schönen grünen Wald bin und auf weichem Moos liege und über mir durch die Zweige den blauen Himmel schimmern sehe, wie ich das wohl hin und wieder in der Jugend auf der Wanderschaft so glücklich angetroffen habe." Mit seinen blöden Augen bemerkte er gar nicht, daß Konrad ein schwarzes Kleid trug, hatte ihn überhaupt erst an der Stimme erkannt. Nun er fragte, wie es ihm ergangen sei, erfuhr er, was ihn sehr betrübte. „Ich will nicht mühsam einen Trost aufspüren," äußerte er sich, „der solche Wunde doch nicht heilen kann. Sie braucht ihre Zeit. Es ist nun einmal nicht anders: Das Leben muß ertragen sein, und wir haben auch die Kraft dazu. Ich weiß es an mir selbst." Konrad brach ab und sprach von dem, was dem alten Manne in des Meisters Hause begegnet war. Nathanael aber nahm's leicht. „Daran denket nicht," bat er, „wie ich nicht daran denke. Ich bin ohne Groll aus des Meisters Hause ge-

schieden, in dem ich viel gute Jahre verbracht habe, und thut mir's nur leid, daß er mich erzürnt glaubt und sich wohl gar vorwirft, mir etwas schuldig geblieben zu sein. Ich kenn' ihn; er hat ein gutes Herz und auch einen ehrlichen Sinn. Nur spielt ihm die Eitelkeit mitunter einen Streich, daß er sich etwas Hohes dünkt und auf Dinge Werth legt, die ihm doch wenig bedeuten sollten. So wollt' er nun den alten Ton nicht mehr gelten lassen, der sich doch im Verkehr mit dem Altgesellen gebührt. Ich hätt's geduldiger ertragen und bedenken sollen, daß auch er mir viel nachsehen mußte. Aber ein alter kranker Mensch hat sich nicht immer in der Gewalt. Hätt' ich ihm noch etwas leisten können, so wär' ich doch nicht fortgegangen, ob er mir's gedankt hätte oder nicht. Ihm in meinen letzten Lebenstagen nur zur Last zu fallen, konnt' ich mich nicht entschließen."

„Er läßt Euch durch mich einen Gruß bestellen," sagte Konrad.

„Das freut mich," antwortete Nathanael. „Ich weiß auch, daß er mich nicht sterben lassen wird, ohne noch einmal an mein Bett getreten zu sein und meine Hand gedrückt zu haben. Ich brauch' ihn nicht rufen zu lassen. Jetzt wehrt er sich wohl noch gegen sein Herz, aber in einigen Tagen wird er seinen Hochmuth unter haben, das kann ich hoffentlich noch abwarten."

Er richtete sich auf und suchte unter seinem Kopfkissen etwas hervor. Es war ein Brief und ein versiegeltes Säckchen. „Ob ich Euch aber nochmals sehen würde," fuhr er fort, nachdem sich der Husten gelegt hatte, „war

mir eben so sicher nicht. Darum hab' ich Euch einen Brief schreiben lassen, der nach meinem Tode an Euch abgeschickt werden sollte. Ob ich Euch nun schon seinen Inhalt mündlich vortragen kann, bitt' ich doch, daß Ihr ihn an Euch nehmt, damit Ihr Euch in jedem Fall ausweisen könnt. Für mein Begräbniß wird vom Hospital gesorgt werden. Für das Grab aber geschieht dann nichts weiter; ein alter Junggeselle hat Niemand, der sich nach seines Herzens Bedürfniß darum kümmert. Für Geld aber belegt es der Todtengräber mit einem grünen Rasen und pflanzt ein Bäumchen darauf. Hat das dann gutes Wachsthum und breitet sein Krönlein aus, so bauen da die Vögel ihr Nest und trilleriren an jedem Morgen und Abend zu Gottes Ehre und der Menschen Freude. Wer da unten liegt und schläft, wissen sie nicht, und braucht's auch sonst keiner zu wissen. Also wollt' ich Euch bitten, aus diesem Säckchen zu entnehmen, was dazu erforderlich ist. Es freut mich vor dem Sterben, daß ich weiß, Ihr werdet's so ausrichten, und das Bäumchen auf meinem Grabe wird noch der Vögel Quartier sein in einer fernen Zeit, die jetzt kein Mensch begreift. So stift' auch ich etwas für die Zukunft. Was dann noch übrig bleibt, das sind zunächst drei große Goldstücke, in ein Papier eingewickelt. Die bitt' ich Euch aufzuheben, bis Meister Stemmeisen's Aeltester einmal confirmirt wird. Dann soll er sie zum Andenken haben. Drei Klapse hab' ich ihm auf die unnütze Hand gegeben, und für jeden ist da ein Pflaster. Ich hoffe aber, daß er dann nichts mehr zu heilen haben wird, der Junge vielmehr mir Dank sagt,

daß ich ihn gelehrt habe, eines armen Mannes Gut zu achten. Den ganzen Rest behaltet an Euch. Hätt' ich in meiner Jugend so viel beisammen gehabt, so hätt' ich wohl Meister werden können. Begegnet Ihr nun einmal einem armen Schustergesellen, der tüchtig in seiner Arbeit ist und ein redlicher Mensch, aber das Meistergeld nicht erschwingen kann, so gebt's ihm und sagt ihm, das sei eines Altgesellen Ersparniß, und laßt ihn heirathen und glücklich sein. An so Geringem hängt's oft, daß unser Schifflein scheitert. Gelingt das nun, so ist's so gut, als hätt' ich's selbst vor mich gebracht. Wollt' Ihr mir diese Wünsche erfüllen?"

„Das will ich gern," rief Konrad gerührt, „und soll alles genau so ausgeführt werden, wie Ihr's angeordnet habt. Es wird auch einer sein, der von Zeit zu Zeit Euer Grab besucht und darauf achtet, daß der Rasen nicht verfällt. Wisset, daß ich hieher nach Königsberg in den Jägerhof ziehe und Euch dann nicht vergessen werde." Er erzählte, welche Gnade der Herr Kurfürst ihm erwiesen, und der Alte freute sich darüber so herzlich, als ob ihm selbst ein großes Heil widerfahren wäre, „und daß Ihr's Euch so ehrlich verdient habt, das ist das Allerbeste daran," schloß er seine Gratulation.

Sie sprachen noch darüber, als leise an die Thür geklopft wurde. Gleich darauf öffnete sie sich und eine große Pelzmütze schob sich durch die Spalte. „Ist's hier recht bei dem Altgesellen . . ." Die Pelzmütze zog sich wieder zurück.

„So tretet doch ein, lieber Meister," sagte Nathanael

lächelnd. „Es ist zwar ein vornehmer Herr, aber ein guter Freund, den Ihr bei mir findet. Da seht Ihr," wandte er sich an Born, „wie Recht ich hatte."

Nun schritt Klews mit der ganzen Würde eines Kurfürstlich Brandenburgischen Hofschusters in das kleine Zimmer hinein und auf das Bett zu. „Mag er denn meinetwegen Zeuge sein," sagte er, „daß ich als der Vernünftigere Euch quasi die Hand reiche. Dorchen weiß nichts davon — die Weiber können so etwas nicht verstehen — aber ich hielt's wahrhaftig nicht länger aus. Ihr seid doch ein alter . . . na: ich will nichts sagen, Nathanael." Er bückte sich und küßte ihn.

„Nun dauert's mit mir nicht mehr lange," sagte der Altgeselle. „Das war das letzte, was noch ausstand."

Born verabschiedete sich rasch und ließ sie mit einander allein.

Zehntes Capitel.

Polnische Königswahl.

Der Oberst von Kalckstein konnte sich trotz aller Pflege seiner Gattin von den Strapazen seiner Kerkerhaft nicht erholen. Seine Kopfnerven waren so angegriffen, daß jedes Geräusch ihm Pein verursachte. Man mußte leise mit ihm sprechen. So sehr er die Kinder liebte, durften sie ihm doch meist nur einzeln zugeführt werden. Selten fühlte er sich so weit wohl, daß er sich an ihren Spielen erfreuen konnte. Dazu litt er an einem Gliederreißen, das ihn oft Tage und Wochen lang im Bett festhielt. Seine Schmerzen waren groß.

Um die Wirthschaft konnte er sich wenig kümmern. Um so eifriger that Frau Marie Elisabeth ihre Pflicht, und mehr als ihre Pflicht. Es war schon nichts Geringes, ein so großes Hauswesen in Ordnung zu halten, eine Schaar von Mägden, Spinnerinnen, Köchen, Knechten aller Art und Hausdienern zu beaufsichtigen und zu be-

schäftigen; sie mußte auch auf dem Hofe die Augen überall haben, damit der Kämmerer Hans Pohl und der Hofmann Hans Hoffmann im Dienst nichts versahen, mit dem Schulzen von Mühlhausen verhandeln und die Beschwerden der Bauern erledigen. Zur Herrschaft gehörten mehr als einhundertundachtzig Hufen Land, fünfunddreißig Scharwerksbauern, zinspflichtige Handwerker, Gärtner, Forstleute; ein großer Viehstand war zu unterhalten; die Kornböden und Futterspeicher mußten unter Verschluß gehalten und öfters revidirt werden. Die Frau bewährte in den Geschäften, die sonst dem Herrn oblagen, ihre ganze ökonomische Tüchtigkeit. Ihre Strenge war gefürchtet, aber auch ihre Gerechtigkeit anerkannt. Sie hielt darauf, daß im Verkehr mit ihr jede Form des unterthänigen Gehorsams beobachtet wurde, die man der Herrin schuldete; es sollte sich Niemand einbilden dürfen, von dem schuldigen Respect nachlassen zu können, weil der Oberst im Gefängnisse gesessen hatte.

Dabei behielt sie doch Zeit, den Kranken zu pflegen, bei ihm zu sitzen und ihm aus einem Andachtsbuche vorzulesen. Sie war ihm die treueste Freundin und theilte alle seine Sorgen, wußte um alle seine Geheimnisse. So männlich ihr Auftreten den Untergebenen gegenüber war, so sanft und demüthig bewies sie sich in der Krankenstube. Da der Oberst an den Welthändeln großen Antheil nahm, so besuchte sie die Nachbarn oder fuhr auch wohl nach Königsberg, nur um Nachrichten einzuziehen, was man bei Hofe treibe, welchen Fortgang die Angelegenheiten in Warschau hätten, und wie der preußische Adel gestimmt

sei. Kalckstein war so verbittert gegen den Kurfürsten und seine Räthe, daß er mit freudiger Genugthuung vernahm, was hier und dort gegen sie gesprochen wurde, und alle Anzeichen eines baldigen Umschwungs der politischen Verhältnisse in seinem Gedächtniß sammelte. Er meinte zu bemerken, daß die Unzufriedenheit mit dem strammen Regiment des Kurfürsten von Tage zu Tage wuchs. Schon wurden die Titel derer vom Adel untersucht, die während der polnischen Lehnsherrschaft Domänen in Pfandbesitz genommen hatten; man fühlte sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr sicher. Die Abgaben wurden unnachsichtig eingetrieben und reichten doch nicht aus, die sieben Regimenter zu unterhalten, die im Lande stationirt waren. Freilich hielten sie auch jede oppositionelle Bewegung nieder. Zum Mai war wieder ein Landtag ausgeschrieben, aber man wußte, daß er seine ganze Thätigkeit auf die Bewilligung weiterer Steuern beschränken sollte, daß Klagen und Beschwerden gerade jetzt während der Anwesenheit des Hofes höchst mißliebig empfunden werden würden. Immer deutlicher und verbissener konnte man's aussprechen hören: der Beirath der Stände sei doch nur eine leere Form, der Kurfürst thue, was er wolle, kehre sich nicht an die Assecuration. Aller Augen waren über die Grenze nach Polen gerichtet. Dort konnten in Kurzem große Dinge geschehen, alle Errungenschaften der letzten Jahre wieder in Zweifel gestellt werden. Davon zehrte die Hoffnung der Malcontenten.

Kalckstein erwartete von den Ereignissen der nächsten Zeit auch eine Besserung seiner Lage. Er glaubte durch

seine schwere Kerkerhaft für alles, was er etwa gegen den Kurfürsten gesündigt, überhart gestraft zu sein. Noch obendrein eine Geldbuße zahlen zu sollen, die ihn ruiniren müßte, war ihm eine Vorstellung, die ihn empörte, wenn er auf seine Kinder sah. Er hielt das Versprechen für abgezwungen. Auch ferner war er nur dem Zwang zu weichen entschlossen. Er machte daher keinen ernstlichen Versuch, das Capital zu beschaffen, was ihm vielleicht bei äußerster Anspannung seines Credits mit großen Opfern hätte gelingen können. Marie Elisabeth dachte anders darüber. Sie mahnte von Zeit zu Zeit und sagte: „Das Urtheil ist einmal gesprochen und der Kurfürst wird nicht davon abgehen. So lange seine Forderung besteht, sind wir unfreie Leute, seiner Willkür unterworfen. Der Verlust ist groß, aber nicht uneinbringlich. Verkauft lieber einen Theil Eures Besitzes und seit auf dem Rest ein freier Mann. Gern will ich mir jede Beschränkung auferlegen." Er antwortete jedoch: „Das Urtheil ist mit Nichten rechtskräftig. Zu Unrecht ist es in der Hauptsache ergangen und würde längst aufgehoben sein, wenn uns nicht die Appellation nach Polen genommen wäre. Aber nicht für alle Zeit wird sie uns genommen sein. Die Anzeichen mehren sich, daß dieser jetzige Zustand Jedermann im Lande unleidlich dünkt. Man begreift endlich, was man lüderlich verloren hat. Die Jagellonen sind ausgestorben; sie haben in ihre Gruft mitgenommen alle die Schmach, die sie der Republik angethan. Der neue Wahlkönig wird an ihre Verträge nicht gebunden sein, der Reichstag bei erster Gelegenheit die lästige Fessel ab=

werfen. In einigen Monaten muß es sich drüben entscheiden, was zu erwarten steht. Ich will dem Schicksal nicht vorgreifen. Ist das Strafgeld einmal gezahlt, so helfen keine Klagen. Hab' ich's meinem Vater auf dem Sterbebett versprochen, unser Recht nicht fallen zu lassen, so will ich auch Wort halten. Gutwillig steck' ich meinen Arm nicht in des Löwen Rachen."

So nahte denn der Zahlungstermin heran, und es war zur Befriedigung des Kurfürsten nichts vorgesorgt. Man müsse ihn hinhalten, meinte der Oberst, mit der Executive habe es gute Weile: es werde nichts so heiß gegessen, als es gekocht werde. So schrieb er denn wenige Tage zuvor einen Brief an den Kurfürsten nach Königsberg, in dem er kläglich vorstellte: er sei wie ein Gefangener gehalten, könne sich nicht rühren und regen; die Geschwister hätten sich in die Güter einweisen lassen, er sei ein hinfälliger Mann und zu keinem Dienst mehr nütz. So könne er unmöglich das Geld aufbringen; bitte also Kurfürstliche Durchlaucht flehentlich ihm die Strafe seiner Kinder wegen zu erlassen, oder doch ihm zu erlauben nach Deutschland zu reisen, wo er von seinen dortigen Gütern zu verkaufen versuchen wolle. Dieselbe Bitte wiederholte er nochmals bald nach dem Verfalltage.

Der Kurfürst war jedoch sehr erzürnt und wollte keine Entschuldigung gelten lassen. Zu viel Gnade meinte er dem Uebelthäter bereits erwiesen zu haben, dessen Wortbrüchigkeit nun nicht die mindeste Schonung weiter verdiene. Er hatte die Strafgelder bereits zur Verbesserung

gewisser Kammergüter bestimmt und kam nun selbst in Verlegenheit. An den guten Willen Kalckstein's, das Geld zu beschaffen, glaubte er nicht mehr. Er verbot deshalb die Reise nach Deutschland; wolle der Oberst mit Jemand wegen der Güter in der Lausitz ernstlich verhandeln, so könne das auch von Knauten aus geschehen. Das Geld müsse unverzüglich gezahlt werden.

Um ihn zu beschwichtigen, zahlte Kalckstein auf seiner Frau dingende Bitten tausend polnische Gulden auf Abschlag. Er versicherte, daß dies sein ganzer Baarbestand sei, er auch nichts mehr auftreiben könne.

Nun aber glaubte seine jüngste Schwester, die Frau Oberstlieutenant von Kleist, auch ihre Zeit gekommen. Sie hatte sich bei den Angriffen der Geschwister bisher nicht betheiligt. Jetzt bot sich ihr die günstige Gelegenheit, die Lausitzer Familiengüter, die ihr Mann schon wegen ihrer Erbansprüche verwaltete, billig in ihren Besitz zu bringen. Sie war durch die Frau Rittmeister Keller über Alles genau unterrichtet, was in Preußen geschah. Sobald sie erfuhr, daß ihr Bruder den Termin habe verstreichen lassen, benutzte sie dessen Nothlage und bestimmte ihren Mann, dem Kurfürsten das Geld gegen Einweisung in die Güter anzubieten. Sie würden dann niemals wieder ausgelöst werden, rechnete sie.

Der Kurfürst ging bereitwillig auf dieses Anerbieten ein. Er ließ an den Herzog Christian von Sachsen-Merseburg, unter dessen Herrschaft die Güter lagen, mit der Bitte schreiben, den von Kleist wegen der ihm abgetretenen Forderung in diesem Besitz so lange zu schützen,

bis Kalckstein die Schuld getilgt habe. Kleist dankte ihm verbindlichst und versprach zu zahlen, sobald er den Consens des Herzogs habe. Er erinnerte zugleich an die früher geleisteten Kriegsdienste und bat, ihn in Gnaden mit einem Regiment oder einer Escadron zu bedenken.

Kalckstein bekam von diesen Machinationen durch seine Aufpasser Wind. Die Falschheit seiner Schwester empörte ihn. Auf seine deutschen Güter also war's abgesehen, die ihm allenfalls noch eine Zuflucht gewähren konnten, wenn der Kurfürst ihn in Preußen zu hart bedrängte. Sie aus der Hand zu geben und seinen Kindern zu entziehen, konnte ihm ernstlich zuletzt einfallen. Nicht ihm bot Kleist ein Darlehn an, sondern hinter den Kurfürsten steckte er sich, um im Trüben zu fischen. Sich die vier großen Güter für eine Summe weit unter ihrem Werth anzueignen, war seine hinterlistige Absicht. Lieber den Fremdesten, als so heimtückischen Verwandten hätte Kalckstein Rechte auf den Besitz eingeräumt. Er protestirte sofort bei Herzog Christian. Dieser verfuhr ganz pflichtmäßig, indem er seiner Regierung schrieb, sie solle dem Kleist den Consens ertheilen, sobald auch der Oberst Kalckstein um denselben anhalten werde, „welches vor allen Dingen abzuwarten". Hiervon benachrichtigte er den Kurfürsten, der sich nun um nichts gebessert sah. Kalckstein war nicht zur Einwilligung zu vermögen.

In nächster Zeit hielten, wie dieser erwartet hatte, die Landtagsverhandlungen und die Ereignisse in Polen den Kurfürsten so in Athem, daß etwas Ernstliches gegen ihn nicht unternommen wurde.

Das Interregnum dauerte nun schon über ein halbes Jahr.

Der Primas, Erzbischof von Posen und Gnesen, fand seinen Vortheil darin, es nach Möglichkeit zu verlängern. Er war Inter-rex und bezog während der Vacanz des Thrones die Einkünfte des Reichs. Im Senat saß er auf des Königs Platz, wenn auch nicht unter einem Baldachin, wie dieser. Die fremden Gesandten mußten ihm, wie dem König, den ersten Besuch abstatten und sich bei ihm „mit vergüldeten Händen insinuiren". Prazmowski stand auch jetzt unter französischem Einfluß. Er gab noch immer die Hoffnung nicht auf, den französischen Prinzen auf den Thron zu bringen, der dann seine Creatur sein würde und ihm die Regierung überlassen müßte. Diese Candidatur war jedoch sehr vorsichtig zu behandeln, da sie viele Gegner unter den mächtigsten Magnaten hatte, die wegen ihrer Opposition gegen die Wünsche der verstorbenen Königin zurückgesetzt zu werden fürchteten, wenn die Franzosenfreunde nun doch siegten. Der Erzbischof konnte daher für seinen Schützling nur dann Erfolg erwarten, wenn er die Wahl so lange hinzögerte, bis die Uneinigkeit der Parteien in Betreff der andern Candidaten diese um jede Aussicht gebracht hätte. Man mußte ihm dann wohl gut oder übel zustimmen. Inzwischen konnte er seine eigentliche Meinung geheim halten und die Gegner in Bestechungen sich überbieten lassen.

Oeffentlich traten als Bewerber um den Thron der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und der

junge Herzog Karl von Lothringen auf. Ihre Gesandten waren in Warschau schon seit Monaten bemüht, die Stimmen der Senatoren zu kaufen und einander durch allerhand Intriguen Schaden zuzufügen. Es schien nur die Frage, wer über die größeren Geldmittel gebiete und es am längsten aushalten werde. Der Kurfürst von Brandenburg unterstützte den Pfalzgrafen. Sie waren jetzt gut Freund mit einander, nachdem die Streitigkeiten über Cleve und die übrigen Besitzungen am Rhein durch einen dem Kurfürsten günstigen Friedensschluß ausgeglichen waren. Auch Frankreich stellte sich auf diese Seite, jedoch nur um Oesterreich entgegenzuwirken, das den Lothringer begünstigte. Eine Prinzessin des Erzhauses war ihm bereits für den Fall zugedacht, daß er die Krone Polens auf sein jugendliches Haupt setzte.

Dazu drängte noch der russische Czar, der die Krone für seinen Sohn Peter begehrte. Er ließ eine Armee gegen die littauische Grenze anrücken, seine Bewerbung zu unterstützen. Er versprach, verschiedene Städte und feste Plätze, die er im Kriege genommen, der Republik wieder zurückzugeben, eine Armee von 20000 Mann zum beständigen Dienst des Reiches zu unterhalten und zehn Millionen auszuzahlen. Die Versprechungen waren so glänzend, als der Bewerber gefährlich. Es schien noch immer gerathener, den Moskowiter zum Feinde, als zum so nahe verbündeten Freunde zu haben. Der littauische Großkanzler, Casimir Pacz, der eine Französin zur Frau hatte und heimlich die Pläne des Erzbischofs begünstigte, wendete ein, der Unterschied des Glaubens stehe dem Zarewitsch

als unübersteigliches Hinderniß entgegen. Aber der Russe fand dieses Hinderniß keineswegs unübersteiglich; sein Sohn würde den katholischen Glauben annehmen, versicherte er. Doch fand er keine Anhänger.

Die beiden begünstigten Bewerber waren übrigens mit Versprechungen auch nicht karg. Der Pfalzgraf ließ durch seinen Gesandten, einen von Lüneburg, anbieten, er wolle 5000 Mann auf eigene Kosten gegen die Russen halten, neue Festungen erbauen, die alten ausbessern, der Armee den Sold auf ein Jahr zahlen, eine Ritterakademie stiften und zweihundert vom Adel die Reisekosten freigeben. Der Lothringer aber trumpfte, er sei bereit, jährlich 500000 Gulden an die Krone zu zahlen, den Armeen ihren rückständigen Sold zu berichtigen, eine steinerne Brücke bei Warschau über die Weichsel zu führen und ebenfalls Hilfsvölker zu unterhalten. So hoch schien die Ehre geschätzt zu werden, dieselbe polnische Krone zu tragen, die Johann Casimir so schwer gedrückt hatte, daß er seinen Unterthanen sagen konnte: „seid ihr meiner müde, so bin ich es eurer noch viel mehr.“

Der Unterkanzler Andreas Olczowski verkehrte viel im Kalckstein'schen Hause. Er war trotz seines geistlichen Standes ein munterer lebenslustiger Herr, der sich auch mit dem Frauenzimmer gern unterhielt — vielleicht mit dem am liebsten. Sonst als ränkesüchtig und unzuverlässig bekannt, bewies er dem Fürsten Michael viel Freundschaft. Es mochte dabei ununtersucht bleiben, ob dies geschah, weil er sich bei Frau Gabriele einschmeicheln wollte, oder ob er des Fürsten wegen auch sie in sein Herz schloß.

Jedenfalls brachte er selbst in dieser vielbeschäftigten Zeit gern seine Freistunden bei ihr zu. Sie habe etwas, sagte er, was selbst bei vielen sehr schönen, sehr reizenden und sehr geistvollen Frauen seines Stammes nicht anzutreffen sei: Eigenthümlichkeit der Empfindung. Er meine sie schon studirt zu haben, und doch überrasche sie ihn oft durch eine ganz unvorhergesehene Wendung, die nicht vom Kopf, sondern von dem wunderlichen Dinge eingegeben sei, das die Deutschen Gemüth nennten. Durch diese zarten Bewegungen der Seele werde nicht nur die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters angenehm gemildert, sondern auch der rechnende Verstand wohlthätig in Schranken gehalten. Gerade diese wunderliche Mischung von Phantasterei und Besonnenheit zog ihn an. Fast in demselben Athemzuge erinnerte sie an ein deutsches Kindermärchen und fragte sie nach den jüngsten Senatsverhandlungen. Er mußte immer lachen, wenn er sie plaudern hörte, und erfuhr doch manchmal die ernstesten Dinge von ihr, über die er noch nie im Leben nachgedacht hatte.

Er erzählte ihr regelmäßig, was im Reichstage vorging, was die Gesandten offen und im Geheimen trieben, wer von den Senatoren Geschenke angenommen habe. Eines Tages fragte sie ihn, als ob darauf nur so zu antworten sei: „Und wen werdet Ihr wählen?“

Der Bischof mußte aus vollem Halse lachen. „Wenn ich Euch das verrathe, schöne Frau,“ rief er, „so könntet Ihr durch geschicktes Ausplaudern Gold und Edelsteine verdienen. Ich will Euch aber wenigstens sagen, wen

ich nicht wähle: einen Deutschen. Einen Deutschen auf keinen Fall.“

„Und warum keinen Deutschen?“

„Weil der Deutsche für den Polen kein Herz hat. Das ist so meine Ueberzeugung.“

„Und die Deutsche, meint Ihr, auch nicht?“

„Ah! Das ist ein anderes. Wenn ich nicht zum Cölibat verdammt wäre, suchte ich mir eine Frau vielleicht nur in Deutschland. Ob ich freilich eine fände, die Euch gliche —“

„Hoho!“ fiel sie ein, „da merke ich, daß Ihr die deutschen Frauen gar nicht kennt. Die möchten sich bedanken, mir zu gleichen, und aufrichtig gesagt, ich will's auch gar nicht mit ihnen aufnehmen.“

„Mit den polnischen also?“

„Mit denen erst recht nicht. Ich kann mir ihr heißes Blut und ihren leichten Sinn nicht geben. Warum muß man denn aber durchaus da oder dort hingehören? Ich stelle mir vor, es kann auch einmal einer eine Nation für sich sein. Was denkt Ihr davon?“

Er klatschte lachend Beifall. „Ihr seid in der That eine Nation für Euch, Frau Gabriele,“ rief er.

Sie wollte wissen, was von den Kroncandidaten zu halten sei.

„Oh,“ sagte er, „der Pfalzgraf soll ein sehr braver Ehemann sein. Er würde eine Schaar von Kindern mit in's Land bringen. Das macht freilich manchen stutzig. Es wäre zu gut dafür gesorgt, daß der königliche Stamm nicht aussterbe. Vielen ist er auch zu alt. Noch andere

besorgen, daß er trotz des Uebertritts zur katholischen Kirche sein lutherisches Glaubensbekenntniß nicht vergessen habe. Vor allem: er ist ein Deutscher."

„Und der Lothringer?"

„Der ist jung genug, erst sechsundzwanzig Jahre alt, auch unverheirathet. Man kann sich ein mächtiges Fürstenhaus verbinden, wenn man für ihn da freien geht. Seine Munterkeit gefällt, seine Tapferkeit ist außer Zweifel. Sein Beichtvater, der Jesuit Nikolaus Richardus, hat sich die Mühe genommen nachzuzählen, daß sein Haus der Christenheit über dreihundert Heilige geschenkt hat. Man rühmt ihn als einen der reichsten Prinzen."

„Der scheint Euch zu gefallen."

„Ausnehmend! Nur giebt es Sceptiker, die alles bekritteln. Sie meinen, Frankreich könne seine Wahl nicht gutheißen; er würde Lothringen nicht fahren lassen wollen, und daraus könne nur Krieg entstehen. Wäre er so reich, als man ihn ausgebe, so müßte er sehr dumm sein, wenn er seine Schätze lieber dazu verwendete, sich um eine fremde Krone zu bewerben, als seine Länder wieder zu erobern. Und was die dreihundert Heiligen betrifft, so weiß ich doch nicht, ob mein verehrter Bruder Richardus sich nicht verzählt hat. Ich habe mindestens keine Lust ihm nachzurechnen."

Nun lachte Gabriele. „Ei, ei! Euer Eminenz scheint mit dem Herrn Primas dem französischen Prinzen in die Arme fallen zu wollen."

„Ich habe ihn freilich oft genug sagen hören," antwortete der Kanzler, „wenn eine Krone vom Himmel fiele,

so wolle er solche Niemand lieber aufsetzen, als dem Prinzen von Condé. Und in der That: er ist tapfer, heldenmüthig, reich — ein Franzose. Indessen . . ."

„Auch hier ein Indessen?"

„Er ist ein unruhiger Geist, hat in Frankreich gegen den Hof intriguirt, ist in der Religion sehr kaltsinnig, achtet die heilige Beichte nicht und hat sogar einmal — horribile dictu — mit einem Reformirten zusammen an einem Freitage Fleisch gegessen. Das heißt, das sagen ihm seine Widersacher nach — ich selbst bin nicht dabei gewesen. Man hat einen lateinischen Witz auf seinen Namen gemacht: non est cum Deo, qui favet Condeo. Läßt sich aber weder in's Polnische noch in's Deutsche übertragen. Man besorgt, er werde noch mehr Franzosen in's Reich ziehen, woran doch schon jetzt kein Mangel, auch vom Kaiser und andern Potentaten nicht wohlgelitten sein. Auch ist er schon beweibt, was vielen ein Anstoß. Dazu erscheint er von den Ausschweifungen seiner Jugend ganz kraftlos und muß sich fast stets auf einem Stuhl tragen lassen. Der polnische Adel mag ihn nicht."

„Da wird die Wahl freilich schwer."

„Sehr schwer, schöne Frau."

„Muß denn aber der künftige König von Polen durchaus ein ausländischer Prinz sein?"

Olczowski rückte mit dem Kopf gegen die Lehne des Stuhls und sah sie mit einem halbverwunderten, halb listig fragenden Blick an. „Ja, wo kämen denn sonst die Prinzen her?" fragte er.

Gabriele schien gar nicht verwirrt zu werden. „Können die Polen sich nicht zum König wählen, wen sie wollen?“ fragte sie zurück. „Oder muß es der Sproß eines regierenden Hauses sein?“

„Sie können wählen, wen sie wollen,“ bestätigte der Kanzler. „Der geringste Edelmann erlangt durch die Wahl und Krönung alle Rechte der geheiligten Majestät. Aber . . . Es kann manches dem Recht nach geschehen und läßt doch keine Ausübung zu. Wie wär's möglich, daß der polnische Adel sich auf einen aus seiner Mitte vereinigte? Und wenn's doch wider Erwarten geschähe, was für ein Mann müßte der sein, dem's hinterher gelänge, seinen früheren Standesgenossen auch wirklich als ein König zu erscheinen? Und wenn sich der auch fände, in welche Lage brächte er die Republik den fremden Potentaten gegenüber, die zu seiner Anerkennung gezwungen werden müßten? So ein Prinzlein, was auch sonst an ihm sei, erscheint schon vor der Welt als ein höherer und bringt gleich eine stattliche Verwandtschaft mit, die ihn stützt und fördert. Die Regentenweisheit ist ihm gleichsam eingeboren.“

„Ihr scherzt.“

„Ah! So viel man davon in Polen braucht . . . Was sag' ich Euch? In Polen König sein, ist entweder sehr schwer, oder sehr leicht. Ich fürchte, man wird allemal mit dem zufrieden sein, dem's leicht ist.“

„Aber das ist ein Unglück für das Land!“

Er zog den Kopf ein. „Die Freiheit über Alles.“

„Ihr spottet.“

„Vielleicht. Aber mir ist nicht wohl dabei.“ Seine

hohe Stirn legte sich plötzlich in Falten und das Auge blickte ernst. „Ich liebe mein Vaterland,“ sagte er nach einer Weile in ganz verändertem Ton, „und wünsche ihm von ganzer Seele einen König, der es liebt, wie ich. Der könnte nur ein Pole sein. Deshalb hab' ich viel nachgedacht, ob ihm solcher Segen zu Theil werden könnte, auch eine Schrift abgefaßt, in der daran erinnert wird, daß es in Polen noch Verwandte des alten, nun ausgestorbenen Jagellonenstammes giebt, die Familien der Piasten, auf die alle national Gesinnten den Blick richten sollten. Ich habe mich aber bisher gescheut die Schrift auszugeben.“

Gabriele horchte sehr aufmerksam zu. „Weshalb?“

„Weil die Sache der Piasten doch ganz hoffnungslos ist. Freilich sind sie Polen und auch vor den andern Edelleuten durch ihre Abstammung ausgezeichnet, wennschon nicht besser berechtet. Aber ihr Einfluß und Ansehen ist zu gering, um eine große Partei um sich sammeln zu können, und — was fast noch schwerer in die Waage fällt — sie sind wenig begütert. Um in Polen König zu werden, muß man Reichthümer verschwenden können.“

In den Augen der schönen Frau loderte ein heimliches Feuer. „Fürst Michael Wisniowiecki ist auch ein Piast,“ warf sie hin.

„Ja,“ antwortete der Bischof-Kanzler, — „und der allerärmste von allen. An ihn ist am wenigsten zu denken.“

Gabriele zog die Lippe zwischen die scharfen perlweißen Zähne. „Ihr habt sicher Recht,“ sagte sie mög-

lichst leichthin. „Und er selbst denkt auch nicht daran. Aber die Schrift solltet Ihr doch im Druck ausgeben.“

„Es geschieht vielleicht noch,“ meinte er und spielte die Unterhaltung auf ein anderes Thema hinüber.

Fürst Michael dachte wirklich nicht daran, sich auf eine ganz aussichtslose Concurrenz einzulassen. Es schmerzte ihn nicht einmal, daß er so zurückstehen mußte. Er war nicht ehrgeizig, spannte seine Kraft ungern an, fühlte sich ganz zufrieden mit seinem Loose. Unruhe und Aufregung liebte er nicht. Obgleich er sich gern mit den Büchern beschäftigte, ein guter Reiter und Jäger war, trieb er doch nichts leidenschaftlich. Er war mit aller Welt gut Freund, weil er Niemand den Weg verstellte. Wärmer und lebhafter schlug sein Herz nur für Gabriele und für sein Söhnchen. Fühlte er einen Mangel, dann war es sicher nur der, ihnen nicht noch mehr von seiner Zeit widmen zu dürfen, und nicht reich genug zu sein, um ihnen das Leben ganz nach Wunsch vergolden zu können. Nur müsse Gabriele nicht verlangen, daß er ihretwegen in einen Kampf mit der Gesellschaft trete. Das Glück stehe auf einer Kugel, meinte er; es sei allemal gefährlich sie anzustoßen.

Aber Gabriele war so duldsam ergeben in den Willen des Geschickes nicht. Keinen Augenblick hatte sie der Gedanke verlassen, daß sie eine Fürstin sei, und daß die Zeit kommen müsse, in der alle Welt sie so zu erkennen habe. Ihre Phantasie konnte nicht müde werden, sich eine Zukunft auszumalen, die an Glanz alles Gegenwärtige weit überstrahlte. Sie liebte Michael, weil er

ihr ehrgeiziges Herz befriedigen konnte, befriedigen mußte. Vielleicht hätte sie für ihr ganzes Leben glücklich sein können, wenn sie erreichte, was es als sein gutes Recht erstrebte. Seit Kurzem aber hatte sich noch ein anderer Wunsch zugedrängt. Er beherrschte sie immer despotischer, trübte alle ihre Vorstellungen des Wirklichen, verwirrte ihren Verstand. Sie wußte längst, was sie von Olczowski herausgefragt hatte: Fürst Michael gehörte zu den durch ihre Geburt zum Thron Berufenen. Es mochte nach Lage der Dinge im allerhöchsten Maße unwahrscheinlich sein, daß man auf ihn Rücksicht nahm; die Möglichkeit war doch nicht ausgeschlossen, und das genügte ihr, einen Faden anzuknüpfen und munter fortzuspinnen, bis er so hoch hinaufreichte. Es war nicht unsinnig zu hoffen, daß ihr Gemahl König würde. Seit dies feststand, beschäftigte sich ihr lebhafter Geist nur noch mit der Frage, was geschehen müsse, auf dieses, sei es auch aus weitester Ferne lockende Ziel hinzuarbeiten.

Eines Abends, als sie auf Michael's Schooß saß und sich seinen Liebkosungen hingab — der kleine Thomas spielte zu den Füßen des glücklichen Paares auf einem Teppich — sagte sie: „Erinnerst Du Dich noch des Tages, Michael, als wir einander zum ersten Mal sahen?“

„Gewiß,“ antwortete er, sie küssend. „In diesem Zimmer war's und ich stand dort im Alkoven hinter dem Vorhang, ganz betäubt von Deiner Schönheit.“

„Und was geschah dann?“

„Du legtest Karten wie eine Zigeunerin, und ließest auch mich zu Dir herantreten.“

„Und was prophezeiten Dir die Karten?“

„Ich weiß es nicht mehr — achtete nur auf Deine Augen und Hände.“

„Schmeichler! Aber Du weißt es wohl. So etwas vergißt man nicht. Welche Karte schlug zweimal auf?“

„Der König.“

„Ja, der König. Und das bedeutet, daß das Schicksal Dir eine Krone zugedacht hatte.“

Er lachte. „Das bedeutete, daß zufällig die Karten so gemischt waren, wenn nicht gerade diese zierlichen und sehr geschickten Fingerchen nachhelfend —“

„Nein, Michael,“ fiel sie ernst ein, „das darfst Du nicht glauben. An diesem Orakelspruch bin ich ganz unschuldig. Ich hatte damals keine Ahnung davon, wo der Stammbaum Deines Geschlechts wurzelte. Es war sehr merkwürdig, daß der König zweimal aufschlug.

„Gut! also ein sehr merkwürdiger Zufall.“

„Warum Zufall? Was ist das: Zufall? Entweder alles in der Welt ist Zufall oder nichts. Warum lagen gerade die Karten so gemischt, daß der König aufschlagen mußte? Mußte, Michael! Und warum lagen sie gerade so gemischt, als Du sie befragtest? Wie willst Du darauf antworten?“

„Du bist abergläubisch, Gabriele.“

„Weil ich an keinen Zufall glaube? Lehrt uns nicht unsere Religion vielmehr, daß alles Bestimmung sei und kein Spatz auf die Erde falle, ohne den Willen des Höchsten?“

„Aber es ist Aberglaube, daß er seinen Willen im

Voraus kund thun werde durch die Kartenblättchen in der Hand einer Wahrsagerin — die nicht einmal eine richtige Wahrsagerin war."

„Gerade weil ich's nicht war, Michael . . . Es kann sein, daß sie sich oft allerhand Teufelskünste bedienen, den Karten eine Voraussagung zu entlocken, die dann zutrifft, weil der böse Geist hinter Gottes Rathschlüsse gekommen ist und denen in der Zeit dienen muß, die er für die Ewigkeit gefangen hat. Hier aber gelten keine Künste. Mein Herz war rein wie meine Hand. Es war ein ganz unschuldiges Spiel, das ich trieb; und doch . . ."

„Nun ja, ein Spiel."

„Aber es sollte Bedeutung haben."

„Welche Bedeutung, Kind?"

„Es ist eine Krone zu vergeben, Michael."

„Woran denkst Du?"

„Woran das Schicksal gedacht hat."

„Thorheit!"

„Weshalb Thorheit? Wär's denn so unerhört, wenn das Allernatürlichste geschähe und ein Piast König von Polen würde?"

Er nöthigte sie sanft aufzustehen und erhob sich selbst. „In der Politik ist meist das Natürlichste das Unwahrscheinlichste," sagte er, augenscheinlich verstimmt. „Es wäre Thorheit, wenn einer meiner Vettern sich's gelüsten ließe, seinen Namen auf die Liste zu stellen: man würde ihn erst nackt ausziehen und dann auslachen. Es ist ja nicht verwunderlich, daß es in diesem Zwiespalt der Meinungen auch Leute giebt, die der Piasten gedenken: der Wirrwarr

wird um so größer, und sie fischen indessen um so besser im Trüben. Ernstlich kann von einer solchen Candidatur nicht die Rede sein. Ich selbst könnte, wenn ich's mit Polen gut meine, keinem Bewerber meine Stimme geben, der an Reichthum und Einfluß von vielen polnischen Edelleuten überboten würde. So denken alle Verständigen."

Gabriele stützte sich auf seinen Arm. „Die Krone kann Macht und Reichthum geben," flüsterte sie ihm zu. „Wer sie trägt, ist über Allen. Wenn Du König wärst —"

„Ich —?" unterbrach er unwillig. „Was spukt doch in Deinem Köpfchen herum, Kind? Wenn ich König wäre . . . ! Mit ebenso guter Aussicht könnt' ich einen Stern vom Himmel herunterwünschen, ihn in einen Ring für Deine kleine Hand fassen zu lassen. Das sind Grillen, die nichts taugen."

Sie streichelte seine Wange. „Ich liebe Dich, Michael."

Er haschte mit dem Munde ihre Hand und küßte sie. „Ich glaub's nicht," sagte er scherzend. „Wenn Du mich liebtest, könntest Du nicht einmal im Traum wollen, daß ich der unglückseligste Mensch würde. Was sollte mir eine Krone, die ich nur zum Spott der Großen des Landes tragen könnte? Ich danke Gott aufrichtig, daß ich vor der Versuchung bewahrt bin, auch nur mit einem Gedanken sie zu begehren. Nein, nein! nicht eine schmeichelnde Bitte, nicht einen Händedruck, nicht einen Batzen geb' ich dafür aus. Mag sich ein so zweifelhaftes Gut erbetteln oder erkaufen, wer da will, ich bin froh, mich nicht darum bemühen zu dürfen und mein freier Herr zu bleiben."

Gabriele warf den langen, mit Goldfäden durchflochtenen Zopf ärgerlich über die Schulter zurück. „Wenn Du königlicher gesinnt wärst . . .,“ murmelte sie.

Er nahm den Buben vom Teppich auf und ließ ihn auf dem Arm tanzen. „Das gehört uns,“ sagte er, „daran wollen wir uns erfreuen, so lang uns des Glückes Sonne scheint. Wer weiß . . . Ach! wie thöricht Du bist, Gabriele. Nichts Traurigeres könnte uns treffen, als wenn Deine Wünsche sich erfüllten. Aber ich kenne Dich ja: Du hast die Märchen gern, und es scheint Dir gar vergnüglich in einem selbst mitzuspielen. Da sind die Kartenkönige mächtige Herren! Denke Dir's nur recht hübsch aus; ich will Dir zuhören, wenn Du's erzählst, und Beifall klatschen. Aber es soll enden, wie die Märchen alle: und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.“

Gabriele schwieg, kam auch bei ihm nicht wieder auf den Gegenstand zurück. Aber das Feuer, das sie so emsig geschürt hatte, erlosch nicht, und sie legte täglich neuen Brennstoff zu. Immer mehr wurde es ihr zur Gewißheit, daß die Karten in ihrer Hand nicht lügen konnten. Ihr selbst war etwas Großes bestimmt, das war von frühester Jugend an ihr zuversichtlicher Glaube gewesen. Sie hatte gemeint, es schon erreicht zu haben — nun lachte sie sich selbst deshalb aus. Weshalb wäre sie das Weib des Mannes geworden, dem sie eine Königskrone verkündete? Ihr logen die Karten sicher nicht!

Sie ging mit aller Vorsicht zu Werke, sich nicht zu verrathen. Die vornehmen Herren, die ihr Besuche ab-

statteten, ließen sich leicht im Gespräch auf die Königswahl bringen, die alle Gemüther in Aufregung setzte. Sie konnte dann von fern andeuten, welche Möglichkeit bliebe, keinem der hohen Bewerber den Vorzug zu geben, um keinen zu erzürnen; sie konnte so die Gesinnungen ausforschen, die Widerstrebenden mit Schmeicheleien umgarnen, die Willigen anspornen. Sie sprach nicht vom Fürsten Michael, nur von einem Piasten im Allgemeinen; man wußte doch, was sie meinte. Niemand gab ihr Versprechungen, sie forderte sie auch nicht. Es schien ihr vorerst ganz genug, daß man sich an die Vorstellung gewöhnte, es sei nicht geradezu lächerlich, an das Nächstliegende zu denken. Olczowski setzte sie so lange zu, bis er wirklich seine Schrift: Censura Candidatorum Sceptri Polonici veröffentlichte. Selbst Heinrich Rohde wurde jetzt herangezogen und mit ungewöhnlicher Herablassung zum Vertrauten gewählt. Er hatte beim Adel Verbindungen, die von Vortheil sein konnten. „Bedenkt, was Ihr selbst gewinnt," sagte sie ihm, „wenn Euer Herr zur höchsten Macht gelangt. Schon wenn man ihn nur unter den Candidaten nennt, wird sein Ansehen wachsen, und das Eure mit. Hört nicht auf, von ihm zu sprechen, als von einem ritterlichen, edelmüthigen, freigebigen Fürsten, dem Sohne des vielgerühmten Wojewoden von Reußland, dem Enkel und Urenkel der Zamoiskis, die das Siegel von Polen geführt und seine siegreichen Schlachten geschlagen haben, dem Sproß des erlauchten Geschlechtes der Coribut!" Es war jener polnische Edelmann Johann Passek nach Warschau gekommen, der zu Frau von Lubmirska gefunden

hatte, als in ihrem Salon noch gespielt wurde, und so lustige Geschichten zu erzählen wußte. Er versäumte auch jetzt die Aufwartung nicht und wiederholte öfters seinen Besuch. Er berichtete, daß der kleine Adel aus den Wojewodschaften mit dem Lauf der Dinge sehr unzufrieden sei. Er sehe es mit Aerger, wie die Prälaten und Senatoren sich von den Fremden bestechen und erkaufen ließen, an des Vaterlands Wohl aber zuletzt dächten. Er selbst nannte es einer großen Nation unwürdig, sich so vom Golde unterjochen zu lassen. Bei ihm hatte die schöne Frau wenig Mühe, einen begeisterten Vertheidiger ihrer geheimen Pläne zu gewinnen.

Der Erzbischof-Primas hatte die Wojewodschaften zur Wahl des neuen Königs mit dem Wunsche aufgefordert, sie möchten sich bei der Wahl durch Abgeordnete vertreten lassen. So nur könne die Gefahr abgewendet werden, die eine Versammlung aller zur Wahl berechtigten polnischen Edelleute nothwendig mit sich bringen müßte. Er hoffte im Stillen, um so leichter die Wahl des Prinzen Condé durchzusetzen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Wojewodschaften erklärten sich laut dagegen und ließen alle aufsitzen, „als wenn in den Krieg gezogen werden sollte“. Sie versammelten sich in guter Ordnung in den dazu angewiesenen Ortschaften und brachen darauf nach Warschau auf. „Wie aus einem Aermel strömten sie heran,“ erzählte Passek im Kalcksteinschen Hause, „große Herren mit ihrem Geleite und Kriegsvolk, lauter stattliche, schöne Leute langten dort an. Boguslaw Radziwill allein führt gegen achttausend herrlicher

Mannschaft an". Kein Wunder, wenn dem Erzbischof bange wurde. Doch gab er seine Hoffnungen noch nicht auf.

Auf der Ebene vor der Stadt waren die Lager errichtet. Man versammelte sich in den Wahlzelten. Die fremden Gesandten erschienen dort und rühmten ihre hohen Vollmachtgeber. Bei den Berathungen in den Kreisen waren die Meinungen sehr getheilt. Die einen eiferten für den Pfalzgrafen, die andern für den Herzog von Lothringen. Dem letzteren wandte sich wegen seiner bekannten Ritterlichkeit die Mehrzahl des Adels zu. Den französischen Prinzen gelang es auszuschließen, ohne daß doch seine Anhänger dadurch ganz zum Schweigen gebracht werden konnten. Noch wochenlang wurde die eigentliche Wahlhandlung hingezogen. Die Wojewodschaften verhielten nicht ihre Ungeduld und sprachen laut gegen den Erzbischof, von dem sie sich arger Ränke versahen.

Nun wurden die fremden Gesandten ersucht, die Stadt zu verlassen und ihren Aufenthalt in einigen Meilen Entfernung zu nehmen. Sie gehorchten, kamen aber doch heimlich am späten Abend und in Verkleidung nach Warschau, ihre Intriguen weiter zu spinnen, die Schwankenden zu befestigen, die Gegner zu bestechen. Mönche, Lakaien, Juden waren als Vermittler in emsigster Thätigkeit. Es war nicht möglich zu entscheiden, welche der beiden großen Parteien ein Uebergewicht an Stimmen haben werde. Man hatte den Eindruck, daß eine Doppelwahl unvermeidlich sei. Dann mußte das Aufgebot aus den Wojewodschaften mit dem Säbel in der Faust um den Sieg

des einen oder anderen Candidaten kämpfen, die Republik gegen die Republik auf den Plan treten.

Auf dem Kolo, dem Wahlplatz vor der Stadt, war ein großer Schuppen aus Brettern aufgeschlagen, in welchem sich der Senat versammelte. Hunderte von Carossen mit schönen, prächtig geschirrten Pferden bespannt, von Vorreitern in kostbaren Anzügen eskortirt, brachten die vornehmen Herren auf das Feld hinaus und warteten auf ihre Rückkehr. Der Adel, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, campirte in den Zelten rings umher oder umritt den Kolo in größeren und kleineren Schaaren. Da der Senat zögerte, verlangte das Aufgebot binnen drei Tagen eine einhellige Wahl, sonst werde man selbst einschreiten. Der Bischof von Cujavien und der Castellan von Lemberg machten den Vorschlag, daß man die Namen der beiden Kronwerber auf Zettel schreiben, sie in einen Kelch thun und den einen daraus durch einen dreijährigen Knaben solle herausziehen lassen. Wen das Loos träfe, der sollte „von Gott und durch das Glück" erwählter König von Polen sein, jeder, der sich dem widersetze, für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Aber der Vorschlag gefiel keiner Partei und wurde verworfen.

Immer ungeduldiger drängte der Adel zu. Es kam zu Wortgefechten zwischen einzelnen aus seiner Mitte und Senatoren. Man fürchtete noch immer, daß es auf den französischen Prinzen abgesehen sei. Ein Edelmann aus der Wojewodschaft Lenczyza rief dicht am Kreise vom Pferde herunter: „Wählt den Condé nicht, sonst werden die Kugeln um eure Köpfe pfeifen." Darüber ungehalten,

antwortete ein Senator heftig. Sogleich fing man aus dem Aufgebot zu schießen an. Es entstand ein furchtbarer Lärm, den der Marschall Potocki vergebens zu stillen bemüht war. Die Säbel rasselten aus den Scheiden, die Pistolen knallten, die Fahnen bewegten sich gegen die Szopa, das von allen Seiten offene Bretterhaus. Zwei wurden darin erschossen, einer verwundet. Die Senatoren flüchteten, um ihr Leben zu retten und verkrochen sich theils unter die Sessel, theils unter die Wagen. Auf dem Kolo wurden allerhand Gewaltthätigkeiten verübt; die Reiter suchten das Fußvolk, das zum Schutz des Senats aufgestellt war, zu zersprengen und niederzutreten. „Verräther, wir hauen euch nieder — wir lassen euch nicht von hinnen — umsonst verwirrt ihr die Republik — wir werden andere Senatoren wählen — wir werden aus unserer Mitte einen König ausrufen, wie ihn Gott uns in den Sinn giebt," erscholl es von allen Seiten gegen den rings umlagerten Kreis.

Endlich mußte man doch einsehen, daß auf solche Weise nicht zum Schluß zu kommen sei. Die Fahnen wendeten sich deshalb wieder gegen das Feld. Die Bischöfe und Senatoren krochen halbtodt unter den Wagen und Sesseln hervor und begaben sich in ihre Wohnungen oder Zelte. Am folgenden Tage wurde keine Sitzung gehalten. Passek, der unter den Tumultuanten vorn an gewesen war, erzählte lachend, die Herren müßten sich nach jener Erschütterung mit Oel salben, um sich von dem Schrecken zu erholen. Auch die Wojewodschaften hielten sich im Lager.

Als aber auch am dritten Tage die Senatoren sich fern hielten, schickten die Wojewodschaften zum Erzbischof und ließen ihn auffordern, im Felde zu erscheinen, um die weiteren Berathungen zu eröffnen. Er ließ antworten, er werde nicht dahin kommen, weil er seines Lebens nicht sicher sei; auch die übrigen Herren Senatoren würden nicht erscheinen. Es erging an ihn wiederholte Aufforderung mit der Anzeige: „Wer ehrlich und ein Senator ist und mit uns stimmt, der komme heraus; die Heere rücken auf den Wahlplatz; wir werden unsere Herren selbst erwählen; wer sich nicht herausbegiebt, soll für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden und mag dann sehen, wie er davon kommt.“ Wirklich rückten die Wojewodschaften aus und hielten eine Viertelmeile vor den Wahlzelten an. Viele Senatoren blieben aus Furcht in der Stadt. Die erschienen, versammelten sich nicht mehr in der Szopa, sondern begaben sich zu ihren Wojewodschaften und verhandelten mit denselben, indem sie ihnen schmeichelten. Der Krakauer Castellan Warszycki entblödete sich nicht zu sagen: „Bei seinem heiligen Namen, ich lobe ein solches Verfahren! Darin muß sich der polnische Stolz bekunden, daß den König der ganze Adel und nicht ein bestimmtes Häuflein Leute wählt. Deshalb fühle ich mich nicht gekränkt, wenn auch die Kugeln um meinen Kopf geflogen sind. Sollte ich es erleben, so werde ich sogar darauf bestehen, daß die Reichstage zu Pferde abgehalten werden, denn anders können die Landboten unsere Freiheiten, die von den Vorfahren mit so vielem Blute erkauft sind, nicht beschützen. So lange die Polen also ge-

handelt haben, hat auch die goldene Freiheit geblüht. Wir müssen durchaus vom Traum erwachen und auf kurze Zeit häusliche Bequemlichkeiten vergessen!" Diese Rede fand großen Beifall.

Darauf rückten die Wojewodschaften auf das Wahlfeld und hielten dort an. Als dies aus der Stadt bemerkt wurde, eilten viele Senatoren zu Wagen herbei, so schnell die Pferde laufen wollten. Sie hatten gemeint, man würde sie bitten und könne ohne sie nichts anfangen; nun merkten sie, daß sie sich täuschten. Viele aber ließen sich aus Furcht krank melden, oder waren's wohl auch wirklich vor Schreck geworden. Auch der Erzbischof kam herbei und sah, daß man sich weder vor ihm bückte, noch ihn um Verzeihung bat.

Als die Senatoren, so viel ihrer waren, sich in der Szopa niederließen, hätte man glauben sollen, daß sie vom Krankenlager aufgestanden wären, denn keiner sprach zum andern ein Wort. Da erhob einer aus dem Haufen seine Stimme: „Meine Herren, wir sind nicht hierher gekommen, um zu faulenzen, denn wir richten nichts aus, wenn wir schweigen und einander ansehen. Weil aber der Priester Prazmowski seinem Amte und seiner Pflicht kein Genüge thut, so bitten wir den Herrn Castellan von Krakau, als den ersten Senator im Kreise, unser Director zu sein. Wir wählen ja keinen Papst, deshalb brauchen wir keinen Priester."

Da nun der Erzbischof merkte, daß man mit jenem einverstanden war, erhob er sich und sprach: „Meine Herren, so lange ich lebe, werde ich nicht aufhören meiner

Pflicht gemäß dem Vaterlande und jedem von euch zu dienen. Laßt uns daher mit Glück beginnen, was Gott segnen wird, da ich mit der gesammten Geistlichkeit seine heiligste Majestät inbrünstig gebeten habe, daß er mit der Gnade des heiligen Geistes unsere Herzen erleuchten möge, ihm selbst zum ewigen Ruhme und dem Vaterlande zum Heile. Nennet, ihr Herren, denjenigen, welcher unter so vielen würdigen Bewerbern euch am meisten gefällt; ich, als älterer Bruder, stehe zu eueren Diensten."

Nun wurden verschiedene Namen gerufen; man sprach für den einen und den andern, widerlegte des Vorredners Behauptungen. Zuletzt riefen viele durch einander. Während sich das zutrug, wurde bei den Großpolen geschrieen: „vivat rex!" Da man nicht wußte, was das bedeute, sprengte Passek mit einigen andern von der Krakauer Wojewodschaft hinüber und fragte, wer ausgerufen worden. Der Herzog von Lothringen war dort benannt worden. Das wurde im Kreise berichtet. In zwei anderen Wojewodschaften aber rief man: sie brauchten keinen reichen Herrn; wer ihr König heiße, der sei reich; sie brauchten keinen, der mit fremden Monarchen verwandt sei, weil das ihre Freiheit gefährde, sondern einen kräftigen, tapferen Mann. Deshalb nannten sie den Piasten Polanowski, der von dem großen Wojewoden Czarniecki selbst in der Kriegskunst unterrichtet worden. Der gefiel aber wieder andern nicht. Passek, von Ungeduld getrieben, eilte zu denen von Sandomir, die den Krakauern zunächst standen, und forschte sie aus. Auch sie wünschten einen Piasten, erinnerten sich aber der Tugend

und Biederkeit des verstorbenen Fürsten Wisniowiecki und wünschten sich seiner Nachkommenschaft dankbar zu beweisen. „Wir brauchen den König nicht in der Ferne zu suchen," sagten sie, „wir haben ihn unter uns. Dort sitzt der Fürst Michael. Warum sollen wir ihn nicht nennen? Stammt er nicht aus alter fürstlicher Familie? Ist er der Krone etwa nicht würdig?" Dies griff Passek eifrig auf, ritt zurück und rief: „Meine Herren, es ist bereits in mehreren Wojewodschaften ein Piast genannt worden."

„Welcher?" fragte der Castellan von Krakau.

„Dort Polanowski, hier Wisniowiecki. Ich bin für diesen."

Das gefiel dem Castellan, denn er war ein Verwandter Wisniowiecki's.

Indessen hatte auch der Wojewode von Kalisch, Opalinski geredet: „Woran denken wir, daß wir uns wegen Fürsten vereinigen wollen, die wir niemals gesehen haben und die uns vielleicht mit ihrem Scepter schlagen werden? Unsere Vorfahren waren weit klüger, als sie einen Piasten wählten. Wir wollen den Pfalzgrafen seine große Familie und seinen kleinen Staat regieren, den Lothringer aber sein Geld dazu verwenden lassen, wieder in sein Land zu kommen. Wählen wir einen Piasten!" Das fand Beifall. Man forderte ihn auf, einen Piasten vorzuschlagen. Dies setzte ihn freilich in Verlegenheit. Von ungefähr fiel sein Blick auf den Fürsten Michael Wisniowiecki, der unter dem Adel saß. Er nannte ihn und man stimmte zu. Nebenan standen die von Posen und traten gleich bei. Ihr Bischof freilich war lothringisch, ihr Castellan und

Fähndrich neuburgisch gesinnt. Sie versuchten deshalb Widerspruch. Als sie jedoch die Säbel zücken sahen, schwiegen sie still. Die Groß-Polen folgten diesem Beispiel. Die von Reussen und Belcz verlangten dagegen keinen Piasten, ebenso wenig die Littauer. Der Kronfeldherr Sobieski, der Fürst Radziwill und der Kanzler Pacz hatten gegen Wisniowiecki vieles einzuwenden.

Denen aus Sandomir dauerte die Berathung zu lange. Sie schrieen: „Vivat Piast!" Die den Polanowski genannt hatten, glaubten, daß dieser gemeint sei und stimmten in den Ruf ein. Er setzte sich bei den andern Wojewodschaften fort. Man ritt hin und her und rief: „Vivat Piast! vivat der König Michael!"

Bald wurde nur noch dieser Name gehört. Einige, die ruhiger überlegten, suchten Einhalt zu thun. „Bei Gott! was machen wir? Sind wir verrückt? Haltet an, so kann es nicht sein!" Vergeblich. Schon eilte man zum Erzbischof, ihm Bericht zu erstatten, ersuchte ihn, den neuen König auf dem Wahlfelde öffentlich zu ernennen. Sobieski und einige andere bemühten sich, ihn davon abzuhalten. Da lief die überraschende Kunde ein, daß auch Radziwill und Pacz dem Adel beigetreten seien. Nun ergab sich der Primas und sagte: „Das ist ein Fingerzeig Gottes!"

Inzwischen hatte Fürst Michael ruhig dagesessen und sich um die Wahlhandlung wenig gekümmert. Als er Vivat Piast! rufen hörte, hatte er mitgerufen, ohne zu ahnen, daß er selbst gemeint sei. Nun donnerte es von allen Seiten: „Vivat rex Michael!" Auch jetzt noch war

er überzeugt, es gelte einem andern. Erst als die von Krakau, Passek voran, mit ihren Fahnen zu denen von Sandomir eilten, diese sich anschlossen, die anderen Fahnen folgten und man ihn nun mit wildem Geschrei von seinem Sitz aufriß und in den Kreis schleppte, erkannte er, was geschehen war und erschrack heftig darüber. Wie betäubt und kreidebleich und zitternd an allen Gliedern murmelte er wiederholt die Worte: „Mag dieser Kelch an mir vorübergehen!“ Er brach in Thränen aus und versicherte die Umstehenden, er sei nicht tüchtig genug, eine solche Last zu tragen. Aber ein verstärktes: Vivat rex Michael! war die Antwort. Man überhäufte ihn mit Glückwünschen. Der Erzbischof-Primas rief ihn feierlich als König aus, nahm ihm den Eid auf die Wahlartikel ab und verrichtete die Ceremonien, die seines Amtes waren.

So hatte der Adel gesiegt: ein nationaler König war gewählt. Auf dem ganzen Felde erhob sich lauter Jubel. König Michael wurde auf ein weißes Pferd gesetzt und im Triumph nach Warschau geleitet.

Sein Herz aber war schwer bekümmert.

C. G. Röder, Leipzig.

Der große Kurfürst in Preußen

Bd.: 3,1

1887